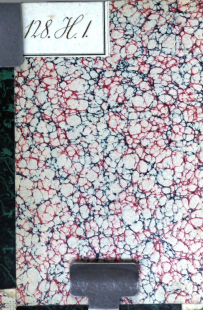
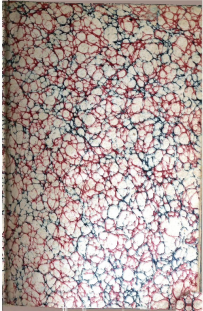
JOHANNES KEPLER. HISTORISCHE ERZÄHLUNG. PRAG 1857. 2 TLE

Julie geb. Burow
Pfannenschmidt

Digitized by Google


118. H. 1.



Digitized by Google

Digitized by Google

Johannes Kepler.

Historische Erzählung

von

Julie Burow.

Zweite Abtheilung.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

133577-A
1865, 23-1

Digitized by Google

Druck von Heinr. Merey in Prag.

Digitized by Google

An die geehrten Leſer ſtatt einer Vorrede.

Indem ich dem Publikum Deutſchlands dieſes Buch übergebe, halte ich es für nothwendig, zu ſagen, daß ſeit der Zeit, da ich das Leben Johannes Kepler's zu ſchreiben begann, Jahre ſchwerer Leiden über mein Herz gegangen ſind. Ich habe am Sarge meines Gatten geweint, und mir ſelbſt hat der Tod ſehr nahe geſtanden. Jetzt bin ich wieder geneſen und trete vor meine geehrten Leſer mit ſorgendem Herzen, da ich fürchte, daß dieſelben das Intereſſe für meinen Helden einigermaßen verloren haben könnten.

Möge Alexander von Humboldt's Brief die Kraft haben, es neu zu erwecken.

Auch er, der große Gelehrte, der humane, edelherzige Greis, iſt nun ſchon eingegangen zum ewigen Licht!

Digitized by Google

Ich gedenke ſeiner mit Ehrfurcht und freue mich der Güte und Nachſicht, mit der er den Beginn der Arbeit beurtheilte, von welcher ich hier meinen Leſern den Schluß übergebe.

Möge das gütige Wort, das der große Mann über dieſen Theil meines Werkes ſagte, ein prophetiſches ſein und das edle deutſche Publikum den dramatiſchen Theil des Lebens Johannes Kepler's mit Güte aufnehmen.

Julie Pfannenſchmidt-Burow.

Digitized by Google

Alexander von Humboldt

an

Frau Julie Pfannenschmidt-Burow.

Ich komme, in tiefe Scham gehüllt, und weiß nicht, wie ich den verspäteten Ausdruck meines Dankes vor Ihnen, verehrte Frau, rechtfertigen soll. Ein langes Unwohlsein, das im neunundachtzigsten Uralter doppelt schwächt, und die bewegte Zeit, deren Festen in meiner Lage ich mich nicht entziehen konnte, haben meine so ausgedehnte Correspondenz in eine Verwirrung gebracht, die mich in die Gefahr setzt, da vielleicht als gefühllos zu erscheinen, wo man mir unaufgefordert mit so anmuthiger Wärme entgegengekommen ist. Der Abscheu, den ich von jeher vor einem Secretär gehabt, weil er

Digitized by Google

mir alle Freiheit des individuellen innern Lebens nimmt meinen Freunden gegenüber, weil ja dictirte Briefe, die der letzten Jahre von Goethe nicht ausgenommen, eine gletscherartige Nüchternheit haben, hat mich öfter als Andere in die Lage gesetzt, um Nachsicht flehen zu müssen. Das thue ich denn jetzt vertrauensvoll vor Ihnen, da Sie, meine edle, geistvolle Freundin, mich durch Ihr Wohlwollen zu dem Stolze veranlassen, zu glauben, daß charakteristische wenige Worte, in eigene unleserliche Hieroglyphenschrift verhüllt, in gekrümmte und eckige Zeilen zusammengedrängt, Ihnen lieber als fremde Schrift sind. Arago pflegte von meinen Briefen zu sagen, man lese sie leicht, wenn man, wie beim Rechnen, ausstreiche, was man eben entziffert habe.

Auf so langem dissolutorischen Umwege gelange ich

endlich zu dem ſchönen Werke, das Sie mir ſo liebevoll zugeeignet und von dem Sie ſo wahr ſagen, daß es das Werk eines Frauenherzens iſt, von ehrfurchtsvoller Liebe geſchaffen, daß es den ſeltenen, geiſtiger Freiheit treu ſich opfernden Mann und zugleich die Zeit darſtellt, in der er ſo Großes und ſo Dauerndes gewirkt. Sie haben Ihre Aufgabe glücklich gelöſt, weil Sie tief durchdrungen waren von dem, was den Charakter Ihres Helden bildete, weil Sie, unſerer Sprache mächtig, im Forſchen den Situationen Leben einzuhauchen gewußt haben. Ich habe jedes der anmuthigen Bändchen geleſen und nichts aufzufinden gewußt, was Miß Karoline Herſchel würde getadelt haben. Anziehend in der Erzählung war mir die Häuslichkeit Meiſter Guldenmann's und Apollonia's im erſten Bande, der erſte Verkehr zwiſchen Kepler

und Mäſtlin im zweiten Bande, ja, das ganze ſechzehnte Kapitel im letzten Bande. Geiſter haben mir jetzt Ihre Bändchen abgeliehen, und wie wäre zu zweifeln, daß die Fortſetzung, welche den dramatiſchen traurigen Theil enthält, Ihnen nicht ebenſo (ich ſage nicht beſſer) gelingen werde! Möge dieſer warme Ausdruck meines Dankes und meiner Anerkennung Ihres Talents Ihnen Freude machen. Ich beklage, den Genuß entbehrt zu haben, Sie und Ihre Frau Tochter in meinen Mauern zu begrüßen.

Berlin, 22. März 1858.

Mit innigſter Verehrung

Ihr gehorſamſter und erkenntlichſter

A. v. Humboldt.

Zueignung

an

Herrn Ch. Gruner,

königl. würtembergiſcher Ober-Amts-Reviſor, Ritter des kaiſerl. öſterreich. Franz-Joſeph-, des königl. preußiſchen Kronen- und des königl. bairiſchen Verdienſtordens, Mitglied mehrerer gelehrten Vereine, Geſchäftsführer beim Comité des Kepler-Denkmals, Ehrenbürger der Stadt Weil.

Ich grüße Dich, der Du aus gleicher Ferne
Emporgeblickt, wie ich, zu jenem Sterne,
Der ſtrahlend über Deutſchlands Nacht einſt ſtand.
Dich, Kepler's Freund, kann ich den meinen nennen,
Du wirſt die Regungen der Seele kennen,
Die ſich mit Kepler's edlem Sein verband.
Er war mein Stern ſeit meinen Kindertagen,
Wo oft ich ähnlich Leid wie er getragen,
Wo ich ſein hohes Streben früh erkannt.
In Dir hab' ich ein Menſchenherz gefunden,
Dem ohne Schaun ſich meines treu verbunden.
In Kepler, Theurer, ſind wir wahlverwandt!

Julie Pfannenſchmidt-Burow.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

In einem der Zimmer des Hradſchin, deſſen Fenſter hinab nach dem Hirſchgraben ſehen, ſaß am Tage nach dem feierlichen Begräbniß eines berühmten Hofaſtronomen, des Ritter Tycho de Brahe, Kaiſer Rudolf II., zur Zeit auch gekrönter König von Böhmen, in einem Lehnſtuhle, deſſen Rücklehne er dem großen Fenſter zugewendet hatte. Der Herr der Chriſtenheit ſah bleich und übermüdet aus, ſeine von Natur ſchönen Augen erſchienen wie von Nachtwachen oder Weinen geröthet. Er war allein und unbeſchäftigt, obgleich auf einem kleinen Tiſche vor ſeinem Sitze mancherlei Geräthe zum Zeichnen mit farbigen Stiften zuſammengeſchoben lagen und ein beſpanntes Reißbret ſo an den Stuhl gelehnt neben ihm ſtand, daß die etwa darauf befindliche Zeichnung verdeckt wurde. Der Kaiſer athmete ſchwer und ſeine breite Bruſt hob von Zeit zu Zeit ein lautes Stöhnen.

Niemand war außer ihm in dem ſchönen Raume

zugegen und der Riegel an der kunstreich geschnitzten Bogenthür war vorgeschoben.

Nachdem der Monarch den Versuch gemacht, sein mattes Haupt an die weichen Kissen drückend ein wenig zu schlummern, erhob er sich plötzlich und zog an einem im Bereich seiner Hände befindlichen Schellenzuge, öffnete eilig den Thürriegel und ließ einen Mann eintreten, der sich in der nächsten Nähe befunden haben mußte. Es war ein großer dürrer Mensch, dessen ganzes Aeußeres auf den ersten Blick seine Abstammung aus jüdischem Blute wahrscheinlich machte.

„Wie war das Begräbniß Tycho's?" fragte der Kaiser schnell, ohne auf die tiefe ehrerbietige Verbeugung seines vertrauten Dieners zu achten.

„Nach Ew. Majestät Befehl so prachtvoll und ehrenhaft als des großen Gelehrten würdig", entgegnete Lang, denn es war dieser mit allem Rechte verrufene und allgemein gehaßte Kammerdiener des Kaisers, der dem Monarchen hier gegenüber stand. Auf eine Niemand bekannte Weise hatte dieser äußerst schlechte, gewissenlose Mensch es verstanden, sich des von Natur argwöhnischen Rudolf Vertrauen zu erwerben.

„Erzähle mir von dem Begräbniß Tycho's", sagte der Kaiser mit trübem Blick. „Wir haben einen treuen Diener an ihm verloren, dessen umfangreiche Gelehr-

ſamkeit keiner ſeiner Gefährten uns wird erſetzen können."

„Mein hoher und gnädiger Herr", flüſterte Lang, „es ſind durch Eure Großmuth und eigene Gelehrſamkeit ſo viele große Gelehrte an dieſen Hof gezogen, daß Ew. Majeſtät wohl nicht beſorgen dürfen, das Wiſſen dieſes einen gerade beſonders zu vermiſſen. Da iſt zunächſt der gelehrte Engländer Dee, der den Lauf und die Bedeutung der Geſtirne ebenſo zu beobachten und zu erklären weiß, als es der Däne nur immer konnte."

„Steht er aber nicht im Solde meines Bruders Matthias, und wird er uns daher nicht zu Handlungen zu bewegen verſuchen, die unſerm Ruhm, ja vielleicht unſerm Leben und unſerer kaiſerlichen Macht nachtheilig ſind?" entgegnet Rudolf, und die Hand an die bleiche Stirn legend, ſetzte er mit tiefer Schwermuth hinzu: „O, es iſt ſchrecklich für einen Menſchen, zur ewigen Einſamkeit von dem ehernen Schickſal verdammt zu ſein. Ich bin ein großer Kaiſer; ich erhielt von Gott mehr noch als die Krone auf meinem Haupte, ich erhielt Talent und Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, aber das beſte Glück des Menſchen, das einzige, was des Sklaven Lebenslaſt verſüßt und auch dem Kaiſer auf dem Throne unentbehrlich iſt, ward mir verſagt. Ich darf nicht die heiligen Bande knüpfen, die meinen erhabenen Vater

zum glücklichſten Manne der Chriſtenheit machten, wenn ich nicht einem Geſchlecht, vatermörderiſch wie das des Oedipus, das Leben geben wollte. Alſo ſteht es geſchrieben in den ewigen Sternen, deren goldene Lettern Niemand beſſer zu entziffern verſtand als er, der ihnen jetzt wohl näher ſein mag als wir, die wir vielleicht noch lange auf Erden und im Gewühle irdiſcher Leidenſchaften weilen müſſen."

„Erhabener Herr", entgegnete der Kammerdiener mit heuchleriſcher Theilnahme, „laßt Euch nicht beirren durch die Worte eines Mannes, deſſen Mund jetzt für ewig verſtummt iſt und deſſen Hand, wer weiß es, vielleicht auch gefüllt ward durch das Gold Eures Bruders, der ſicherlich das meiſte Intereſſe daran hat, Euch ohne legitime Leibeserben ſterben zu ſehen. Wißt Ihr es nicht, daß Herrn von Brahe's Tochter vermählt wurde mit einem Verwandten des Cardinals Khleſl, der der klügſte Rathgeber des Prinzen Matthias iſt? Fragt Doctor Dee, den weiſen Engländer, ob dem nicht alſo ſei."

„Beſchmuze nicht das Andenken eines Mannes, der weit erhaben war über jeden Verdacht, mit dem Du und Deinesgleichen noch ſeine Leiche kränken möchten. Ich wäre nicht werth, die Weiſſagungen des unſterblichen Tycho aus ſeinem Munde empfangen zu haben, wollte

ich jetzt, nun er mir entriſſen iſt, unehrerbietige Zweifel in den Charakter des großen Weiſen ſetzen."

„Dieſer Däne war ein großer Menſchengeiſt, das beſtätigen ſelbſt ſeine Feinde", ſagte Lang.

„Still! Unwiſſender, ſtill! Nenne ſeinen Namen nicht mit Deinen unreinen Lippen, ſondern verlaß uns jetzt, wir wollen arbeiten und, wie es dem Kaiſer ziemt, unſere Zeit nützlich hinbringen. Wohl uns, daß Gott uns die Kraft verliehen, das Schöne nicht nur zu erkennen und zu ehren, ſondern auch mit unſern kaiſerlichen Händen ſelbſt zu ſchaffen."

Er bückte ſich bei dieſen Worten und hob, ohne die Hülfe ſeines Dieners zu beanſpruchen, das Reißbret auf den Tiſch, wo dann das Licht aus dem Fenſter, dem er den Rücken kehrte, ſogleich voll auf die bunte, nicht ohne Geſchick entworfene Zeichnung fiel.

„Polixena!" ſagte er, das bald vollendete Bild der ſchönen Frau betrachtend, „o Polixena, warum iſt es mir nicht vergönnt, nach Deiner Hand zu ſtreben, mit der ich alles Erdenglück gewinnen würde, Erdenglück, ſchöner, als es ſonſt am Fuße der Throne zu finden iſt? Du, ſo ſchön als tugendhaft, ſo weiſe als gut, ſo fromm und fern von dem Streben dieſer entarteten Zeit, feſt im heiligen Glauben, der der Weisheit Anfang ſein und in alle Ewigkeit bleiben wird!"

Er blieb einige Minuten ſchweigend ſitzen, gleichſam verloren im Anſchauen des Bildes der Dame, die nun ſchon ſeit Wochen und Monden ſein wankelmüthiges Herz erfüllte. Plötzlich aus ſeiner Träumerei auffahrend, ſah der Kaiſer, daß Lang noch immer an ſeinem alten Platze ſtand, und fuhr den vertrauten Diener mit großer Heftigkeit an: „Was willſt Du noch hier, neugieriger Lump? Warum beſpähſt Du die Gedanken Deines Herrn? Biſt Du auch einer von denen, die es wagen, an den Prinzen Matthias zu berichten, daß Rudolf, ſeines Namens der Zweite, ſein älterer Bruder und kaiſerlicher Gebieter, kranken Geiſtes und unfähig iſt, die Krone Böhmens und des heiligen römiſchen Reichs auf ſeinem Haupte zu tragen?“

„Herr, das glaubt Ihr nicht von dem Diener, den Ihr aus dem Staube der Niedrigkeit erhoben und in die nächſte Nähe Eurer geheiligten Perſon gezogen habt“, rief Lang mit gut geheuchelter Entrüſtung. „Ich blieb in Eurer Nähe, weil ich Euch noch etwas mitzutheilen habe, wovon ich glaubte, daß es Euer kaiſerlich Herz erfreuen würde. Die Frau Obriſtburggräfin von Roſenberg befindet ſich ſchon ſeit länger als einer Viertelſtunde in dem Saale, wo das heidniſche Götterbild aufgeſtellt iſt, das, wie ſie ſagte, zu dem Nachlaſſe ihres verſtorbenen Schwiegervaters gehört hat. Sie iſt begleitet von der

kleinen alten Frau in ſchwäbiſcher Haube, und bei ihnen iſt ein hübſches Knäbchen, das jene Alte Großmutter nennt und, wie ich weiß, ein Kind iſt von dem gelehrten Schwaben, den der Ritter von Brahe als ſeinen Famulus neben ſich arbeiten ließ. Wenn es alſo Ew. Majeſtät genehm wäre —"

„Ich gehe hinüber", fiel der Kaiſer eifrig ein und ließ ſich von ſeinem Kammerdiener beim Anlegen eines ſtattlichen Sammtgewandes helfen, mit welchem er den unſcheinbaren Rock, der bis dahin loſe um ſeine Schultern gehangen hatte, eilig vertauſchte. Es war nur ſehr ſelten, daß irgend etwas, was es auch ſein mochte, dem ſchlaffen Weſen Rudolf's den Impuls zu der kleinſten raſchen Handlung gab, und das tückiſche und ſchlaue Auge Lang's blickte von der Seite verwundert auf ſeinen Herrn, während ein Laut über die ſchmalen Lippen floh, der vielleicht einige Verwandtſchaft mit dem Pfeifen eines gezähmten Fuchſes hatte. Dann folgte er dem raſch voranſchreitenden Kaiſer durch die vielfachen Corridore der großartigen Burg, blieb aber, als Rudolf mit eiligen Schritten in jenen Saal trat, wo man vor wenigen Wochen die Statue aufgeſtellt hatte, deren Beſitz der armen Apollonia ſo großes Elend gebracht, in einem kleinen, aber hochgewölbten Nebengemache ſtehen und legte, nachdem er ſich durch einen ſchnellen Umblick

überzeugt hatte, daß er ſich allein im Zimmer befinde, ſein Ohr an eine Stelle der Wand, die er vorher, mit dem Finger an derſelben hinfahrend, aufgeſucht hatte.

„Ah!“ flüſterte er dann leiſe in ſich hinein. „Die Schwäbin ſpricht, ich kann ihre Worte nur wie ein leiſes Gemurmel vernehmen. Jetzt, ha, das iſt die Stimme der Obriſtburggräfin, der Ton iſt ebenſo deutlich als ſüß. Wahrlich, es iſt dies Weib geradezu ein Meiſterſtück der Schöpfung, da iſt nichts unvollkommen, nichts! Was ſie nur will? Sie bittet, das kann man ſchon am Tone ihrer Rede vernehmen, und ihre Bitte iſt ſo eindringlich.“

Ein ſchriller Pfiff berührte in dieſem Augenblick das Ohr des Lauſchers; es war der Ton des ſilbernen Pfeifchens, mit dem der Kaiſer ihn, wenn er ſich nicht in ſeinen innern Privatgemächern befand, herbeizurufen pflegte, und als Lang eilig über die Schwelle des Antikenſaals trat, rief der Kaiſer ihm zu:

„Ruft ſogleich den Magiſter Kepler; er ſoll hierher kommen, wir wollen ihn augenblicklich ſprechen.“

Der Kammerdiener entfernte ſich mit allen Zeichen der Eile und des dienſtfertigen Eifers, aber als er durch die Gänge der Hofburg ſchritt, malten ſich Aerger und Verdruß in ſeinen ſonſt ſtets mit dem Ausdruck der Unterthänigkeit, wie eine Giftpille mit Schaumgold belegten Zügen.

„Der fehlte noch, der Narr der Ehrlichkeit, der

ſeine Gelehrſamkeit weder zu ſeinem Nutzen, noch zu ſeiner Feinde Schaden verwenden will, und er muß wiſſen, daß man ihn hierher berufen will, denn da ſteht er, und das iſt ſicherlich kein unvorbereiteter Zufall, denn wann pflegt der Magiſter Kepler zu dieſer Tagesſtunde in den Höfen des Hradſchin herumzulungern?“

In der That, es war Johannes Kepler, der in ſeinem ſtattlichſten braunen Sammtwams, angethan mit gefaltetem Ringkragen, das Barett in der Hand und den Degen an der Seite, neben der Erzſtatue des heiligen Georg, des Drachenbezwingers, ſtand, die das Volk bei dem Gedränge während der Feierlichkeiten der Krönung Rudolf's zum Könige von Böhmen von ihrem Piedeſtal geriſſen hatte und die vor nicht langer Zeit erſt wieder erneuert und aufgerichtet über dem Brunnen ſtand, deſſen Waſſer leiſe rieſelnd unter ihr in ein Marmorbecken fließt. Magiſter Kepler lehnte an dem Fußgeſtell der Figur, und die großen glänzenden Augen des Gelehrten ruhten nachdenklich auf dem dornengekrönten Chriſtuskopfe, der in Moſaik gearbeitet, an dieſer Stelle die Mauer des St.-Veitsdomes ſchmückt. Er war in tiefe Gedanken verſunken und achtete einen Augenblick nicht auf die Ankunft des kaiſerlichen Dieners, bis dieſer ihn endlich, mit gezogenem Hute vor ihm ſtehend, anredete.

„Wollet mich entſchuldigen, Herr Magiſter“, ſagte

er mit einer demüthigen Haltung, die er ſonſt dem Gelehrten gegenüber keineswegs gezeigt hatte, „aber ich ſtöre Eure weiſen Betrachtungen nur auf Befehl Sr. Majeſtät. Der Kaiſer erwartet Euch im großen Antikenſaale, und in ſeiner Geſellſchaft findet Ihr dort auch die Frau Obriſtburggräfin.“

Ueber Kepler's Geſicht, das immer noch trotz ſeiner vielfachen Sorgen und ſeiner großen Gelehrſamkeit einen eigenthümlichen Ausdruck heiterer Jugendlichkeit beſaß, flog bei dieſen Worten eine ſchnelle Röthe, wie ſie ſonſt nur gewöhnlich bei jungen Mädchen vorzukommen pflegt.

„Meint Ihr, Herr Lang“, fragte er mit merklich bewegter Stimme, „daß Se. Majeſtät meine Anweſenheit im Antikenſaale befohlen?“

„Ich bin von dort zu Euch geſendet und muß es als einen ganz beſonders glücklichen Zufall erachten, daß ich Euch hier treffe und nicht erſt in Eurer Wohnung aufſuchen darf.“

„Mein Hierſein iſt wohl kein Zufall“, entgegnete der ſtets aufrichtige Schwabe, „wenngleich ich kaum erwartete, daß der Kaiſer mich ſo raſch ſchon vor ſich berufen würde; ſeid ſo freundlich, mich auf dem nächſten Wege vor Sr. Majeſtät Angeſicht zu führen.“

Wenige Minuten darauf überſchritt die ſchlanke Geſtalt Kepler's die Schwelle des prächtigen Saales, in

welchem Kaiſer Rudolf, auf einem Polſterſtuhle ſitzend, ſeine Augen von Zeit zu Zeit abwechſelnd bald auf die neue herrliche Statue, bald auf die nicht weit von derſelben in einem Fenſterbogen ruhende ſchöne Geberin derſelben richtete.

Vielleicht konnte man in allen Reichen, die der kaiſerliche Rudolf beherrſchte, nicht zwei Menſchen auffinden, die einen ſchlagendern Contraſt zu einander bildeten als die beiden, die ſich in dieſem Momente Aug in Auge gegenüberſtanden; aber es war nicht die ſalopp im Lehnſtuhle ruhende Geſtalt des Kaiſers, die jenen Ausdruck von Hoheit und Würde an ſich zeigte, welche Dichter und Maler den Großen der Erde zuzuſchreiben pflegen.

Kaiſer Rudolf war dem Maße nach wirklich ein großer Mann, von breitem Schulterbau, ſtarken Geſichtszügen und wohl ausgebildeten Gliedern, während Johannes Kepler wenig über Mittelgröße und von ſchlankem, faſt weiblich feinem Gliederbau erſchien. Aber aus den dunklen Augen des jungen Aſtronomen ſtrahlte ein Glanz, der zu verkünden ſchien, daß dieſelben bis in die Tiefen der Himmel blicken und Gottes Herrlichkeit in ſeinen Werken erſchauen konnten.

Beide Männer beugten ihre Herzen vor der Frau, in deren Geſellſchaft ſie ſich in dieſem Momente befanden, und wendeten ihre Blicke, faſt ohne es zu wollen,

nach ihr hin, die ſchön, vielleicht ſchöner noch als das Venusbild an ihrer Seite, für beide ein Gefühl tiefſter, ehrerbietigſter Theilnahme in ihrem reinen und edlen Frauenherzen trug.

„Magiſter Kepler", begann Rudolf nach einem momentanen Schweigen und nachdem er die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Mathematikers durch eine gnädige Handbewegung erwidert hatte, „hier Eure huldvolle Gönnerin, die hochgeborene Frau Obriſtburggräfin von Roſenberg, hat mir geſagt, daß Ihr den Wunſch und den Muth habt, an den Platz des leider zu früh geſtorbenen großen, wirklich erhabenen Gelehrten, des däniſchen Edelmanns und Ritters Herrn Tycho von Brahe in unſern Dienſt treten zu wollen. Wir ſelbſt wiſſen es ſowohl durch den Mund des edlen Tycho, der Euch jeder Zeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, als auch durch unſern wackern jüdiſchen Arzt Rabbi Azael Löw, den Herr von Brahe ungeachtet ſeiner ſchlechten, verwerflichen Abſtammung und Religion mit ſeiner Freundſchaft beehrte, daß Eure Gelehrſamkeit Euch zu einer ſolchen ausgezeichneten Stellung wohl befähigt. Auch wollen wir es nicht in Anſchlag bringen, daß Ihr, wie leider viele ſonſt erleuchtete Männer unſerer ſchlimmen Zeit, ein Ketzer ſeid; wir hoffen, daß das Gute in Euch zum Durchbruche kommen und Ihr zur rechten Zeit

mit Gottes Hülfe zum allein wahren Glauben zurückkehren werdet, und ſind geneigt, auf Vorbitten dieſer Dame Euch die Stelle unſeres Hofmathematikers und Aſtronomen, die vor Euch der Ritter von Brahe eingenommen, von dieſem Augenblick an zu verleihen.“

Ein ſichtbares Zittern flog bei dieſen Worten des Kaiſers durch die edle Geſtalt des Gelehrten; wieder bedeckten ſich ſeine Wangen mit Flammenröthe und ein paar große Thränen drängten ſich in ſeine Augen, als in dieſem Augenblick Ludwig, ſein Knäbchen, das, auf Polixena's Wunſch, die Großmutter Apollonia bei dieſem Gange nach dem Antikenſaale begleitet und bis dahin ſchweigend an der Hand derſelben von dem großen Porzellanofen vor des Kaiſers und des Vaters Blicken verſteckt geſtanden hatte, jubelnd auf ihn zuſtürzte und, mit lauter Freude ſeine Hand faſſend, zu ihm ſagte: „O Vaterle, jetzt ſind wir glücklich, ganz glücklich. Nun kann die Mutter nicht mehr ſagen, daß wir zu arm ſind, um alle Tage Fleiſch zu eſſen, und daß wir keine Kleider mit ſeidenen Puffen tragen könnten, wie die Kinder des Herrn von Brahe.“

Des Kaiſers Augen richteten ſich mit einem ſeltſamen Ausdruck auf die Gruppe, die Kepler mit ſeinem ſchwatzenden Kinde bildete.

„Ihr habt den Knaben wohl ſehr lieb und fragt

nicht viel danach, ob er Euch zu einem dankbaren und gehorſamen Sohn erwächſt, denn Ihr habt nicht zu fürchten, daß er Euch einſt nach dem Leben trachte, da Ihr ihm keine Krone zu hinterlaſſen habt", ſagte der Kaiſer.

„Ew. kaiſerlicher Herr Vater hinterließ ſechs dankbare und gehorſame Söhne und ſtarb von ihnen und allen ſeinen Unterthanen geſegnet und tief betrauert, nachdem er es noch erlebt hatte, daß die Stände dieſes geſegneten Böhmerlandes die edle Krone deſſelben auf das Haupt ſeines Nachfolgers, auf Ew. Majeſtät eigenes geheiligtes Haupt geſetzt hatten."

„Ja, mein Vater war ein glücklicher Mann", ſagte Kaiſer Rudolf mit einem Seufzer, den man faſt ein Stöhnen nennen konnte, „und Ihr ſeid es auch, Magiſter Johannes." Dann aber blickte er in das ſchöne erröthende Antlitz Polixenens und ſetzte hinzu: „Aber glücklicher als alle andern wird der Mann ſein, der Euch einſt ſein nennen darf, Polixena! Wehe mir, daß ich dieſem höchſten Erdenglücke entſagen muß!"

In Kepler's Bruſt wühlte ein Etwas, das dem Gefühle brennender Eiferſucht nur allzu ähnlich ſah. Dieſer Mann durfte begehrend ſeine Augen zu dem Weſen emporheben, das er über alle andern Weiber wie einen der himmliſchen Sterne, die er ſo ſehr liebte, ſo gern beobachtete und an deren Verwandtſchaft mit der Erde

er ahnend glaubte, erhaben wußte. Zwar war es der Kaiſer, der Herr der Chriſtenheit, aber es war doch ein Mann, und der jugendliche Gelehrte fühlte heißen Schmerz ſein Ich durchzucken bei der ſich ihm aufdrängenden Ueberzeugung, daß die erhabene Frau vielleicht die einzige auf Erden ſei, die das Herz Rudolf's von Habsburg voll beglücken und mit Weisheit zum Guten lenken könne.

Eiſige Schweißtropfen ſammelten ſich auf Kepler's wachsbleicher Stirn, aber während ſein Mannesherz zuckend blutete, erkämpfte die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit in ihm ihren ſchönſten Sieg.

„Majeſtät", ſagte er mit Feſtigkeit und Milde, dem Kaiſer einen Schritt näher tretend, „mein erhabener und gütiger Herr, geſtattet dem geringſten Eurer Diener, Euch einen Irrthum zu nehmen, der als ein weſentliches Hinderniß Eurem Glücke entgegenſteht."

Der Kaiſer blickte mit tiefernſten Augen in Kepler's Geſicht, und dieſer, keine weitere Aufforderung zum Sprechen erwartend, ſagte feſt:

„Ihr geſtattet, hoher Herr, den Weiſſagungen Eurer Aſtrologen einen Einfluß auf Eure Entſchlüſſe, den Jeder, der Euch wahrhaft treu liebt, wohl einen unglücklichen nennen muß. Welchen Einfluß auch die himmliſchen Heerſchaaren auf Leben und Gedeihen der Erde haben

mögen und müſſen, der, welchen die Aſtrologie ihnen gibt, kann es nicht ſein, unn indem man Euch, hoher Herr, von der Abſchließung einer beglückenden Ehe zurückſchreckte durch Weiſſagungen, die ſich auf himmliſche Zeichen begründen ſollen, begünſtigte man die frevelhaften Wünſche derjenigen, die, ſo Ihr ohne Kinder ſtürbet, ein Recht auf Eure Kronen beanſpruchen dürften."

„Kepler", entgegnete der Kaiſer ohne Zorn, „warum ſchmäht Ihr eine Wiſſenſchaft, die Ihr mit ſo großem Erfolge ſelbſt übt, und verunglimpft Männer, die wohl und gewiß unſer Vertrauen verdienen, da ſie uns vor Elend und ſchwerem Kummer zu bewahren ſtreben?"

„Gottes Allmacht bewahre Ew. Majeſtät Herz vor allen Leiden durch ſeine Gnade; menſchlicher Weisheit und Wiſſenſchaft iſt dieſe Kraft verſagt."

„Und dies Wort ſoll Eure Antrittsrede ſein beim Beginn Eures Dienſtes als Hofaſtrolog?" fragte Rudolf ſcharf.

„Ich muß ja dieſes Amt mit übernehmen", entgegnete der Gelehrte trübe, „wenn ich als Tycho de Brahe's Nachfolger mir die Möglichkeit ſichern will, mit Weib und Kind zu leben, ſeine vollkommenen Inſtrumente zu meinen eignen Beobachtungen zu gebrauchen und ſeinen Nachlaß von fleißigen Beobachtungen, der allein ſchon des Verſtorbenen hohe Gelehrſamkeit beweiſt, zu benutzen.

Im Beſitze dieſer Schätze hoffe ich etwas zu leiſten, das den Namen Ew. glorreichen Majeſtät auf die Nachwelt bringen und den Weg zur Wahrheit und ſichtbaren Erkenntniß der Größe des Allmächtigen ſpätern Zeiten ebnen und ſichern ſoll."

„Nun fürwahr, Ihr ſeid nicht juſt ängſtlich beſcheiden in Euren Anſichten über Euch ſelbſt", ſagte der Kaiſer mit einem gnädigen Lächeln. „Da wir aber einmal von allen Euern Hoffnungen und Ausſichten ſprechen, ſo ſagt mir gleich, welchen Gehalt verlangt Ihr für Eure Leiſtungen? Denn daß Ihr das beanſpruchen werdet, was ich dem großen Tycho zahlte, kann wohl nicht möglich ſein."

„Herr", entgegnete der Mathematiker, dem das heiße Blut bei dieſen Worten des Kaiſers hauptſächlich darum ins Geſicht ſchoß, weil ſie ihm in Gegenwart Polixena's geſagt wurden, vor der er ſchwach genug war, ſich ſeiner Armuth zu ſchämen, „mein kaiſerlicher Herr und Gebieter! Ich verlange von Ew. Majeſtät nicht mehr, als ich zur anſtändigen Unterhaltung meiner Familie nothwendig gebrauche. Wenn Ihr die Gnade habt, mir fünfzehnhundert Gulden Gehalt auszuſetzen, ſo hoffe ich, daß ich, aller drückenden Sorgen für Herbeiſchaffung des täglichen Brodes entledigt, mich mit fröhlichem Herzen im Dienſte Ew. Majeſtät der Wahrheit und Wiſſenſchaft werde hingeben können."

„Gut", ſagte Rudolf gnädig, „thut Eure Pflicht, Magiſter Johannes Kepler, und vollendet jetzt mit Eifer die Prutenischen Tafeln, welche das Einfallen des heiligen Oſterfeſtes berechnen und feſtſtellen. Wir hoffen, daß endlich dieſe zähen und eigenſinnigen proteſtantiſchen Prädicanten auch aufhören werden, ſich der Einführung unſeres Kalenders zu widerſetzen; nur ihrer großen Unvernunft iſt ein ſolches Verfahren möglich, aber die Zeit wird kommen, wo die heilige Kirche wieder in deutſchen Landen allein herrſcht, und mit ihr wird der Trotz gegen die Wahrheit und den Willen des Kaiſers aufhören. Derjenige meiner Nachfolger, der dieſe hartköpfigen, eigenwilligen Deutſchen endlich in Wahrheit und Vernunft einig macht, wird wirklich Herr ſein in Europa."

Johannes Kepler blickte bei dieſen Worten des Kaiſers in Polixenens ſchönes Angeſicht, das, von einem leuchtenden Lächeln übergoſſen, liebevolle Uebereinſtimmung mit ihrem kaiſerlichen Verehrer auszudrücken ſchien. Dem armen Mathematiker war's im Herzen wund und wehe, aber die raſche Annäherung ſeines freundlichen Knaben, der heiter zu ihm ſagte: „Nun aber komm, lieb Väterle, komm und bringe der Mutter die Nachricht, daß Du nun gewiß und wahrhaftig in Herrn Tycho's Poſten getreten biſt", rief ihn aus ſeinen ſchmerzhaften Träumen wach.

Ehrerbietig für ihre Vermittlung dankend, empfahl

er ſich der Dame, die er nur als ſeine erhabene, groß-müthige Beſchützerin verehren wollte und durfte, und ging in ſein Haus zu ſeiner Gattin, der er die Nachricht von der Feſtſtellung und Verbeſſerung ſeiner Verhältniſſe mittheilte.

Frau Barbara Kepler empfing dieſelbe mit ſtolzer Freude, die indeß ſehr gemäßigt wurde durch die Nachricht, daß Kepler's Eintreten an Tycho's Platz ihm keineswegs deſſen Gehalt von fünftauſend Gulden, noch auch die ſtattliche Wohnung, die derſelbe inne gehabt, ſichere.

Sie ſchalt laut über des Kaiſers Knickerei und Unfreundlichkeit gegen ihren gelehrten Gatten, und bevor noch Johannes es verſucht hatte, das häusliche Unwetter zu beſchwichtigen, wendete es ſich, wie das häufig zu geſchehen pflegt, gegen ſein eigenes Haupt.

„Aber daran biſt Du ſelbſt ſchuld", ſagte ſie ärgerlich, „Niemand als Du ſelbſt! Wir können und werden niemals auf einen grünen Zweig kommen, denn Du würdeſt, wenn es einmal Gold regnete, den Hut nicht abnehmen, um es für die Deinen aufzufangen, weil es Dir unrecht und unſchicklich vorkäme, ihn mit der untern Seite nach oben zu wenden. Du haſt gewiß wieder dem kaiſerlichen Herrn nicht aus den Sternen weiſſagen wollen, welche große und geheimnißvolle Kunſt Du doch ſo viel beſſer verſtehſt, als alle die andern Gelehrten an dieſem

Hofe. Du könnteſt der erſte, der vornehmſte und reichſte von allen ſein, wenn Du den ſeltſamen Kram, mit dem Du eigentlich Deine Zeit hinbringſt, an den Nagel hingſt und Dich mit der Wiſſenſchaft beſchäftigteſt, für welche die Großen dieſer Welt das Gold mit vollen Händen ausſtreuen. Hat Dir Fürſt Albrecht von Waldſtein nicht Geld über Geld geboten, wenn Du noch einmal in den Sternen ſein Schickſal leſen wollteſt? Sprich, Mann, was hilft Dir Tycho's Titel als Hofaſtronom kaiſerlicher Majeſtät?"

„Barbara, mein Weib", entgegnete Kepler, mit ſeinem milden Blicke der ſchönen Frau in die zornſprühenden Augen ſehend, „wollte Gott, ich könnte Dir begreiflich machen, welch eine Glückſeligkeit es für mich iſt, den Nachlaß Tycho's und ſeine ſchönen und vollkommenen Inſtrumente und Werkzeuge benutzen zu dürfen. Verzeih Du mir, daß ich auf Geldlohn nicht ſo geſehen und gedrungen habe, als es vielleicht meine Pflicht als Gatte einer an Wohlſtand und Wohlhabenheit gewöhnten Frau geweſen wäre. Jene Werkzeuge ſind für mich die Schlüſſel zu den Wundern der Schöpfung, in denen meine ahnende und ſtaunende Seele die Allmacht und Weisheit Gottes erkennen und anbeten kann."

„Ja, ſo biſt Du nun, Johannes, und man kann Dich weder zur Vernunft bringen, noch eben auch rechtſchaffen

mit Dir zanken, wunderlicher Menſch!" ſagte die vor einem Augenblick noch ganz entrüſtete Hausfrau gerade, als Frau Apollonia Wellinger in das Familienzimmer ihres Pflegeſohnes trat, den kleinen Ludwig, den ſie auf Polixenens Wunſch heute Morgen abgeholt hatte, um ihn der edlen Dame vorzuſtellen, ſeiner Mutter zurückbringend.

„Nun, worüber wünſchten Sie eigentlich mit meinem Sohne zu zanken?" fragte die alte Frau mit der ganzen ihr natürlichen Freundlichkeit.

Aber der harmloſe und wohlgemeinte Scherz war zur ungeeigneten Stunde über ihre Lippen geflohen.

Barbara's Augen flammten und ſie blickte, aufs äußerſte erzürnt, auf das ſchlichte alte Weiblein, das ſich anmaßte, ihren Gatten „Mein Sohn!" oder „Mein Johannes!" zu nennen, während ſie doch wußte, daß daſſelbe an Stand und Verhältniſſen weit unter dem von adligen Aeltern geborenen Gelehrten ſtehen mußte.

„Darum habt Ihr Euch wohl am allerwenigſten zu kümmern, Frau Apollonia Wellingerin", ſagte ſie mit großer Schärfe und ſetzte dann mit ihrem ſtolzeſten Tone hinzu: „Wenn Ihr jetzt auch durch meines Eheherrn Vermittlung die Kammerfrau oder Schließerin einer vornehmen Dame ſeid, ſo berechtigt Euch das noch lange nicht, eine Edelfrau von meinem Range wie Euresgleichen zu behandeln; die Verwandtſchaft zwiſchen Euch

und Keplers iſt ſo weit entfernt, daß Ihr wohlthätet, ſie nicht ſo unbeſcheiden geltend zu machen, bis wir Euch etwa dazu ermunterten. Komm, Ludwig, Deine Mutter wird Dir ein wenig Eſſen geben nach Deinem weiten Spaziergange."

Kepler's Geſicht hatte ſich bei dieſen Worten ſeines Weibes mit einer brennenden Schamröthe bedeckt, und einer ununterdrückbaren Wallung des Zornes nachgebend, trat er der hochmüthigen Barbara mit einem Schritt entgegen, der ſeine eigene ſtattliche Perſon zwiſchen die beiden Frauen ſtellte.

„Du weißt nicht, was Du ſprichſt, Barbara", ſagte er heftig, „und wie Du nicht fähig biſt, den großen und edlen Charakter der Frau zu würdigen, die mir in Wahrheit Mutter geweſen iſt, ſo weißt Du auch die Liebe und Ehrfurcht nicht zu erkennen, die mich an ſie, meine Erzieherin, an ſie, meine älteſte und treueſte Freundin, knüpft. Kommt, Muhme Loni, meine theure Wohlthäterin, meine geliebte Mutter, kommt und erzählt mir, auf welche Weiſe Ihr die ſehr edle Polixena für meine Anſtellung an Tycho's Platz zu intereſſiren und mir alſo geneigt zu machen gewußt habt, daß ſie ſich beim Kaiſer für mich verwendete."

Apollonia, durch deren zarte und durch namenloſe Leiden geſchwächte Glieder noch immer ein leiſes Zit-

tern bebte, wendete ihre ſanften Augen auf Barbara und ſagte ohne Zorn und Stolz: „Ich denke, geehrte Frau von Kepler, daß Ihr es nicht mehr für zudringliche Anmaßung halten werdet, wenn ich Euern Mann, der mich ſo liebevoll Mutter heißt, auch Sohn nenne; daß ich ihn als meinen Sohn liebe, kann Euch nicht kränken und verdrießen, und ich hoffe zu Gott, daß es meinem aufrichtigen Bemühen, mir Eure Freundſchaft und Achtung zu erwerben, mit der Zeit gelingen wird, daß Ihr mich wie eine Tochter ihre Mutter liebt und mir ſelbſt das Recht geben werdet, Euch Tochter zu nennen. Laßt Euch jetzt von Eurem Ludwig erzählen, welche Ehre des Kaiſers Majeſtät dem Sohne ſeines Vaters erwieſen, obſchon die alte ſchwäbiſche Bürgerfrau von dem Kinde in Gegenwart des hohen Herrn fort und fort Großmutter Loni genannt wurde.“

„Du haſt den Kaiſer geſehen, Ludwig?“ fragte Barbara, deren natürliche Herzensgüte ſie befähigte, die edle Freundlichkeit, die in Apollonia's Worten lag, zu erkennen und die ſich bei derſelben der eigenen Heftigkeit von Herzen zu ſchämen begann.

Apollonia, die ein ungeſchultes Frauenherz erkennen und mit Milde zu beurtheilen verſtand, ſagte, bevor ſie zu Polixenens Palaſt zurückkehrte, zu ihrem Johannes, in deſſen Arbeitsſtube ſie eine Viertelſtunde geſeſſen hatte:

„Lerne Deine Frau richtig beurtheilen und Du wirſt bei den meiſten Fehlgriffen, die ſie ſich zu Schulden kommen läßt, weil ſie noch nicht verſteht, die Regungen eines jugendlich heftigen Temperaments zu zügeln, einen Grund finden, den Du ſtets dankbar anzuerkennen verpflichtet biſt, ihre tiefe Liebe zu Dir und die hohe Verehrung, die Dein Charakter und Deine Gelehrſamkeit ihr eingeflößt haben.“

„Mutter“, entgegnete Kepler, ihre Hand ergreifend, die auf der Lehne des Stuhles ruhte, der ſonſt dem arbeitenden Gelehrten zum Sitz zu dienen pflegte, „herzliebe Mutter, laß mich das größte Weh meines Lebens in Dein treues Herz ausſchütten und verkenne mich nicht, wenn daſſelbe ein Schuldbekenntniß iſt.“

Die Mutterhand ſtrich über die reichen Locken des jungen Mannes, ſo weich und liebevoll wie vor Jahren über die des Knaben. Dennoch ſagte Apollonia mit Nachdruck: „Sprich nicht, mein Sohn! Reden iſt bisweilen Silber, Schweigen immer Gold. Es taugt niemals, wenn eine dritte Perſon, und wäre ſie auch wirklich eine Mutter, zu genaue Einſicht in die Verhältniſſe eines Ehepaares hat. Glaube mir aber, was ich Dir ſage: Barbara liebt Dich gar herzlich und Du haſt Dir dieſe Liebe erworben. Halte feſt, halte fort und fort feſt in dem, was Du Deinem Weibe gegenüber für Deine Pflicht erkannt

haſt. Du ſchwurſt ihr vor dem Altare, ſie zu lieben in böſen und guten, in geſunden und kranken Tagen, und biſt als Chriſt dieſen Schwur zu halten verpflichtet."

„Aber, Mutter", ſagte der Gelehrte, der ſich bei dieſer Unterredung auf den Boden neben der Matrone hingelegt und, den Kopf auf ihr Knie ſtützend, eine Stellung eingenommen hatte, wie ſie der Knabe Johannes einſt ſo gern neben der jugendlichen Frau ſuchte, „aber, herzliebe Mutter, die Gefühle eines Menſchenherzens ſind wie Welle und Wind; wir können ſie nicht ändern nach unſerem Vorſatze."

„Meinſt Du?" fragte die alte Frau. „Dann iſt alſo auch das Gebot des Erlöſers, das große Gebot, das die Chriſten aller Confeſſionen für das höchſte des Chriſtenthums halten: Liebet Eure Feinde, ein widerſinniges."

„Fern ſei es von mir, einen ſolchen Gedanken in meiner Seele aufkommen zu laſſen, aber die heilige Schrift gibt auch die Erklärung für die Möglichkeit der Erfüllung dieſes Gebotes, indem ſie in der nächſten Zeile hinzuſetzt: Segnet, die Euch fluchen, bittet für die, ſo Euch beleidigen und verfolgen! Das ſind Handlungen, die von uns gefordert werden; wir können ſie ausführen, während unſer Herz ſich in dem Schmerze und der Bitterkeit des Haſſes krümmt. Das Gefühl der Liebe aber, das wie der warme Südwind das Eis ſchmilzt und alle

Knospen erblühen läßt, kommt nicht auf unſern Ruf, kommt ſo wenig wie der Wind auf den ernſteſten Befehl des feſteſten Menſchenwillens. Die Urſachen, die den warmen Wind und die warme Liebe erwachen laſſen, müſſen in der Natur ſelbſt liegen."

Apollonia's liebevolles, verſtändnißinniges Mutterantlitz beugte ſich über den Sohn ihres Herzens, der ſeine bleiche Stirn in die Falten ihres Gewandes verbarg, während das krampfhafte Zucken ſeines Herzens ſeine Bruſt durchſchütterte und ſogar ſeine Schultern erbeben ließ.

„Sei ein Mann, mein Johannes", ſagte die zarte Frau; „jetzt ſei ein Mann, mein theurer und geliebter Sohn, Du, der von Jugend an Wahrheit und Weisheit zum Ziele ſeines irdiſchen Strebens erwählte. Ein Wort mehr wäre jetzt Gift für Dich. Schweige, wie ich zu ſchweigen feſt entſchloſſen bin, und gehe hin und handle nach dem Gebote des Erlöſers, das nicht die Liebe in warme, weiche Gefühle, ſondern in kräftige, weiſe und großmüthige Handlungen ſetzt. Gehe, mein Sohn Johannes, und werde in jeder Stunde Deines Lebens mehr und mehr ein Sohn des Vaters im Himmel, der ſeine Sonne aufgehen und den Regen niederſinken läßt über Gute und Böſe, über Gerechte und Ungerechte."

Sie richtete ſich bei dieſen Worten von ihrem Sitze

empor und verließ das Zimmer, ohne das Geſicht nach dem umzuwenden, der, als die Thür ſich hinter der kleinen ſchwächlichen Geſtalt ſchloß, mit thränenſchweren Augen ihr nachblickte.

Frau Barbara kam ihr mit freundlichem Geſichte aus dem Wohnzimmer entgegen; ſie war ſehr heiter, denn ſie hatte ein genaues Examen mit dem kleinen Ludwig angeſtellt und aus dem Munde des aufgeweckten Kindes jede Gnadenäußerung des Kaiſers über Kepler und jedes Wort der Verehrung, das Polixena über ihn geſprochen, erfahren.

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen ſchon von ganzem Herzen, meine liebe Frau Wellingerin, daß Sie den Ludwig der erhabenen Dame zugeführt haben“, ſagte die lebhafte Frau mit großer Freundlichkeit. „Finden Sie es auch, was alle Leute hier finden, ſelbſt mein Johannes, daß wir, die Frau Obriſtburggräfin von Roſenberg und ich, einander ſo ähnlich ſehen?“

Apollonia bezwang das tiefe Gefühl, das ſeit dem Abſchied von Johannes in ihrem Herzen wogte, und nahm ſich zuſammen, um eine Antwort zu geben, die Barbara erfreuen könne; aber dieſe ließ es nicht dazu kommen, ſondern plauderte eifrig weiter: „Ich meine immer, dieſe ſo ſchöne Dame wird doch wohl die Gemahlin des Kaiſers werden. Sie iſt aus vornehmem ſpa-

niſchen Blute. Johannes hat mir's ſelbſt geſagt, daß ihre Frau Mutter die nahe Verwandte eines Vicekönigs von Peru und Prinzeſſin von Mendoza, Gräfin von Lara, eine vertraute Freundin Ihrer Majeſtät, der Frau Mutter unſeres Kaiſers, der höchſtſeligen Kaiſerin Marie, war. Die Dame, das heißt die Gräfin Polixena, iſt dem Johannes gar gnädig geſinnt, und wenn des Kaiſers Majeſtät ſie wirklich zu ſich auf den Thron erhebt, was ſie doch wohl verdient, da ſie ſo tugendhaft als ſchön iſt, dann iſt für uns geſorgt, dann wird mein Johannes alle die Ehren empfangen, die er verdient, und ich, nun ich denke, ich werde als ſeine Frau an dieſem Hofe eine andere Rolle zu ſpielen verſtehen, als die Bauermagd, die Tycho uns als ſeine Gattin herbrachte. Der ſchönen Kaiſerin zum Verwechſeln ähnlich!" fügte ſie hinzu, einen wohlgefälligen Blick auf das ſeidene Gewand werfend, das ihre ſchlanken Glieder in ſchönen Falten umrauſchte.

Barbara Kepler fühlte ſich durch die ſtattgefundene Standeserhöhung ihres Gatten und durch die Beendigung der Sorgen um die täglichen Lebensbedürfniſſe ihrer Familie vollſtändig beglückt; dies erkannte Apollonia, aber es erfreute ſie nur halb, weil es ihr aufs deutlichſte zeigte, wie wenig dieſe Frau das Herz ihres Gatten kannte. Daß Barbara nicht fähig ſei, an dem

wiſſenſchaftlichen Streben des großen Mannes Theil zunehmen, wunderte die erfahrene Matrone nicht, und ſie konnte dies ihr auch nicht als Mangel an Liebe anrechnen. „Es gehört bei einer Frau immer eine höhere Geiſtesrichtung dazu, die Erhabenheit einer Wiſſenſchaft zu beurtheilen, deren praktiſcher Nutzen ihrem Erkenntnißvermögen unzugänglich iſt“, dachte die würdige mütterliche Freundin; „aber daß ihr Frauenherz keine Vorſtellung davon hat, welche Schätze des Gefühls in dem Herzen ihres Gatten verborgen liegen, das iſt ſehr traurig. Armer Johannes! Der Strom deiner Liebe hat bis jetzt eingedämmt gelegen, weh' dir und uns allen, wenn er ungebändigt hervorbrechend das Thal überflutet, in dem bisher deinem friedlichen Familienleben ein weiches Neſt gebaut worden war.“

Von den Kindern Abſchied nehmend, begab ſie ſich, das Herz voll Trauer, in den ſtolzen Palaſt ihrer ſchönen Gebieterin. Polixena war nicht allein, dies theilte ihr der Kammerdiener des verſtorbenen Obriſtburggrafen von Roſenberg ſogleich bei ihrem Eintritt in die glänzende Halle voll ſeltſamer Heimlichkeit mit.

„Geht nicht zu unſerer Gnädigſten, werthe Frau Wellinger“, flüſterte er der freundlichen Schwäbin zu, „jetzt nicht; kommt vorerſt ein bischen in meine Stube, wo meine Mutter uns Mittagbrod aufgehoben hat,

denn ich habe auf Euch gewartet, daß ich's Euch nur gleich ſage. Zwar ſie, die gnädige Gräfin, wünſcht Euch zu ſprechen, ſo bald als möglich, wie ſie ſagte, aber jetzt iſt es nicht möglich, gar nicht! Glaubt mir das und geht um Eures Seelenheils willen dem aus dem Wege, der jetzt unſere junge ſchöne Herrin mit ſeiner glatten Zunge bearbeitet und ſie ſicherlich noch endlich ins ſchlimmſte Verderben hineinſchwatzen wird."

„Wen meint Ihr, Meiſter Euſebius?" fragte Apollonia mit einiger Verwunderung über die ſeltſame Vertraulichkeit des ſonſt ſo zurückhaltenden Dieners; doch trat ſie mit ihm in das Zimmer, deſſen Thür er ihr höflich öffnete und in welchem eine ſteinalte Frau fleißig ſpinnend ſie willkommen hieß.

„Da, Mutter", ſagte der auch nicht mehr jugendliche Diener zu derſelben, „da bringe ich Euch die Frau Apollonia Wellingerin, und wir wollen hoffen, daß Eure Bekanntſchaft nicht nur Euch, ſondern auch derjenigen zu gute kommen ſoll, der wir alle mit Freuden dienen und die, obgleich uns eigentlich fremd in Blut und Glauben, uns doch ſtets eine liebreiche Herrin war."

Die Greiſin erhob ihr mattes Auge zu der um viele Jahre jüngern Apollonia empor und ſagte herzlich: „Setzt Euch zu mir, werthe Frau, mein Herz verlangt mit Euch zu ſprechen, denn in dieſem Hauſe haben

wir und beſonders auch ich keine Gefährten, mit denen wir offen und redlich verkehren können. Seht mich an, ich bin jetzt achtzig Jahre alt und Niemand lebt mehr, der mich gekannt hat, als ich in meiner Heimat ein junges flinkes Mädchen war, und auch Ihr werdet es meiner Sprache nicht anhören, daß ich mit Euch aus einer Gegend ſtamme."

„Meine Mutter iſt eine Schwäbin wie Ihr, Frau Wellinger", beſtätigte Euſebius. „Sie iſt in der Gegend von Elmendingen zu Hauſe, hieß in ihrer Jugend Margaretha Beilmann und war die einzige Tochter eines alten Schulmeiſters. Auch ihr Bruder wurde zu dieſem Amte erzogen und war oder iſt vielleicht noch ein gar gelehrter und würdiger Mann.

Als mein Vater aus Spanien zurückkehrte, wohin er ſeinen Herrn, den ſehr edlen Herrn Vater unſeres verſtorbenen Herrn Obriſtburggrafen von Roſenberg, begleitet hatte, der mit vielen andern edlen Herren zu dem erwählten Könige von Böhmen, dem jungen Prinzen Maximilian, an den Hof König Philipp's gereiſt war, wurde der edle Herr von Banditen überfallen, und trotz der tapfern Gegenwehr ſeines kleinen Gefolges würde er den Strauchdieben erlegen ſein ohne die Hülfe eines tapfern Schwaben, der, wie ſich jetzt ergeben hat, Euer Blutsfreund und naher Verwandter war und dem er wichtige

Geheimniſſe anvertraute. Mein Vater war in dem Gefechte mit den Strolchen ſchwer verwundet worden und fand Aufnahme und Pflege in dem Hauſe des wackern ſchwäbiſchen Schulmeiſters, und da er dort längere Zeit ſeiner Wunden pflegen mußte, ſo verliebte und verlobte er ſich mit der Tochter des wackern Mannes, was er um ſo eher konnte, als er, aus einer huſſitiſchen Familie ſtammend, wie ſeine Braut der proteſtantiſchen Kirche zugethan war. Daß auch unſer Herr zu derſelben übergetreten, war wohl Niemand vielleicht als ihm, ſeinem vertrauteſten Diener, bekannt und blieb wie der eigentliche Grund dieſes Uebertritts, der Wunſch, ſeine erſte legitime Ehe, aus welcher ſeine beiden Söhne Wilhelm und Peter Wock von Roſenberg entſprungen waren, trennen zu laſſen, bis zu ſeinem Tode, verſchwiegen. Der älteſte dieſer Söhne hatte vier Frauen, von denen unſere gegenwärtige ſchöne Gebieterin die letzte war. Sein Bruder und Nachfolger aber hat ſeinen Glauben, in dem er dem Vater folgte, nie verleugnet; er iſt heute noch einer der vornehmſten Herren, die in dieſem geſegneten Lande an der Spitze der proteſtantiſchen Partei ſtehen, und das iſt um ſo edler und ehrenhafter von ihm, als er die Gattin und Wittwe ſeines Bruders von Herzen liebt und ſie von neuem zur Herrin ſeiner Güter machen würde, wenn ſie es wollte. Wir, die wir nach dem Wil-

len unſeres verſtorbenen Gebieters im Dienſte der ſehr edlen Wittwe deſſelben geblieben, ich als Haushofmeiſter, meine Mutter als oberſte Schließerin dieſes Palaſtes, den wie auch das Schloß Raudnitz Herrn Peter Wock's Großmuth ſeiner Wittwe als Witthum und Erbe hinterlaſſen, würden eine ſolche Verbindung nur für ſehr wünſchenswerth halten. Leider aber wird dieſelbe ſchwerlich zu Stande kommen. Einer, der von ihrer Kindheit an Macht über ihre Seele hat, einer jener Gefährten des Beelzebub, die ſich Väter der Geſellſchaft Jeſu nennen, widerſetzt ſich dem aus aller Macht. Warum, kann man wohl ſehen. Herr Wilhelm von Roſenberg würde die edle Polixena als ſeine Gattin gewiß nicht am Hofe dieſes myſtiſchen Einflüſſen unterworfenen Kaiſers laſſen, wo ſie in den Augen der Menge vielleicht von einem zweideutigen Schein umgeben iſt. Er, der ſie ſeit ſeiner Jugend im tiefſten Herzen getragen und der nur vor den Anſprüchen ſeines höher geſtellten älteſten Bruders zurücktrat, würde es nicht dulden, daß man ſie zum Werkzeuge einer ſchlimmen Politik, zur Aufhetzerin des ſchwachen Kaiſers gegen ſeine eigenen Glaubensgenoſſen herabwürdigt, ſie, die ein ſo edles, gutes Herz hat und überall mit gleicher Milde, wie die liebe Sonne, Gutes thut. O, hat ſie ſich nicht auch Eurer angenommen? Iſt ſie nicht des würdigen Magiſter Kepler Schützerin?

Hat ſie es uns jemals fühlen laſſen, daß wir ihr unſeres Glaubens wegen zuwider ſind?

Das edle Geſchlecht der Roſenberge wird ausſterben, wenn Gräfin Polixena ſich nicht entſchließt, die Gattin ſeines letzten Vertreters, denn das iſt Herr Wilhelm jetzt, zu werden. O Frau Apollonia Wellingerin, Ihr ſeid auch Proteſtantin und wir alle ſehen es, wie großen Einfluß Ihr auf unſere ſchöne jugendliche Gebieterin habt, wendet ihn an, den böslichen Machinationen dieſes Jeſuiten, dieſes abſcheulichen Pater Johannes entgegen zu wirken, die zum Unglück unſerer Herrin führen, ſelbſt wenn Kaiſer Rudolf ſie zu ſich auf den böhmiſchen Thron erhöbe, und die — unmöglich iſt das Schlimmſte leider niemals — die größte Familie Böhmens noch kurz vor ihrem Erlöſchen in tiefe Schmach ſtürzen könnte."

Der wackere Mann blickte mit dem Ausdruck eines tiefen und echten Schmerzes in das feine Geſicht ſeiner verwunderten Zuhörerin:

„Sprecht Ihr von einer Schmach, mit der des Kaiſers Leidenſchaft der edeln Polixena zu nahe treten könnte?" fragte Apollonia und ſetzte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „Die Furcht ſcheint mir wohl unbegründet, denn nie würde eine Frau von ſo reinen Geſinnungen als ſie ſich einem Manne ergeben, der ihr

keine Liebe eingeflößt, wäre er auch der größte Monarch auf dem weiten Erdball."

„Ihr seid Proteſtantin, Frau Wellinger", rief Meiſter Euſebius mit Eifer, „und Ihr wißt nicht, wozu dieſer abſcheuliche Fickler die edle Frau bringen könnte, deren Herz Wachs iſt in ſeinen Händen. Die Rettung, Erhebung und Ausbreitung der katholiſchen Kirche iſt der Zweck ſeines Lebens; er würde für dieſen Zweck ſein eigenes Ich ohne Zögern zum Opfer bringen, was wird ihm da die Ehre einer Frau ſein, die durch keine Bande des Blutes an ihn geknüpft iſt?"

„Kennt Ihr den Pater Johannes genauer, um ſo beſtimmt über ihn urtheilen zu können?" fragte Apollonia.

„Ob ich ihn kenne, ihn, den abſcheulichen Renegaten? Lebte er nicht als ganz junger Mann im Hauſe des ältern Wilhelm von Roſenberg, wo er als Bibliothekar und Secretär arbeitete, und fand von dort Zutritt in der großen Familie der Frau von Pernſtein, wo er Polixena, das engelhafte Kind, und die ſchöne Eva von Lobkowitz unterrichtete? Er ſchwor ſeinen Glauben ab und war bald ein arger Feind ſeiner frühern Glaubensgenoſſen. Er war es, an den Frau von Pernſtein ſich wendete, als der ältere Herr von Roſenberg, ohne Ahnung davon, daß ſein Bruder nach dem Herzen und der Hand Polixenens ſtrebte, ſich um ſie bewarb. Es lag der ſtolzen

ſpaniſchen Dame, die damals ſchon vierzehn Kinder zu verſorgen hatte, ſehr viel daran, ſich durch die Verheirathung ihrer Tochter den Einfluß zu ſichern, den ſie ſeit dem Regierungsantritt Rudolf's verloren, und der Jeſuit wußte das noch ſehr junge Kind zur Abſchließung jener Ehe zu beſtimmen, die ihren Jahren ſo wenig angemeſſen war. Ich weiß, daß er dabei die mögliche Bekehrung ihres künftigen Schwagers als einen Beweggrund zu einer Handlung benutzte, die von ihrer Seite doch wohl nur ein Opfer war. O, er iſt klug, ſo wie Gott Lob! wohl nur wenige ſeines verfluchten Ordens, und er würde ſich nicht ſchämen, die Wittwe, die er als Kind an einen Greis verkuppeln half, zur Buhlerin des Kaiſers zu machen, könnte er dadurch nur den Scheiterhaufen des Johannes Huß errichten für alle proteſtantiſchen Böhmen und Deutſche."

Der Mann war bei dieſen Worten ganz außer ſich, und Apollonia fühlte wohl, daß es nur wie das Sprengen eines Waſſertropfens in eine wildzüngelnde Flamme wirken würde, wenn ſie es verſuchte, über den ſchwer Geſcholtenen einige begütigende Worte zu ſagen.

Sie berührte daher ihre Bekanntſchaft mit dem gelehrten Jeſuiten gar nicht und meinte nur, daß eine Vermählung Polixenens mit dem Kaiſer für das Roſenberg'ſche Geſchlecht doch wohl eine große Ehre und daß

dieſe ſelbſt auch auf dem Throne eine große, gütig denkende Frau ſein würde, die ihren Einfluß auf das Haupt Böhmens nicht zur Schürung der Flammen zwiſchen den verſchiedenen Religionsparteien des Landes, ſondern zur Löſchung derſelben gebrauchen würde.

„Das würde ſie, ja, das würde ſie!“ rief Euſebius mit Bitterkeit. „Und um den Frieden zur Gewißheit zu machen, würden die Patres von der Geſellſchaft Jeſu die Proteſtanten alle foltern, rädern und verbrennen laſſen. Was wollen ſie denn anders als Frieden? Ein Hirt ſoll ſein und eine Heerde, der Hirt aber iſt die heilige Verbrüderung, die der heilige Ignaz von Loyola ſtiftete. Nein, Frau Apollonia, ſprecht mir nicht vom Frieden mit dem Gezücht der Schlangen, wenn ich Euch für eine treue Proteſtantin halten ſoll. Ein Schwert iſt das Nöthigſte, was dem Anhänger des gereinigten Glaubens gereicht werden muß. Wir wollen uns nach dem Beiſpiele unſerer Väter, der Huſſiten und Utraquiſten, die heilige Glaubensfreiheit erkämpfen, und ich denke und hoffe, daß Euer edler und weiſer Pflegeſohn Magiſter Kepler nicht der letzte ſein wird, der, auf die Seite der Wahrheit tretend, ihr zum Siege verhelfen wird. Zuerſt aber nieder mit dieſem falſchen, heuchleriſchen, Gott läſternden Jeſuiten! Nieder mit dieſem Pater Johannes, der das Herz unſerer edlen Frau, das ohne ihn

längſt den rechten Weg gefunden hätte, immer wieder und wieder vergiftet. Helft uns, Frau Apollonia. Wenn Gräfin Polixena die Gattin Herrn Wilhelm's des Sohnes wird, ſo iſt das ganze Haus der Roſenberg auf der Seite des wahren Glaubens, wenn ſie nur den Einflüſſen dieſes Jeſuiten zur rechten Zeit entzogen werden kann, und dazu könnt und werdet Ihr beitragen."

„Ich weiß nicht, was Ihr von mir erwartet oder verlangt", ſagte die alte Frau mit ſanfter Einfachheit, „aber ich werde und kann nie etwas thun, was wider meine Anſicht von Recht iſt, ſelbſt dann nicht, wenn ich die Sache des Proteſtantismus damit fördern könnte."

Zweites Kapitel.

Faſt in derſelben Minute, als dieſes Geſpräch in dem kleinen Zimmer des Haushofmeiſters ſtattfand, ſaß in der geräumigen, ſtattlichen Halle des Roſenberg'ſchen Palaſtes die jugendlich ſchöne Herrin deſſelben neben dem vielgeſchmähten Pater Johannes.

Polixena hatte ihre ſchöne Hand voll tiefen Vertrauens auf den leiſe bebenden Arm ihres Lehrers und Freundes gelegt und ſah ihm liebevoll in die dunklen, ſchmerzerfüllten Augen, die er in jedem Moment auf einen andern Gegenſtand zu richten ſich bemühte, um nur dem Blick des Weſens zu entfliehen, nach dem alle Fibern und Nerven ſeines ganzen Seins ihn gewaltſam hinzogen.

„Ich kann Ihren Brief unmöglich recht verſtanden haben, mein lieber und verehrter Freund", ſagte ſie mit zitternder Stimme, „und ich mag und will auf denſelben nicht zurückkommen, weil ihn zu beſprechen nicht wohl

möglich ist. Erzählen Sie mir daher statt aller Erörterungen Ihrer seltsamen Zeilen von Ihrem edlen und trefflichen Schüler, der die Sache der heiligen Kirche mit so fester Kraft führt und auch in allen Beziehungen sie zu führen so würdig ist."

„Ach", entgegnete der Jesuit, „unser noch so jugendliche Erzherzog hat freilich schon Großes geleistet, aber er bedarf jetzt auch der Unterstützung durch des Kaisers Majestät, dessen Kraft mit jedem Jahre seiner Regierung zu schwinden scheint, aufgerieben von Aerger und Kummer über das Familienelend, das der älteste seiner erlauchten Brüder seinem Herzen zufügt."

„Ich weiß nicht, Pater Johannes", sagte Polixena, und ihre schönen Augen blickten trübe, „ob die Ursache des schweren Bruderzwistes wohl nicht zunächst in des Kaisers Argwohn gegen Matthias zu suchen ist. Warum unterzeichnete er den Frieden nicht, den Matthias mit Amurad geschlossen, und gab so von neuem Ungarn den Waffen der Heiden preis?"

„Um Gott, Polixena", rief der Jesuit, die Hand mit ängstlicher Geberde zum Himmel erhebend, „um Gott, meine theure Schülerin und Freundin, mir wird bei Euern Worten bange. Wie, hat nicht Kaiser Rudolf in seiner Herzensgüte Alles gethan, was möglich ist, und sicherlich mehr, als seinem eigenen Interesse und sonderlich

dem Intereſſe der Kirche frommt, um die Wünſche ſeines regierſüchtigen Bruders zu befriedigen und ſo mit ihm in Frieden zu bleiben? O Polixena, es muß jeder gute Katholik zu Gott flehen und alle Kräfte ſeiner Seele und ſeines Leibes aufbieten, um dem kinderloſen Rudolf die Freiheit zu ſichern, daß er den frommen und der Kirche treu ergebenen Ferdinand von Steiermark als ſeinen Nachfolger beſtätigen laſſe, nicht nur von den Fürſten deutſcher Nation, ſondern auch von den böhmiſchen und ungariſchen Ständen. Er, nur er allein, der begeiſterte Jüngling, hat die Kraft, das Gift der Ketzerei auszurotten und von neuem die Einheit des Glaubens in den Reichen herzuſtellen, die zu regieren er durch Gottes Willen berufen iſt und welchen Beruf er durch ein Wunder, deſſen die Jungfrau ihn gewürdigt, beſtätigt hat. Ferdinand allein kann in dieſen Zeiten, wo die Ketzerei ihre tauſend verſchiedenartig geſtalteten Köpfe an allen Enden der Welt emporſtreckt, die Zügel der Regierung führen, denn nur er allein hat von allen den Nachkommen des großen Grafen von Habsburg den gläubigen Sinn und das warme Herz, das einſt ſeinen Ahn zum Haupte der Chriſtenheit machte. Matthias kokettirt mit den Proteſtanten, um ſich ihre kräftigen Arme zu ſichern, wenn er es früher oder ſpäter für zeitgemäß halten wird, mit Rudolf ſelbſt oder mit

deſſen Nachfolgern um die Kronen zu kämpfen, die dieſer jetzt noch auf ſeinem Haupte trägt und nach denen er mit wilder Gier in jedem Augenblick zu ſchnappen bereit iſt."

„Aber", entgegnete Polixena mit Milde, „aber, theurer Freund, wäre die Duldſamkeit nicht eine Tugend, die zuerſt und vor allem die Seele deſſen ſchmücken müßte, der jetzt die Welt in Frieden regieren wollte?"

„Duldſamkeit!" ſagte der Jeſuit, faſt mit einem Schrei, ſo laut und ſo verzweifelnd tönte das Wort von ſeinen ſchöngeformten Lippen, „Duldſamkeit, Gräfin! Und dies Wort ſprechen Sie, Sie, meine Schülerin und theuerſte Freundin, aus, in Gegenwart eines der Männer, die ihr Leben mit allen ſeinen Freuden und Hoffnungen, die alle ihre Kräfte, all ihr Wollen dahingegeben, um der katholiſchen Kirche, das heißt dem durch tauſend Wunder beſtätigten Worte Gottes, in dem das Heil der Welt und die ewige Seligkeit jedes Einzelnen liegt, von neuem zum Siege über die ſündige, abtrünnige Menſchheit zu verhelfen! Sprechen Sie von Duldſamkeit gegen Wolf und Tiger, von Duldſamkeit gegen das im Strome lauernde Krokodil, von Duldſamkeit gegen die auf Sturmesflügeln daherbrauſende Flamme, ſie alle zerſtören nur irdiſches Leben und irdiſche Güter, aber nicht von Duldſamkeit gegen den falſchen Glauben, der Gott

und ſeinen ewigen Sohn und die gebenedeite Jungfrau beleidigt und die befangene Menſchenſeele untauglich und unfähig macht für die aus Chriſti Blut fließende ewige Seligkeit. Nein, nein, Polixena, ſehen Sie um ſich mit offenen Augen. Erſt ſeit die thörichten, von Lucifer ſelbſt mit falſchem Stolze auf ihre Weisheit und Tugend geſchlagene Menſchheit es wagte, an den Lehrſätzen der heiligen Kirche zu mäkeln, iſt wie durch neuen Sündenfall neues Elend über die Welt gekommen, das Elend, das die Empörung über die Menſchheit gebracht. Demuth und Gehorſam, die ſchönſten, die recht eigentlichen Tugenden des Chriſtenthums, ſind entflohen. Sie leugnen, dieſe Thoren, die Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri auf ſeinem erhabenen Stuhle zu Rom, aber jeder Prädikant auf ſeiner düſtern Kanzel hält ſeine Meinung für unfehlbar und verdammt Jeden, der es wagt, über ſeine Lehren hinaus oder neben denſelben hinwegzudenken. Gedankenfreiheit, Glaubensfreiheit, Kirchenfreiheit, wo wären ſie weniger zu finden, als in jenen Landen, wo die thörichten Regenten, lüſtern nach den reichen Beſitzthümern des Klerus, den Proteſtantismus zugelaſſen haben! Und die Proteſtanten unter einander, wie wild und wüthend ſtreiten ſie über die Erklärung jedes Wortes, das ſie aus ihrer Bibel herausleſen!

Streit und Unfriede aller Orten, Friede nur im Schooß der heiligen Mutter Kirche. Und in dieſe zurück kann die Menſchheit nicht durch einen weltklugen Vernünftler, ſondern nur durch ein gottbegeiſtertes Herz geführt werden. Darum, Gräfin, darf der Nachfolger Rudolf's nicht Matthias, er muß Ferdinand ſein, und es iſt ſchon ein Eingriff in die geheiligten Rechte unſeres Prinzen, daß Matthias ſich hat zum Könige von Ungarn wählen laſſen und daß der ſchwache Rudolf dieſe Wahl beſtätigte. Welche Mittel hat dieſer weltkluge Khleſl, der ſich Biſchof ſchelten läßt, nicht angewendet, um dies Reſultat zu erzielen! Wie hat er dieſen ungariſchen Magnaten geſchmeichelt mit Glaubensfreiheit, die ihnen Matthias beſtätigen würde! Hat er ſich nicht ſogar herbeigelaſſen, dem türkiſchen Sultan Frieden mit Ungarn und die Abtretung der edlen Städte Agram und Belgrad an den Erbfeind der Chriſtenheit zu verſprechen und die geſegneten Häupter böhmiſcher Edlen als Geißeln in die Hände der Ungläubigen zu geben? Iſt nicht der edle Herr von Trczka in Belgrad mit Ketten beladen den Märtyrertod geſtorben, während es ſeinem Leidensgefährten Kinsky durch Gottes Beiſtand nach gefahrvoller Flucht gelang, in ſein böhmiſches Vaterland zurückzukehren?

Wir ſtehen vor großen Entſcheidungen, die nur

durch das Schwert errungen werden können. Der Proteſtantismus muß niedergetreten werden, und Ferdinand, der in ſeinem kleinen Lande als Jüngling mit dieſer Hydra fertig geworden, iſt der Mann dazu, ihn auch in den andern Reichen, die ihm als Rudolf's Erben zufallen werden, zu bezwingen. Gräfin, meine theure Schülerin, o Polixena, laſſen Sie, die Sie trotz Ihrer Jugend und Ihres Geſchlechts ſtets eine treue Kämpferin waren für die Sache Gottes und der heiligen Kirche, mich nicht fürchten, daß Sie lau geworden ſind, denn das Wort Duldung iſt eben nur ein Synonym für das Wort Lauheit. Um des Wohles der Welt willen, ſeien Sie ſtreng gegen das, was das Elend von Tauſenden ausmacht, wenn es an Einzelnen geduldet wird. Es ſind auch in Ihrem Haushalte, unter Ihrer eigenen Dienerſchaft noch viele heimliche Proteſtanten, wackere Leute vielleicht ſonſt, alte Diener auch, noch ſtammend aus den Zeiten Ihres Schwiegervaters — machen Sie Ernſt mit dieſen und fordern Sie ſtreng ihre Rückkehr in den Schooß der Kirche. Welches Leid geſchieht ihnen dadurch, wenn ſie nicht mehr den Kelch mit der Hoſtie zugleich empfangen? Wird ihnen dadurch doch nichts von dem Blute des Erlöſers entzogen. Man ſoll den gemeinen Mann nicht in ſeinem Eigenſinn beſtärken, da Dienen und Gehorchen einmal ſein Beruf iſt! Der Pro-

teſtantismus iſt die Rebellion, und darum iſt wohl der Heiland unter Martern am Kreuze gerade für die Armen und Geringen geſtorben, damit ſie lernen ihr Kreuz auf ſich nehmen und ihm demüthig und freiwillig nachfolgen."

Polixena erhob ſich von ihrem Seſſel, ihre Stirn war mit kalten Schweißtropfen bedeckt und ſie trocknete dieſelbe, während ſie eine Thräne verbarg, die leiſe unter ihrer Wimper hervorrann. „Ich kann Euch nicht verſtehen, Pater Johannes", ſagte ſie dann langſam und mit der ganzen ruhigen Würde ihres Weſens, „und ich kann auch nicht dem Fluge Eurer Gedanken folgen. Eins aber weiß ich und werde auch nie daran zweifeln: Ihr ſtrebt, das Erhabenſte zu fördern, und ſtets war ich bereit, Euren hohen Abſichten meine geringen Kräfte zu Gebote zu ſtellen. Ich habe mich als Kind auf Euern Rath an einen Greis vermählt und bin ihm mit Bekämpfung meines widerſtrebenden Herzens eine unterthänige Gattin geweſen; ich habe ſelbſt, einen Theil meines Rufes opfernd, als tröſtende Freundin neben dieſem kranken Kaiſer geſtanden, deſſen Argwohn, durch die von ſeinen Feinden theuer bezahlten Prophezeiungen ſtets rege erhalten, ihn elend macht; ich habe die Menſchheit auf ihren höchſten Stufen oft niedriger als am Bettelſtabe, Euch ſtets als den am höchſten denkenden Mann

erkannt; aber welche Zwecke ich auch damit erreichen könnte, ich, Eure Schülerin Polixena von Pernſtein, werde nie ehrlos werden, weder als das Liebchen eines Kaiſers, noch als Herrin von treuen Dienern, denen ich beim Tode meines Gatten Schutz ihres Glaubens und ihrer ganzen Stellung in meinem Hauſe verſprochen habe. Falle Euer Fluch, falle der Fluch Eures Ordens und der Fluch der katholiſchen Chriſtenheit, ja, wenn das möglich ſein kann, der Fluch Gottes auf mein armes Haupt, ich thue nur das, was mein eigen Gewiſſen und Ehrgefühl für das Rechte erkennt!" Mit einer Geberde, die wie das Flammen eines Meteors auf den vor ihr Stehenden wirkte, durchſchritt ſie den ganzen Raum der Halle und verſchwand den Blicken des Jeſuiten durch die in ihr Kabinet führende Bogenthür.

Pater Johannes aber war, einem unwiderſtehlichen Gefühle folgend, auf die Kniee geſunken, ſein bleiches, edles Geſicht ſchien zur Bildſäule erſtarrt, bis er es plötzlich auf den Boden niederbeugte und ſeine heißen Thränen ungehindert auf die bunten Blumen des Teppichs niederrieſeln ließ. „Verachtet, verachtet von ihr!" rief er endlich und rang leidenſchaftlich die Hände. „O Polixena! O meine Göttin, mein Kind! Du höchſtes, du einziges Herz, für das ich Liebe empfand, könnte ich dich ſehen laſſen, was ich gelitten habe, was ich leide in

jedem Moment meines Lebens! O Gott, Herr der Welt, am Kreuz geſtorbener Erlöſer, haſt du ein Leid gefühlt, das dem meinen gleichkommt? Mit Dornen gekrönt, blutig gegeißelt, von einem, von dem ſchwächſten deiner Schüler verrathen und ſelbſt von dem ſtärkſten derſelben in den Augenblicken der Angſt verleugnet, bliebſt du doch einig mit dir ſelbſt, du wußteſt, daß du in jedem Moment deiner Leiden den Willen deß thateſt, der dich geſandt hatte. O tröſte mich in meiner Angſt, ſage mir, daß ich dir nachfolgte, indem ich, der Verachtung des edelſten Weibes Trotz bietend, ihr ſtolzes Weſen zu ehrloſen Handlungen beredete, um die Ausbreitung des Glaubens an dich zu fördern, gehorchend, ohne zu prüfen, den Befehlen derer, denen ich mich um deinetwillen unterwarf. Gehorſam ohne Prüfung oder die Prüfung und in ihrem Gefolge das Schweifen in der Irre, das Hinausſchwanken in die Wildniß der Ketzerei, das iſt nun einmal die Wahl, die meinem Herzen geworden. Die Liebe zu ihr, zu Polixena, zu dem Weſen, das mein Herz faſſen und würdigen konnte, trieb mich auf den Pfad, den ich recht und in Treuem zu wandeln geſtrebt habe, und jetzt hat dieſer Pfad mich dahin geführt, ſie zu beleidigen und von ihrer verdienten Verachtung getroffen zu werden. O Leben, Menſchenleben, welche furchtbaren Räthſel birgſt du in deinen Tiefen auch

für den, der das einzig Rechte mit voller Seele ergriffen!“ Ein Geräuſch im Zimmer machte ihn darauf aufmerkſam, daß er nicht mehr allein ſei, und ſich ohne Haſt aus ſeiner demüthigen Stellung aufrichtend, blickten ſeine getrübten Augen in das Angeſicht eines Mannes, der ihm ſeit langer Zeit nicht begegnet war und für den er trotz ihrer Glaubensverſchiedenheit doch ſtets Achtung empfunden hatte. Magiſter Johannes Kepler ſtand am Eingang der Halle, in deren weitem Raum ſein klares, nußbraunes Auge irgend etwas zu ſuchen ſchien, bis es auf ſeinen wohlwollenden Feind fiel, der ſich mit einer Art von Schamgefühl aus ſeiner zerknirſchten Stellung aufgerichtet hatte und, raſch Herr ſeiner Gefühle werdend, ihm mit freundlichem Blicke entgegentrat.

„Sie alſo finde ich hier, mein edler Verwandter und Wohlthäter!“ rief der proteſtantiſche Gelehrte, den ſeine Glaubensgenoſſen als Schismatiker und Abtrünnigen verurtheilt, indem er dem mit ſich ſelbſt zerfallenen Jeſuiten mit wahrer Freude die Hand entgegenſtreckte. „O, ich freue mich des Wiederſehens, das mir Gelegenheit gibt, Ihnen noch einmal Dank zu ſagen für alle die Wohlthaten, die Sie mir erzeigt.“

„Ich fürchtete von Euch mit minderer Freundlichkeit begrüßt zu werden, mein geehrter Magiſter“, entgegnete der Jeſuit, der ſeinem Heezen keinen Zwang anthun

durfte, um Kepler's Entgegenkommen liebreich und achtungsvoll zu erwidern, „denn ich bin leider nicht im Stande geweſen, die Stände der Steiermark zur Zahlung des Euch als zur Zeit noch in Grätz angeſtellten Profeſſors zuſtändigen Gehaltes zu bewegen. Es iſt eben in allen deutſchen Landen große Unruhe und Zwiſt zwiſchen den vielen leider verſchiedenen Glaubensparteien, und da nach dem Willen unſeres durchlauchtigſten Erzherzogs jetzt wenig Proteſtanten ſowohl von Adel als aus den andern Ständen zu bedeutenden und wirkſamen Aemtern berufen werden, ſo iſt Euch, dem proteſtantiſchen Profeſſor, jetzt nicht die Zahlung Eures Euch in andern Verhältniſſen zugeſicherten Gehaltes überwieſen worden, obſchon kaiſerliche Majeſtät ſich ſelbſt darum verwendet. Es ſind ſchlimme Zeiten; die proteſtantiſchen Landſtände Böhmens untergraben hier in der Reſidenz ſelbſt gefliſſentlich und mit vielem Erfolg das Anſehen des höchſten Herrn der Chriſtenheit, und ſo dürfen ſie und ihre Anhänger ſich denn auch nicht wundern, wenn ſie es ohne Geltung finden, wo zu ihrem eigenen Vortheil das Gegentheil von Nutzen wäre."

„Ich beklage mich nicht um das Leid, was ich mit vielen Andern theile; es iſt etwas ſo Göttliches um die Wahrheit, daß der kein ganzer Menſch ſein müßte, der nicht freudig die Laſten auf ſich nähme, die ihn infolge ihrer Bekenntniß treffen. Zudem ſtehe ich ja auch

ſeit Herrn Tycho's Tode im Solde des Kaiſers und eigentliche Noth bleibt wohl den lieben Meinen fern; denn wenn ich auch nicht zu den dreiſten Mahnern gehöre, die Alles, was ſie von Sr. Majeſtät zu fordern haben, zu rechter Zeit und in der rechten Weiſe einzutreiben wiſſen, ſo verſteht es doch meine treffliche Hausfrau, mit dem, was ich erlangen kann, ſich ſo einzurichten, daß wir mit unſerem Häufchen Kinder leben können. Was mir im Augenblick nicht gezahlt wird, bleibt in kaiſerlichen Händen und wird meinen Kleinen zu gute kommen, wenn ſie es einſt vielleicht noch viel nöthiger bedürfen als gegenwärtig, wo eine gar ſo wackere Mutter für ſie ſorgt und ſpart."

„Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Magiſter Kepler!" entgegnete der Jeſuit. „Im Beſitz eines ſchönen Weibes, umgeben von Kindern, die Euch unzweifelhaft einſt noch Ehre machen werden, könnt Ihr dem wilden Getreibe dieſer unſeligen Zeiten mit Ruhe aus Eurem Studirzimmer zuſehen, ohne Euch darum zu kümmern, welchen Weg dieſe Welt läuft, wenn nur Eure Berechnungen über die Bahnen der himmliſchen Sterne ſtimmen und Eure Prophezeiungen —"

„Ich hoffe nicht, mein ſehr edler Verwandter", fiel Kepler jenem ins Wort, „daß mein Glück von der Art iſt. wie Ihr es bezeichnet. Wie die Meinigen, für

deren Glück und Auskommen zu ſorgen meine nächſte heilige Erdenpflicht iſt, die ich unter manchen ſchweren Kämpfen ſtets zu erfüllen geſtrebt, verſorgt ſind, ſo bin ich freilich für mein Theil durch Gottes beſondere Gnade unabhängig von den Dingen dieſer Welt und finde mein Glück in der Betrachtung der Werke Gottes, die mir in jedem Augenblick meines Forſchens die Erhabenheit des Herrn näher und deutlicher offenbaren. Zu Euch kann ich über dies mein höchſtes Glück ſprechen, denn Ihr wißt, was ich meine, wenn ich ſage, daß bei der Betrachtung der Sternenbahnen die Geſetzmäßigkeit des ganzen Weltalls mir als die heilige Verſicherung entgegentritt, daß der Menſch, das Kind der Erde, nur durch geſetzmäßiges Handeln ſich in Uebereinſtimmung mit dem höchſten Geiſte ſetzen kann. Es ſtrömt mir aus dem Lichte der Sterne, die aus unausſprechbaren Fernen uns leuchten, die Ueberzeugung entgegen, daß das Licht unſerer Thaten, der Rechtſchaffenheit, der aufopfernden, ſelbſtvergeſſenden Liebe, erhellend und erfreuend auch auf das Weltganze und in Zeiten und Fernen wirken wird, von denen wir ſelbſt noch keine Anſchauung haben. O Pater Johannes, verzeiht mir, aber mein Herz iſt voll von Rührung und Glück bei dem Gedanken an den Gott, der mir ſeine Werke offenbart, und meine Augen werden naß in dem Ge-

fühle der ſeligen Freude, weil ich gewürdigt bin, ihn zu ſehen, zu finden und mit Gewißheit zu erkennen, wie groß der Herr mein Gott iſt, den Chriſti Mund uns Vater nennen lehrt."

Johannes Fickler ſenkte die Augen vor dem begeiſterten Blick des ſonſt ſo einfachen und ruhigen Mannes, aber auf ſeinen Lippen ſchwebte die Frage, ob der begeiſterte Sprecher denn ſtets ruhigen Herzens, nie in ſich ſelbſt zwieſpältig, nie hingeriſſen von irdiſchen Wünſchen ſei. Doch ſchwieg er, ſein Stand und ſein Gelübde hatten ihn jene tiefe Zurückhaltung gelehrt, die der Kluge in irdiſchen Angelegenheiten ſelten oder nie zu bereuen hat. Als aber in Kepler's Herzen ſich die hochgehenden Wellen des Gefühls gelegt zu haben ſchienen, legte der Jeſuit leiſe die Hand auf Kepler's Schulter und fragte mild: „Und ſo glaubt Ihr denn, unglücklicher, verblendeter Mann, daß Euer Weg der einzige richtige zu Gott ſei?"

„Das habe ich nie geglaubt und niemals ausgeſprochen, mein edler Verwandter", entgegnete Kepler mit ruhigem Ernſt. „Er iſt nur für mich ſelbſt, für meine eigene ſchwache Menſchennatur der richtigſte und erfüllt mich mit Glückſeligkeit, die mich in vielen Stunden alles Erdenleides und beſonders aller irdiſchen Bedürfniſſe meines eigenen irdiſchen Leibes vergeſſen läßt, und das iſt,

obſchon mein ſchönſtes Glück, doch noch der ſchlimmſte meiner Fehler. Glücklich ſeid Ihr zu preiſen, Pater Johannes, denn an Euch hängen keine der irdiſchen Laſten, die Euch als theure Pflichten gegen Weib und Kindlein von den Betrachtungen des Göttlichen abziehen; was für mich bisweilen ſogar zu einer Pflichtvergeſſenheit werden kann, iſt Euch ſtets Pflicht und Beruf. Jetzt freilich, wo mein Studium meinen Kindern Brod gibt, iſt dies weit ſeltener der Fall, und ich fange auch an zu hoffen, daß meine gute Barbara an meiner Seite Einiges von dem Glücke und der Herzensbefriedigung findet, die ich ihr zu ſchaffen vor dem Altare gelobt habe. Sie erfreut ſich meiner geachteten Stellung an dieſem Kaiſerhofe und der Auszeichnungen, die mir von ſo manchem Hochgeſtellten zu Theil werden, und iſt jetzt beinahe ſtolz auf den Mann, zu dem ſie ſich herabgelaſſen, weil ſeine jugendliche Geſtalt einſt ihren Augen wohlgefiel."

„Ihr liebt Euer ſchönes Weib?" fragte Fickler haſtig, faſt mit Uebereilung.

„Recht von Herzen", entgegnete Kepler einfach; „ich liebe ſie nach meiner Pflicht ſo ſehr, daß ich ohne Zorn Nachſicht üben kann gegen ihre Schwächen und meine widerſtrebende Natur zu zwingen weiß, Achtung zu tragen für ihre rechtmäßigen und billigen Anforde-

rungen und aufrichtige Dankbarkeit zu fühlen für ihre treue Hausfrau- und Mutterſorge."

„Und habt Ihr nie ein anderes Weib mit andern Gefühlen in anderer und höherer Weiſe geliebt?" fragte der Jeſuit, ohne, verſenkt in ſeine eignen Gedanken und Gefühle, auf die Rückſichtsloſigkeit dieſer Frage zu achten.

Kepler's edles Geſicht überzog ſich plötzlich mit einer tiefen brennenden Röthe; ſein Herz pochte heftig und er mußte Minuten vergehen laſſen, bis er ſich zu einer Antwort fähig fühlte. Dann ſagte er ſehr feſt: „Ich denke, daß ich Eure Frage wohl mit Nein beantworten kann, obwohl ich ſicherlich das Recht hätte, dieſelbe ganz und gar übergehen zu dürfen. Nein, ich liebe keine andere Frau als die, welche zu lieben meine vor Gott beſchworene Pflicht iſt. Wohl iſt auf meinem Lebenswege mir ein Frauenbild erſchienen, erhaben, ſchön und glänzend wie der ſchönſte Stern am Himmel, deſſen leuchtende Bahn mit ſtillem Entzücken zu bewundern eine der ſchönſten Seligkeiten meines Lebens iſt und immer bleiben wird. Aber es wäre eine Entheiligung, wenn ich das Wort Liebe mit dem Gedanken an ſie vereinen würde. Ich müßte ebenſo wohl ſagen, daß ich das glänzende Geſtirn des Morgenſterns oder die gebenedeite Mutter des Erlöſers, als daß ich ſie liebe, die mir ſo

fern ſteht als der Stern und die Heilige, und zu der ich doch mit Aug' und Herz emporzuſchauen mir geſtatte."

Pater Johannes hatte ſich bei dieſen Worten Kepler's von ſeinem Sitze erhoben und wandte, an das Bogenfenſter des Saales tretend, dem Sprecher den Rücken zu.

Er wußte es, ſein zitterndes Herz ſagte es ihm mit aller Gewißheit, welchen Namen das Sternbild ſeines jungen Verwandten führte, und er, deſſen Haar ſchon Silberfäden durchzogen, wußte, welche Macht ein Gefühl ſolcher Art in Kepler's Herzen gewinnen konnte.

Aber er ſchwieg, und nur ein einziger Gedanke wogte durch ſeine leidende Seele: „Auch er, auch er! Und er könnte das Herz dieſes ſtolzen und edlen Weibes entflammen. Wehe mir, tauſendfach wehe mir, wenn die Stunde käme, wo ich das Geſtändniß, daß ſie ihn liebt, vielleicht von ihren eigenen Lippen hören müßte. Aber dieſe Liebe iſt, ſelbſt wenn ſie erwidert würde, für ſie wie für ihn doch nur ein neu in beider Leben tretendes bitteres Leid." Er hatte die Arme über einander geſchlagen und hörte, ſeinen eigenen Gedanken ganz und gar hingegeben, nicht mehr auf das, was Kepler weiter ſprach, doch bald zuckte es wie eine Flamme über ſein edles Angeſicht. „Nein, nein", dachte er, „dieſe Liebe iſt für dieſe beiden Menſchen kein eigentliches Leiden, ſie wird

bei beiden nur zur Erhöhung ihrer beſten, edelſten Beſtrebungen führen."

„Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Magiſter Kepler", ſagte er dann, die Hand auf die Schulter ſeines Verwandten legend, „denn Gefühle, wie Ihr ſie ſchildert, kann nur die Menſchenbruſt in ſich fühlen und pflegen, deren Streben nach den höchſten Zielen der Menſchheit bereits entwickelt iſt. Mögen ſie Euch zum Höchſten leiten, zum wahren einzigen Glauben, der doch endlich das allerhöchſte Ziel menſchlicher Weisheit und Wiſſenſchaft iſt auf dieſer armen dunklen Erde. Gebt mir Eure Hand, Johannes, und wie wir beide einen Namen führen, ſo werden wir beide auch endlich zu einem Ziele gelangen, zur Erkenntniß der Wahrheit, wie ſehr verſchieden unſere Wege dahin auch ſein mögen."

Die beiden Männer trennten ſich und der Jeſuit eilte in das Innere der ſtolzen Kaiſerburg, wo er um dieſe Zeit ein Geſpräch mit dem kränkelnden und von Tage zu Tage mehr in die wunderlichſten Schrullen verfallenden Kaiſer haben ſollte.

Drittes Kapitel.

Es war nachmittags fünf Uhr, und Kaiser Rudolf hatte so eben sein Bett verlassen, das er selten vor dem anbrechenden Morgen zu besteigen pflegte, da er die Nächte gewöhnlich in seinen großen Marställen zubrachte, wo er sich vor den erträumten Verräthereien seiner Brüder und besonders des ältesten derselben sicherer glaubte. Rudolf von Habsburg, der zweite deutsche Kaiser dieses Namens, war ein sehr unglücklicher Mann. Schon in der Kindheit durch seine Erziehung am spanischen Hofe Philipp's II. argwöhnisch geworden, hatte diese unglückliche Geistesrichtung mit jedem Jahre seines Lebens zugenommen und sich durch die Prophezeiungen seiner Astrologen fast bis zum Wahnsinn gesteigert. Wie alle Nachkommen jenes stolzen und edlen Grafen Rudolf von Habsburg, der zu seiner Zeit auf den deutschen Kaiserthron hauptsächlich durch den Einfluß des Klerus erhoben ward, war er eifriger Anhänger der katholischen Kirche und

wies als ſolcher die Verlockungen, die die neuen Glaubenslehre den Fürſten Deutſchlands in der Beſitznahme der Kirchen- und Kloſtergüter entgegenhielt, mit Entſchiedenheit von ſich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es wenigſtens bei ſo manchem der früh zum Proteſtantismus bekehrten Herren nicht einzig und allein die begeiſterte Ueberzeugung von der Wahrheit der neuen Lehren war, die ſie zu Schützern derſelben machte; ganz gewiß iſt dagegen, daß die treuen Anhänger und Schützer der Rechte des Papſtes und der Prieſterſchaft weniger eigennützig handeln mußten, denn der Klerus hatte damals durch die offenen Anklagen und Enthüllungen des muthigen Auguſtiners Martin Luther einen großen Theil ſeiner Macht verloren.

Wäre die Regierung Rudolf's II. in eine friedliche Zeit gefallen und hätte er auch in ſeinem Hauſe Frieden und Freude beſeſſen, er wäre höchſt wahrſcheinlich ein Fürſt von großem Ruhme geweſen. Er ehrte Kunſt und Wiſſenſchaft, war friedliebend und großmüthig, hatte hohe Achtung vor den Gelehrten, die er an ſeinem Hofe verſammelte, und war trotz ſeiner ſtrengen Religionsmeinungen fähig, hohe Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters auch bei Andersgläubigen zu erkennen und zu ſchätzen. Seine Zuneigung zu dem gelehrten Juden Rabbi Löw, wegen ſeiner großen Geſtalt der hohe

Rabbi von den Zeitgenoſſen genannt, und die Freundlichkeit, die er dem ſchwäbiſchen Proteſtanten Kepler ſtets erwieſen, geben davon den ſicherſten Beweis. Aber er war nicht der Mann, in einer Zeit wie die ſeinige den Zügel der Regierung mit weiſer und feſter Hand zu führen.

Katholik durch Geburt und Erziehung, fühlte er ſich berufen, den Glauben, den er für den einzig wahren hielt, aufrecht zu erhalten; aber es gehörte eine größere Kraft als die ſeine dazu, den Strebungen des Zeitgeiſtes ſiegreich entgegenzutreten.

Ganz Deutſchland, ja gewiſſermaßen ganz Europa befand ſich in wilder gährender Bewegung. Glaubensfreiheit war das große Schlagwort der Zeit, einer Zeit, in welcher das Verhältniß der Menſchheit zu Gott in ganz anderer Weiſe als heutzutage Gegenſtand des Nachdenkens und des Herzensintereſſes der Menſchheit war. Damals glaubte man noch, und er, der hauptſächlich dieſe in die wildeſten Kriege ausartenden Streitigkeiten durch ſeine Worte angefacht, Doctor Martin Luther, war ein glaubenstreuer, glaubensfeſter, ſtarkmüthiger, aufrichtiger und wahrheitliebender, echt deutſcher Mann, der ſein eigenes Ich, ſein Leben, ſeine zeitliche Ehre mit edlem Enthuſiasmus dem entgegenwarf, was er für ſchlecht und dem Chriſtenthume, an dem Niemand mehr als er mit Verehrung und Treue hing, zuwider hielt: die Sittenlo-

ſigkeit des mit jedem Jahrhundert mehr entarteten Prieſterſtandes.

Schwerlich hatte weder er noch irgend einer ſeiner wackern Freunde und treuen Mitkämpfer eine Vorſtellung davon, welche Folgen ihr Thun nach ſich ziehen würde und wie wenig ihre Kraft ausreichen dürfte, um die Flut des Menſchengedankens, dem ſie das Einſtrömen in die Bauten der Staatsweisheit geſtatteten, zu dämmen und zurückzuhalten; ſie ſtürzte unaufhaltſam wie jede entfeſſelte Naturkraft hervor, begrub in ihrem wilden Schwalle Alles, was unſern Vorfahren groß und heilig ſchien, und wird, noch heute und bis in alle Zeiten fortſtrömend, vielleicht alle Tempel und Paläſte in ihrem Schoße begraben, aber, ſo wagen wir zu hoffen, endlich auch die glücklichen Inſeln auftauchen laſſen, nach denen das Menſchengeſchlecht auf allen Länderkarten bis jetzt vergeblich ſuchte und ſucht, jenes ſchöne Land, auf dem Freiheit, Weisheit, Kunſt, Wiſſenſchaft und Herzensfreudigkeit blühen und grünen und dem wir heute trotz Duldung und freier Religionsübung, doch wohl noch um Weniges näher gekommen als unſere Urväter, die für dieſe Güter kämpften und ſtarben, aber zu Kampf und Tod begeiſtert wurden durch die Ueberzeugung, daß ſie ſich durch ihren Glauben, jeder durch den ſeinigen, im Beſitze des höchſten Gutes befänden.

Kaiſer Rudolf II., obwohl den Willen in ſich tragend, ſich dem reißenden Strome der Volksmeinung entgegen zu ſtemmen, hatte nicht die Kraft dazu, und nicht nur deshalb, ſondern auch beſonders wegen der Urſachen, die ihn ſeiner Kraft mehr und mehr beraubten, war er ein unglücklicher Mann. Sein älteſter, nach ihm geborener Bruder, Erzherzog Matthias, ſtrebte mit allen Mitteln danach, ſein Erbe zu werden, wie es in ſeinem Geburtsrechte gelegen hätte; doch war ſeine Hoffnung dazu nicht groß, denn er wußte ſehr wohl, daß ſein kaiſerlicher Bruder ihn nicht liebte, während eine wirkliche Zuneigung ihn zu ſeinem Neffen, den jungen Erzherzog Ferdinand von Steiermark zog, der als Knabe eine Zeit lang an ſeinem Hof und unter ſeinen Augen erzogen worden war und deſſen feſtes Auftreten, verbunden mit einem religiöſen, ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus, dem Kaiſer gerade die paſſenden Eigenſchaften ſchienen, den Proteſtantismus mit Kraft niederzuhalten und zu unterdrücken. In ſeinem eigenen kleinen Lande war dies dem jungen Fürſten in ziemlich kurzer Zeit und mit ziemlich wenigem Geräuſch auch bereits geglückt. Eine Verbrüderung von Männern, deren Namen man bis auf den heutigen Tag mit Furcht nennt, die Jeſuiten, hatte ihn dabei unterſtützt, und einer derſelben, der erſte Lehrer und jetzige Staatsſecretär des jungen

Erzherzogs, Pater Johannes Fickler, war durch den Kammerdiener des Kaisers, den berüchtigten Philipp Lang, diesem so eben gemeldet worden.

„Schick' ihn fort, schick' ihn heim zu der Frau Erzherzogin Maria, den Fuchs, der mit seinem Feinde und Widersacher, dem Bischof und klugen Rathgeber meines liebevollen Bruders Matthias, nur darin einig ist, daß sie beide auf meinen Tod warten und ihn mit einem Gläschen italienischen Wassers befördern möchten, wenn ich sie mir so nahe kommen ließe, daß sie es eigenhändig in meine Frühchocolade gießen könnten. Ich mag und will ihn nicht sehen; er ist mir widerwärtig, trotz seines Gesichtes, das die Gräfin Polixena ein so schönes nannte, wie es nur je einem Paulus oder Jakobus das Vertrauen der Heiden erweckt hätte. Ich mag diesen Menschen nun einmal nicht, ja ich fürchte seine Augen, die wie Aurikeln aussehen, in denen ein Tropfen Morgenthau im Sonnenglanz funkelt, wenn das Heil der Kirche sein großes Herz bewegt. Ja, so sagte sie, die schöne Frau, und das war auch ihre wahrhafte Meinung, denn sie sagt nie, was sie nicht denkt und fühlt, und würde sicherlich eher sterben, als sich das Leben durch eine Lüge retten", sprach der Kaiser, auf seinen gewissenlosen Vertrauten blickend, der eben, vor seinem Herrn knieend, ihm die Schleifen seiner puffigen Beinkleider am Knie zunestelte.

Lang hob ſeine dunklen Augen, deren Blick er auf eine den meiſten Menſchen unmögliche Weiſe in ſeiner Gewalt hatte, mit einem faſt einfältigen Ausdruck zu dem Kaiſer empor und ſagte: „Ja, ja, die Frau Gräfin iſt ſo ſchön und brav, als ſie wahrheitliebend und die getreueſte, ergebenſte Unterthanin Ew. Majeſtät iſt; aber ſo wenig ſie jemals eine Lüge ſagen möchte, um ihr Leben zu retten, ſo gewiß würde ſie auch die bei einem Weibe noch weit größere Kraft und Weisheit haben, jede Wahrheit zu verſchweigen, die ſie zu verſchweigen verſprochen hat oder zu verſchweigen für nützlich und nöthig hielte.“

„Welch eine Anklage gegen die edle Frau ſoll dieſer Lobrede folgen, Schurke?“ ſagte der Kaiſer in Lang's Geſicht von oben herabblickend.

„Keine, Majeſtät, o gar keine“, entgegnete dieſer ſehr eifrig. „Ich denke nur, die Frau Gräfin wiſſen ſo gut wie ich, der ich nur zehn Minuten an der Thür gelauſcht, die wichtige Nachricht, welche Pater Fickler von ſeinem fürſtlichen Herrn an Ew. Majeſtät zu überbringen und nur Ew. allerhöchſten Perſon mitzutheilen hat.“

„So ſprich, Menſch, und theile uns mit, was Dir auf den giftigen Lippen ſitzt, gleichviel nun, ob es Gutes ſei oder Böſes.“

„O mein hoher Gebieter, es iſt Gutes, nur Gutes,

ſonſt würde der treueſte Ihrer Diener ſchwerlich ſo ruhigen Herzens und freudigen Blickes zu Ew. Majeſtät Füßen liegen. Aber, mein Kaiſer, verrathet Euern Knecht nicht, denn glaubt mir, dieſer große Diplomat, dieſer erzherzogliche Staatsſecretär würde den Philipp Lang zerdrücken wie ein Stahlhandſchuh die zudringliche Weſpe, die ſich auf ihn zu ſetzen wagte."

„Bah, ſchwerlich, wenn Du unter meinem Schutze ſtehſt", entgegnete der Kaiſer. „Aber nun ſprich! Ich will hören, was Pater Johannes ſeiner Schülerin gegen den Befehl ſeines Herrn —"

„Der auch ſein Schüler iſt", ſchob Lang mit Frechheit ein.

„Anzuvertrauen wagte", ergänzte der Kaiſer, der an die Art dieſes Dieners ſeit Jahren gewöhnt und über ſeine Unverſchämtheit, die er für rückſichtsloſe Offenheit hielt, nie erzürnt war.

Lang zögerte nun auch nicht mehr, doch ſchlich vorher noch an den Thürvorhang, deſſen ſchwere Damaſtfalten er erhob, um ſich zu überzeugen, daß kein Lauſcher in ſeiner Nähe ſei, und als er nun zu dem Kaiſer zurückgeſchlichen, fuhr er in ſeinen Ankleidedienſten, die ihm abermaliges Niederknieen nothwendig machten, ganz eifrig fort, weshalb er ſeine Worte auch im Flüſterton zu des Kaiſers Ohr gelangen laſſen konnte.

„Des Erzherzogs Ferdinand Bruder, der ſiebzehnjährige Biſchof Leopold von Paſſau, wünſcht ſeine Prälatenhand auch nach einem guten weltlichen Beſitzthum auszuſtrecken, und da der Herzog von Jülich das Zeitliche geſegnet, auf deſſen Erbe er als ſein Vetter und Neffe ein Anrecht zu haben glaubt, ſo wirbt er Soldaten auf allen Straßen ſeines Bisthums, um ſeinen Mitbewerbern die Spitze bieten zu können. Doch iſt Erzherzog Ferdinand, Ew. Majeſtät getreueſter Neffe und Nachfolger, erbötig, dieſe Truppen oder doch einen großen Theil derſelben hierher nach unſerem geſegneten Prag unter der Leitung ihres Anführers und Oberſten, des Franzoſen Ramé zu ſenden. Ew. Majeſtät erhielten durch dieſe Leute gleichſam ein Schwert, das Sie ſowohl gegen Dero liebevollen Bruder Matthias, der ſich bereits König von Ungarn nennt, als auch gegen die getreuen Böhmen, die ſo große Luſt zeigen, jenen noch bei Ew. Majeſtät Leben zu ihrem Könige zu machen, gebrauchen können."

Des Kaiſers faſt immer matter Blick ſchien von einem plötzlichen Lichtſtrahle aufzublitzen.

„Das iſt die Nachricht, die Pater Johannes uns bringt? Und Du haſt dieſelbe bei ſeinem Zwiegeſpräche mit der Gräfin Polixena erlauſcht?" fragte er mit bewegter Stimme. „Eile, Menſch, rufe den Jeſuiten her

und auch den Grafen Adam von Dietrichſtein; wir können, ſo ſehr wir auch König von Böhmen ſind, den Einmarſch fremder Truppen in dieſes unſer Königreich ohne die Zuſtimmung unſeres Staatskanzlers nicht genehmigen."

Philipp Lang entfernte ſich eiligſt und brauchte nicht weit zu gehen, um den ſteiermärkiſchen Sendboten aufzuſuchen, denn der Jeſuit ſaß einſam und in tiefe Gedanken verſenkt in einem der Gemächer der Kaiſerburg, die zu der ſchönen Wohnung des kaiſerlichen Leibdieners gehörten und mit dem feinſten Luxus jener Zeit ausgeſtattet waren.

Pater Johannes Fickler war noch immer ein Mann von ſeltener Körperſchönheit, dem ſeine Bläſſe und Hagerkeit und ſelbſt die kleine Tonſur auf ſeinem von dunklen Locken umwogten Haupte, unter die ſich die Silberfäden der vorrückenden Jahre zwar ſichtbar, aber nicht allzu häufig miſchten, keinen Abbruch thun konnten.

Er blieb ruhig mit übereinander geſchlagenen Armen auf dem Lehnſtuhl, den er im Fenſterbogen eingenommen, ſitzen und heftete nur ſeine braunen, wunderbar ſanften Augen mit fragendem Ausdruck auf den eintretenden, von aller Welt gefürchteten Hausherrn.

Philipp Lang ſenkte ſeine ſchlauen Augen, bevor er ſeine Antwort auf dieſe ungeſprochene Frage gab.

„Ich habe Euch gut gedient, Herr Staatssecretär", sagte er mit einem ziemlich unterthänigen Tone, „und erwarte nun von Euch herzliche und aufrichtige Dankbarkeit, da ja doch wohl in nicht zu ferner Zeit Euer Schutz mir nöthig und nützlich sein dürfte. Gott erhalte Kaiser Rudolf, aber er wird alle Tage schwächer, und der Entschluß, den er mir in Eurer Angelegenheit aussprach, zeigt wieder einmal, wie wenig Kraft er zum Regieren dieser unbändigen, aufrührerischen Lande hat. Ich soll nämlich nicht nur Euch, sondern auch den Cardinal zu ihm bringen, ihn, der immer und bei allen Gelegenheiten von den Rechten dieser böhmischen Stände spricht. Was soll der hier? Was wird er sagen zu diesen Verhandlungen, zu dem Einrücken dieser Soldateska, die in Prag nichts Anderes zu thun hat, als des Kaisers Macht endlich zur Wirklichkeit zu erheben?"

„Meldet mich bei Sr. Majestät, Herr Lang", war die einzige Antwort, welche der Jesuit auf diese raschen und eifrigen Fragen zu geben sich herbeiließ.

Der Kammerdiener dagegen sagte entschieden: „Nein, Pater Johannes, da ich Euren Auftrag an der Salonthür der Frau von Rosenberg nur durch Horchen erfahren, so muß ich Euch dort auch holen und kann in diesen vier bis sechs Minuten nicht von da zurückgekehrt sein, wie klein auch die Entfernung von dieser Dame

bis zu Sr. Majeſtät immer ſein mag. Bleibt ſitzen, Herr Staatsſecretär, und erwartet die Ankunft Sr. Excellenz und Eminenz des Herrn Staatskanzlers Adam von Dietrichſtein, des treueſten Rathgebers Sr. Majeſtät."

„Sei es!" entgegnete Pater Johannes mit anſcheinender Ruhe und nahm von neuem ſeinen bequemen Sitz ein, bis der abgeſendete Lang, langſam zurückkehrend, ihn durch eine Handbewegung veranlaßte, ihm durch die Hallen und Corridore des Palaſtes nach dem Kabinet des Kaiſers zu folgen, wo er den würdigen Cardinal von Dietrichſtein bereits anweſend fand.

„Welche Nachricht ſendet mir mein erlauchter Neffe durch Euch, mein werther Herr Fickler?" fragte der Kaiſer, als der Jeſuit, der Majeſtät gegenüber die Rechte des Geiſtlichen in Anſpruch nehmend, das Zeichen des Kreuzes über ihn gemacht hatte.

„Majeſtät", entgegnete jener mit tiefſter Ehrerbietung, „mein Gebieter, trotz ſeiner Jugend reich an Einſicht und ein treuer Sohn der heiligen Kirche, bittet um die Erlaubniß, einen Theil der von ſeinem Bruder, dem durchlauchtigen Herrn Biſchof von Paſſau geworbenen, unter dem Befehl des Oberſten Ramé ſtehenden Truppen hierher in die böhmiſchen Lande entſenden und zu Ew. Majeſtät Verfügung ſtellen zu dürfen, damit ſie zur Hand ſind, wenn Erzherzog Matthias, derzeit bereits

durch Ew. Majeſtät Gnade König von Ungarn, ſich gelüſten laſſen ſollte, mit ſeinem ſtets auf dem Kriegsfuß befindlichen und gegen den Türken gerüſteten Heere eine Schwenkung hierher nach dem unruhigen und von religiöſen Wirren zerriſſenen Böhmerlande zu machen, woſelbſt er auf den Beiſtand der Proteſtanten, deren Schutzbrief durch Ew. Majeſtät noch nicht beſtätigt worden, ſicherlich rechnen könne."

Adam von Dietrichſtein, ein ſtattlicher Greis mit ſilberweißem Haar und feſten Zügen, erhob ſich bei dieſem Vortrage von ſeinem Sitze an der Seite ſeines Herrn und entgegnete mit ernſter Würde: „Es iſt kaum nöthig, dieſe Anfrage den böhmiſchen Ständen vorzutragen, ohne deren Zuſtimmung kein fremdes Kriegsvolk die Grenzen dieſes Landes überſchreiten darf. Kein getreuer Böhme würde eine ſolche Zuſtimmung geben, und auch ich muß dieſelbe als Kanzler dieſes Reichs nach meiner Pflicht verweigern, obgleich ich wohl einſehe, daß die Lage Sr. Majeſtät, den Eingriffen ſeines erlauchten Bruders gegenüber, ihm den Schutz einer Militärmacht wünſchenswerth und nothwendig erſcheinen laſſen muß."

Rudolf ſenkte ſein Haupt mit einem trüben Blick auf den Jeſuiten, der jetzt mit großem Eifer entgegnete: „Auch die heilige Kirche bedarf in dieſem Lande, das von Proteſtanten, Utraquiſten, Huſſiten und hun-

derterlei andern Ketzern und Schismatikern wimmelt, eines Schutzes, der direct unter dem Befehle Sr. Majestät, eines ihrer treuesten Söhne, stehen müßte. Mehr als die Hälfte der Böhmen lauert nur auf die Gelegenheit, von ihrem rechtmäßigen Herrn abzufallen und sich, seinem rebellischen Bruder huldigend, seine Erlaubniß zur Ausübung ihrer ketzerischen Greuel zu erkaufen. Dem bedrohten Kaiser muß eine Macht zur Seite stehen, die sein Recht schützt und seinen edlen Willen, die heilige Kirche aufrecht zu erhalten, sichert. Herr Cardinal von Dietrichstein, auch Ihr seid ein Priester, helft mir des Kaisers Rechte gegen diese böhmischen Aufrührer und gegen seinen rebellischen Bruder sicher stellen."

„König Rudolf bestätigte, wie er es bei Uebernahme der Krone Böhmens versprochen, den Majestätsbrief, den Kaiser Maximilian, sein erhabener Vater, den Protestanten gegeben, und das tapfere Volk der Böhmen wird seinen erwählten Fürsten mit Leib und Blut schützen gegen den Prätendenten Matthias, der erst dann zum Rebellen wird, wenn sein Bruder die Bedingungen erfüllt hat, welche die Böhmen ihm bei der Uebergabe ihrer Krone stellten", sagte Dietrichstein.

„Er trägt sie jetzt und ist factisch König von Böhmen, und ein Rebell ist Jeder, der die Hand nach seinem Eigenthum ausstreckt!" rief Fickler.

„Darüber wollen wir nicht ſtreiten“, entgegnete Dietrichſtein mit Würde, „ich bin der treueſte Diener Sr. Majeſtät und würde gern mein Leben für ſeine Krone und ſein Recht hingeben, und darum gebe ich ihm den beſten, mit meinem Gewiſſen vereinbaren Rath, dieſes Recht zu ſichern.“

„Und das ſagt Ihr, der Kirchenfürſt?“

„Das ſage ich, ein deutſcher Edelmann, katholiſcher Prieſter und Staatskanzler Böhmens“, war die ruhige und entſchiedene Antwort, „denn da ſei Gott für, daß ich die Feinde meines Bekenntniſſes ſollte zu dem Irrthum verleiten, die heilige Mutterkirche billige Wortbruch und Doppelzüngigkeit. Recht muß in jedem Glaubensbekenntniß Recht bleiben, und ein Königswort muß ebenſo wohl wie jedes andere Manneswort gehalten werden.“

„Es iſt genug“, ſagte Kaiſer Rudolf, ſich mit glühender Stirn von ſeinem Sitze erhebend. „Ihr ſeid beide entlaſſen, meine Herren, und Ihr, Herr Staatsſecretär Johannes Fickler, erzählt meinem vielgeliebten Neffen, was Ihr hier gehört und geſehen habt. Ich bitte noch, daß Ihr heute Abend auf eine Stunde mit der Frau Gräfin von Roſenberg und dem edlen Herrn von Slavata Euch in meinem Privatzimmer bei mir einfindet; ich wünſchte noch Euch meiner Gnade perſönlich zu verſichern, da ich weit davon entfernt bin, meines Nef-

ſen treues Meinen und Eure Vermittlung dabei anders als in Gnaden zu erkennen.“

Die beiden Herren zogen ſich mit einer Kniebeugung, die auch der Jeſuit diesmal nicht zu unterlaſſen wagte, aus des Kaiſers Gegenwart zurück. Philipp Lang aber trat ungerufen in das Zimmer ſeines Herrn, der mit geſenktem Haupte und dem Ausdruck der höchſten Erſchöpfung auf ſeinen Sitz niedergeſunken war und minutenlang in trübem Schweigen vor ſich hinſtarrte.

Vier Monate nach dieſer Audienz erfüllte ganz Prag die beängſtigende Nachricht, daß das wilde und verrufene paſſauer Kriegsvolk ſich in hellen Haufen und unter gräßlichen Exceſſen der böhmiſchen Grenze nähere. Auch in der Stube des wackern Haushofmeiſters Euſebius war von dieſer Angelegenheit die Rede, und Frau Apollonia Wellinger, die mit ihrer Spindel ſich in der Abenddämmerung bisweilen dort einzufinden pflegte, hörte mit ziemlicher Sorge den Erzählungen zu, die ihr wackrer Glaubensgenoſſe ihr und ſeiner alten Mutter als Stadtklatſch referirte. „Es ſoll ein rohes, ein ganz entſetzliches Soldatenvolk ſein, dieſe Paſſauer, in aller Herren Länder geworben. Nicht etwa nur junge liederliche Burſche, die im Uebermuth zu Hauſe nicht gut thun wollen und im Grunde doch nicht viel Schlimmeres ſind als gottloſe Knaben, die, der Ruthe

entlaufen, ſich unter ein härteres Zuchtinſtrument begeben. Es ſind größtentheils alte, wenigſtens reife Kerle, Deſerteurs von den Fahnen des Matthias oder ſelbſt von denen des Großtürken, Ungarn, die unter dem Bocskai gefochten, ſelbſt viele, die noch unter Alba's Fahnen in den Niederlanden das Geſchäft der Menſchenſchinderei üben gelernt haben. Es ſollen viele unter denſelben ſich hieb- und ſtichfeſt zu machen wiſſen, ſodaß man dieſes Teufelswerk ſchon anfängt nach ihnen die Paſſauer Kunſt zu nennen. Wie Heuſchrecken ziehen ſie heran und laſſen, wie dieſe, zerſtörte Felder und Wieſen hinter ſich; aber die Landplage, der ſie in dieſer Art gleichen, iſt viel, viel geringer, denn ſie zerſtören nicht blos, was ſie verzehren, ſie ſengen und brennen Alles nieder, was auf ihrem Wege liegt, martern die unglücklichen Bewohner der Dörfer und Weiler, bis ſie ihnen das Verſteck ihres Geldes und ihrer Werthſachen zeigen, ſchänden Frauen und Jungfrauen und ſchonen nicht des Kindes in der Wiege. Solange die Welt ſteht, hat man nicht von Unthaten gehört, wie dieſe Paſſauer ſie verüben, und mit jedem Tage wälzt dieſe teufliſche Rotte ſich immer näher zu uns heran. Hört, theure Frau Wellinger, was mir ein würdiger Freund und Glaubensgenoſſe, der Doctor Hitzler aus Linz, Seelſorger unſerer Gemeinde daſelbſt, geſchrie-

ben hat: „Geſtern, als am 10. Januar, iſt das paſſauer Kriegsvolk, eine gar grauſame, gottloſe Rotte, hier vor unſere Stadt gerückt und hat dieſelbe wie zur Belagerung umſchloſſen. Da nun aber die Bürgerſchaft nicht im Stande war, ſie mit Ernſt und Nachdruck zu vertheidigen, da hier, wie überall faſt, die Katholiken ſich mit den wahren Gläubigen nicht unter eine Fahne ſchaaren wollten, ſo ſchloſſen die Stände mit dem entſetzlichen Volke einen Vertrag. Die Linzer geſtatteten, daß das fremde Kriegsvolk in kleinen Haufen am 13. über die Brücke ziehen und ohne Verzug ſich zertheilen und Stadt und Land verlaſſen ſollte. Ramé und die andern Befehlshaber verbürgten ſich für einen billigen Erſatz des Schadens, den ihre Kriegsvölker verurſacht; Commiſſare von der Bürgerſchaft ſollten an der Brücke den Soldaten diejenigen Pferde und Wagen nehmen, die ſie als geraubtes Gut erkennen würden. Die Anführer, Freiherr von Pölting und Herr Karl de Rundel, ſollten als Geißeln zurück in der Stadt bleiben und die Bürgerſchaft unter dieſen Bedingungen die Truppen ruhig ziehen laſſen und Menſchen und Vieh mit den benöthigten Lebensmitteln verſehen. Alle die Truppenführer hatten dieſen Vertrag unterſchrieben. Am 12. abends aber riß das aufgehende Eis der Donau ein Joch der Brücke und in der folgenden noch drei andere mit ſich fort, und

ſo erließen die Stände den eiligen Befehl, daß die Truppen in Schiffen trotz des dauernden Eisgangs ins Mühlviertel übergeſetzt werden ſollten, was auch am 13. und 14. Januar ausgeführt wurde; es waren 9000 Fußſoldaten und 1000 Reiter. Ramé erwartete ihre Ankunft in Urfa, wo auch ſpäter die, welche er in Lembach zurückgelaſſen, um ihm den Rücken zu decken, zu ihm ſtießen. Die Truppen theilten ſich nun und der eine Zug ging durch den Haſelgraben über Helmonſed bis Leonfelden an der böhmiſchen Grenze, während der andere ſich über Gallneukirchen und Neumarkt an die Umgebungen von Freiſtadt oder donauabwärts über Steiereck und Mauthauſen nach Schwertberg und Clam wendete. So werdet Ihr, mein werther Herr Euſebius, dieſe Wüthriche vielleicht auch bald in Eurer Nähe haben; welchen Unfug ſie in der ſchönen Kaiſerſtadt ausüben werden, kann Niemand vorher wiſſen. Sie verſchonen Niemand, rauben Proteſtanten und Katholiken Geld und Gut, ohne nach dem Glaubensbekenntniß zu fragen, obſchon ſie nach ihren Reden den Kaiſer Rudolf gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen und gegen ſeines Bruders, des Königs von Ungarn, Anmaßungen auf dem böhmiſchen Thron ſchützen wollen und ſich Krieger der katholiſchen Kirche nennen. Ja, das ſind ſie, Krieger des Beelzebub und der babyloniſchen Hure, die noch immer auf dem

päpſtlichen Stuhle zu Rom ſitzt und den Kaiſer gegen ſeine Unterthanen aufhetzt, eine Saat ſäend, aus der Blut und Thränen erwachſen wird und muß! Waffnet Euch, theurer Bruder Euſebius, gürtet Eure Lenden mit dem Schwerte, nehmt Euern Pilgerſtab in Eure Hände und verlaßt mit Eurer Mutter das gottverfluchte Haus des Weibes, deſſen ſogenannte ſanfte Güte nichts Anderes iſt als der Köder, den ſie Euch hinwirft, Euch von neuem in des Satans Netze zu locken. Ihr ſeid mir werth, Herr Euſebius, ein theures Schaf aus meiner Heerde, darum komme ich als treuer Hirte, als Warner und Mahner und ſage Euch, was meines Amtes iſt. Verlaßt den Ort der Verſuchung, die Fleiſchtöpfe Aegyptens, die für Euch dargeſtellt ſind durch das ſtolze Haus der Gräfin Polixena von Roſenberg, die doch wohl nichts Anderes iſt als die —"

Meiſter Euſebius unterbrach das Vorleſen dieſes Schreibens, das er vorher wohl nicht ganz beendigt gehabt hatte, ſpukte aus und ließ ein lautes Pfui! über ſeine vor Entrüſtung zuckenden Lippen gehen. Dann wendete er ſich an Apollonia und ſagte ſehr entrüſtet: „Das iſt der Dank, den unſere edle Herrin für alles Gute erhält, das ſie unſern Glaubensgenoſſen ſchon ſeit Jahren thut. O dieſe Pfaffen! Gleichviel, ob ſie ſich Prädikanten oder Dom- und Chorherren nennen laſſen,

ſie taugen alle nichts und ſind ein freches aufhetzeriſches Geſindel. Er hat gut reden: ich ſoll mein Gewand ſchürzen und meinen Pilgerſtab ergreifen. Er, das weiß ich, würde mir, wenn ich vor ſeinem Hauſe bettelte, keinen Tropfen Waſſer, kein Lager im Stalle für meine fünfundachtzigjährige Mutter geben, und er verleumdet mit frecher Stirn die edle Frau, die recht, wie es der Erlöſer befiehlt, ihren Freunden wie ihren Feinden viel Gutes thut in Chriſti Namen. O Frau Wellinger, auch Euch thut ſie Gutes, und Euer Pflegeſohn, der treffliche Magiſter Kepler, verdankt ihr ſein Amt am Hofe und ſie ſteht in Verhandlungen ſeinetwegen mit den unverſchämten Erben des Brahe, die ihr viel Geld koſten, damit der gelehrte Nachlaß des ſtolzen Dänen in die Hände ſeines Nachfolgers unverkürzt abgeliefert werde. Thut auch Ihr Alles, um ſolche Verleumdungen zu bekämpfen. Wir, ihre nächſten vertrauten Diener, kennen ihren reinen Lebenswandel am beſten und ſind verpflichtet um unſerer eigenen Ehre willen, die Ehre der hohen Dame, der wir dienen, aufrecht zu erhalten. Glaubt Ihr, Frau Wellingerin, des Kaiſers Majeſtät würde die erhabene Dame ſo ehren, wie er es in Wirklichkeit thut, wenn ſie ſich herbeigelaſſen, ſein Feinsliebchen zu ſein? Pfui! und abermals Pfui über dieſen Hitzler, wäre er auch zehnmal ein Prediger des reinen Evangeliums. Kai-

ſer Rudolf iſt ein deutſcher Mann und würde es nicht wagen, wie der franzöſiſche Heinrich eine Frau von zweifelhaften Sitten zur erſten Dame ſeines Hofes zu machen; obgleich er ein unverheiratheter Mann iſt, ſo hat er doch ſeinen Liebſchaften wenigſtens immer einen Schleier umgehängt und die Perſonen, na, Sie verſtehen mich ſchon, Frau Apollonia, da gelaſſen, wohin ſie gehören, in der Dunkelheit. O unſer ſeliger Herr, der edle Obriſtburggraf von Roſenberg, drehte ſich im Grabe um, wüßte er, daß man ſeine Wittwe, die Frau, die er rein wie eine Blüte auf den Ehrenplatz an ſeiner Seite erhob, alſo verleumdet."

„Beruhigt Euer treues Herz, geehrter Meiſter Euſebius. Niemand kann wohl in die Augen unſerer Herrin blicken, Niemand ihr ſtilles, thätiges, frommes Leben, ihre Treue gegen ihre Freunde, ihre Großmuth gegen ihre Feinde beobachten und ſie im Verdacht eines unſittlichen Lebenswandels haben; aber es iſt Menſchenart, an das Böſe ihrer Mitmenſchen leichter als an ihre Tugend zu glauben. Scheltet den Paſtor Hitzler daher nicht zu ſehr, ſondern belehrt ihn in Euerem nächſten Briefe recht genau über den Charakter unſerer Gebieterin", entgegnete Apollonia mild und freundlich, „und theilt ihm auch beſonders mit, wie ſehr wohlthätig und großmüthig ſie iſt und, obgleich ſelbſt dem alten Glauben anhän-

gend, auch uns, die treuen Bekenner des neuen, ſchützt und unterſtützt."

„O Ihr wißt noch nicht einmal, in welchem Grade ſie das thut, aber ich will es Euch mittheilen", ſagte Euſebius. „Hört, als vor ſieben Jahren Wenzel von Budowa, der proteſtantiſche Standesherr, in kaiſerliche Ungnade gefallen und arg verfolgt war, hat ſie, Polixena, die junge katholiſche Wittwe, die ergebene Freundin kaiſerlicher Majeſtät, den Verfehmten auf ihrem Gute Raudnitz verborgen und alles Mögliche gethan, Verſöhnung und Vergebung herbeizuführen zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem mißliebigen Unterthan. Und wie nimmt ſie ſich der edlen Eva von Lobkowitz an, deren Vater noch jetzt in einem unbekannten Gefängniß ſchmachtet! Sie iſt neben dem Kaiſer wie ein Engel des Friedens und der Verſöhnung."

„Möge der Herr ſie ſchützen und ſie in der Ehe mit einem ihrer würdigen Mann Vergeltung finden laſſen für alles Gute, was ſie in ihrem jungen Leben bereits gethan, und möge ihr ſchönes Herz nie die Schmerzen unbefriedigter Sehnſucht kennen lernen", ſagte Apollonia, mit gefalteten Händen zu dem winterlichen Himmel emporblickend, der trüb in die Bogenfenſter des Zimmers ſchaute.

„Amen!" flüſterte die ſteinalte Frau, und das Ge-

bet ihrer Diener, obgleich ſie ſie ſelbſt für irrgläubig hielt, wie jene ihre hochverehrte Herrin, würde Polixenens Herz gewiß erfreut und gerührt haben, wenn ſie Zeugin deſſelben geweſen wäre.

Sie ſaß aber zu der Zeit, als es aus den dankbaren Herzen der ſchlichten Leute zu Gott emporſtieg, einſam in dem einfachſten Zimmer ihres ſtolzen Palaſtes, ſtützte ihr Haupt mit ihrer ſchönen Linken und beſchäftigte ſich mit ihren trüben Gedanken.

„Vergib mir, mein Gott und Herr!“ flüſterte ſie, nur dem Allwiſſenden vernehmbar, „vergib mir und laſſe die Folgen des Rathes, den ich meinem kaiſerlichen Herrn zu geben oder vielmehr bei ihm zu unterſtützen wagte, nicht zu ſchreckensvoll auf mein unglückliches Vaterland fallen. Dieſe Berichte über die Greuelthaten einer zuchtloſen Soldateska auf ihrem Wege hierher, wo ſie zur Unterſtützung der Macht Rudolf's wirklich nothwendig ſind, treffen mein Herz wie die Poſaunen des jüngſten Gerichts. Wohl hatte mein Freund und Jugendlehrer Recht, wenn er ſagte, daß der Sturz Rudolf's unvermeidlich und unaufſchiebbar ſei, wenn er nicht eine ihm ganz ergebene, nur ſeinen Befehlen allein untergeordnete Militärmacht in ſeiner Nähe habe, und freilich iſt Rudolf trotz ſeines nicht gar zu kräftigen Charakters die beſte Stütze der heiligen Kirche und wird es in zehnfacher

Weiſe, wenn man ihm die Möglichkeit ſichert, ſeinen Neffen Ferdinand zu ſeinem Nachfolger einzuſetzen. Der Jüngling entwickelt jetzt ſchon eiſerne Willenskraft und ſein Glaube iſt — wie Pater Johannes weiß — unerſchütterlich und durch ein Wunder gefeſtigt. Dieſes Wunder aber, bewirkt durch meinen zufälligen Eintritt in die Kreuzgänge des Veitsdoms, ſcheint mir trotz der Erklärung meines frommen und gelehrten Freundes, daß Wunder ebenſo wohl geſchehen durch die Bewegungen und Veränderungen im Gefühle des menſchlichen Herzens als durch die Wandlungen der Naturgeſetze, nicht ausreichend zu ſein, um uns allen den Willen Gottes ſo zu erweiſen, daß es uns zu Thaten ermuthigen könne, die unſere ſchlichte Vernunft uns als das Gegentheil des göttlichen Willens, als unrechtſchaffen und gemeinſchädlich erkennen läßt. Der erwählte König von Böhmen darf ohne Billigung ſeiner Stände keine fremden Soldaten in ſein Land ziehen, und die Stände Böhmens begünſtigen zum Theil den proteſtantiſchen Glauben, verlangen von ihrem Herrn die endliche Verleihung des Majeſtätsbriefes, der ſie in ihren Rechten ſchützt. O, und ich, die Wittwe eines edlen Böhmen, habe meinen Einfluß auf des Kaiſers Geiſt und Herz ſchnöde gemißbraucht. Wird das Blut, das dieſe paſſauer Rotte in Strömen vergießt, werden die Seufzer ihrer Opfer, ihre Flüche, ihre Thränen auf

mein ſchuldiges Haupt fallen? O Gott, Gott, erbarme Dich meiner Schwäche! Ich kann den Platz nicht ausfüllen, an dem ich mich früher ſo ſtolz fühlte, wenn es mir gelang, meinen kaiſerlichen Freund zu Thaten zu bewegen, die mir Thaten echter Menſchenliebe, Thaten der Weisheit, der Großmuth und Barmherzigkeit ſchienen. Laß Deine Strafen auf mich, auf mein Haupt allein fallen, wenn ich nicht mehr das willenloſe Werkzeug bin, das Deine berufene Magd ſein ſollte und wollte; Du allein weißt, was mir die Kraft zu dieſem erhabenen Ziele geraubt, was mir Zweifel eingeflößt hat an dem Lehrer, deſſen Stimme ich bis vor kurzem für den eigentlichen Ausfluß Deiner Befehle genommen habe. Du ſiehſt in mein Herz, himmliſcher Vater, und Du, gebenedeite Jungfrau, fromme, reine, ſelige, die bei der ſchwierigſten Aufforderung, die an Dein Frauenherz geſtellt ward, keine andere Antwort hatte, als: „Ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe nach ſeinem Willen!" nimm jetzt das Opfer an, das ich Dir hier mit zerknirſchtem Herzen gelobe. Wenn es thörichte, ſchwache, ſchuldvolle Liebe iſt, die ich zu dem Manne fühle, deſſen Rathſchläge und Anſichten ſo oft, ja faſt immer mit denen meiner ſchwachen weiblichen Vernunft zuſammenfallen, deſſen Weisheit und Wiſſenſchaft mir die höchſte auf Erden zu ſein ſcheint, deſſen edle Schönheit mich, wie ein

Stern durch Wolken, durch alle die kleinlichen, oft wüſten Erſcheinungen aller andern mich umgebenden Menſchen anſtrahlt, ſo vergib mir, o vergib mir und nimm zur Sühne dieſer Schuld das heilige Gelübde an, das ich an Deinem und Deines Sohnes Altar hier niederlege.“ Sie war bei dieſen aus tiefſter, inbrünſtigſter Seele gefloſſenen Worten von ihrem Sitze aufgeſprungen und warf ſich mit gerungenen Händen vor einem kleinen Altare nieder, auf dem ein ſchönes Crucifix von Marmor zwiſchen den Geſtalten des Jüngers Johannes und der heiligen Jungfrau zwiſchen immer brennenden Kerzen und Vaſen mit künſtlichen Blumen ſtand, und die Hände zu dieſen Bildern emporhebend, ſprach ſie mit langſamer, aber feſter Stimme: „Zur Buße der ſchuldigen Liebe, die, wie ich wohl fühle, mein thöricht Frauenherz erfüllt, gelobe ich Dir, o Göttliche, dem erſten Manne, der um meinetwillen zum wahren Glauben zurückkehrt, wenn Stand und Verhältniſſe, wenn ſeine und meine Verwandten es billigen, eine treue, ergebene Hausfrau zu werden. So geſchehe es, ſo wahr mir Gott helfe!“

Sie erhob ſich von ihren Knieen, ihre Augen ſtrahlten in leuchtendem Glanze und ihre reine Stirn ſchien von einer Glorie umfloſſen.

„Keine irdiſche Leidenſchaft ſoll Macht gewinnen über meine unſterbliche Seele“, flüſterte ſie darauf leiſe.

„Es iſt ohne meinen Willen, ja faſt ohne mein Wiſſen das tiefe, glühende Gefühl für den Mann, der mir durch Stand und Glauben fern ſein muß und den Weib und Kinder ewig von mir trennen, gekeimt und erwachſen, aber es ſoll nie, nie in meiner Seele zu bewußtem, ſündigem Willen werden."

So wenig vielleicht die Frauen und Jungfrauen unſerer Tage es wiſſen und würdigen können und ſo leicht ſie geneigt ſein dürften, dies Gebet für ſehr ſeltſam zu halten, ſo floß es doch aus einem aufrichtig frommen Herzen und hatte daher auch die Wirkung, Troſt und Beruhigung in daſſelbe zu gießen. „Gott ſegne ſein Weib und ſeine Kinder", flüſterte Polixena dann noch „und führe ihn auf den Weg zum wahren Glauben. Wie ich durch ihn erkennen lernte, daß Tugend, Rechtſchaffenheit und Weisheit nicht abſolut nur an das rechte Glaubensbekenntniß geknüpft ſind, ſo lernt er vielleicht durch mich, daß die Schwachen und Hinfälligen Stab und Stütze finden in den Gnadenmitteln der heiligen Kirche, und daß ſogar ein in ſündige Liebe verſinkendes Weib durch ſie ſich aufrichten kann zur Tugend und Gerechtigkeit."

Viertes Kapitel.

Der Gegenſtand, der dieſe heißen Gebete und Gelübde veranlaßt hatte, Magiſter Johannes Kepler, ſaß zur nämlichen Stunde in ſeinem ſchlichten Arbeitszimmer und rechnete mit Anſtrengung. Er beſchäftigte ſich mit der Ausführung der Prutenischen Tafeln, ſeiner eigentlichen, ihm von Kaiſer Rudolf aufgetragenen Amtsarbeit, und es gehörte die ganze eiſerne Geduld, die ganze pflichtgetreue Ausdauer des wackern, noch ſo jugendlichen Gelehrten dazu, um bei dieſer Arbeit nicht zu ermüden. Seine ſchwierigen Rechnungen wurden nicht ſelten geſtört durch den lärmenden Eintritt eines ſeiner Kinder oder durch die ſchallende Stimme Barbara's, die aus der nahen Küche zu ihm herüberdrang, und leider machte ſolche Unterbrechung ſehr oft die noch nicht ganz vollendete Arbeit von Stunden unnütz. Endlich ſtand Johannes von ſeinem Sitze auf und ging mit unruhigen Schritten in ſeiner Stube auf und ab. „Sie

hatte Recht, meine gute Mutter Apollonia, ſolchen thörichten und ſündigen Gefühlen Worte zu geben iſt der erſte Schritt zur Geſtaltung verbrecheriſcher Wünſche", murmelte er leiſe vor ſich hin. „Was habe ich, Magiſter Johannes Kepler von Leonberg, Hofaſtronom Kaiſer Rudolf's, für ein Recht, den Namen der hochſtehenden Frau über meine Lippen gleiten zu laſſen? Welche Gründe kann ich, der Ehemann einer rechtſchaffenen Frau, die mir treu ergeben iſt, anführen, um mich vor mir ſelbſt zu rechtfertigen wegen eines Gefühls, das ebenſo heiß als unberechtigt, ebenſo ſündig als hoffnungslos iſt? Muß ich mich ſelbſt mehr für geiſtesſchwach als für verbrecheriſch oder umgekehrt halten, und iſt das Aufflammen ſolcher thörichten Gedanken wohl das Beiſpiel, was ich meinen Söhnen hinſichtlich der Liebe und Ehrfurcht, die ich ihrer Mutter ſchulde, zu geben verpflichtet bin? Sagt nicht der Apoſtel: Augenluſt gebiert die Sünde, die Sünde aber gebiert den Tod? O wie oft habe ich bei den Erzählungen meiner armen Mutter meinen Vater ſo hart und bitter getadelt und es für ſchier unmöglich gehalten, in ähnliche Verſuchungen wie er verſtrickt werden zu können. O weh mir! Ihm, dem Beklagenswerthen, legte eine verſchmitzte Buhlerin Netze, ich aber, viel ſchlimmer als er, beflecke mit unerlaubter Leiden-

ſchaft ein Weib, ſo rein, daß man es faſt heilig nennen könnte. Er war ein unbeſchäftigter Mann, und Müßiggang iſt zu allen Zeiten des Teufels Ruhebank geweſen. Ich aber, den Gott eines Einblicks in die Größe ſeiner Werke gewürdigt hat, laſſe meine Gedanken bei den Worten und Werken eines Weibes weilen, das nicht das meine, nicht meines Standes, noch meines Glaubens iſt. Solange die Noth mich drückte, ſolange meine Gedanken nur durch den Hunger und die Bläſſe von Weib und Kindern von Gottes Größe abgewendet wurden, waren ſie feſter auf dieſelbe gerichtet als jetzt, da durch ihre Vermittlung mir alles Leibliche nicht nur, ſondern auch die ſo ſehr gewünſchten Mittel, meine Studien zu erhöhen und zu verbeſſern, zu Theil geworden. O ich bin des Glückes nicht würdig, weil ich nicht fähig bin, es zu genießen, und wie hoch ſteht mein armes ungelehrtes Weib über mir, das in jeder Stunde Gott und der erhabenen Frau dankt, die uns die jetzige gute Zeit bereitet hat.

Wie, und ich nenne dieſe Zeit eine gute, die mit ſolcher Schwere auf den proteſtantiſchen Glauben drückt? Entſetzlich lauten die Nachrichten über das heranziehende paſſauiſche Kriegsvolk, die von den Grenzen Böhmens zu uns gelangen; an jedem Tage können dieſe zügelloſen Rotten auch bei uns einziehen, und dann wehe

den Bürgern, ihren Weibern und Töchtern, wehe vielleicht auch Kaiſer Rudolf, meinem gütigen Herrn, denn in dem Kampf, der zwiſchen den ſtolzen Bürgern Prags und den von ihm herbeigerufenen Räubern mit Nothwendigkeit ausbrechen muß, wird ſeine kaiſerliche Ehre, vielleicht ſogar ſein Leben und ſeine Krone gefährdet ſein."

In dieſem Augenblick hörte er das leiſe Klopfen, mit welchem ſeine mütterliche Freundin Apollonia ihre Gegenwart an ſeiner Thür bemerklich zu machen pflegte, und gleich darauf befand ſie ſich ihm gegenüber.

„Was ſchaut Ihr mich ſo ſeltſam an, meine herzliebe Mutter?" fragte Kepler ſie in ſeinem freundlichſten Tone.

„Ich habe Dir viel zu erzählen, Johannes", entgegnete die Alte. „Vor wenigen Stunden iſt ein Eilbote von Beraun angekommen, der die Nachricht gebracht, daß auch die Paſſauer ſich bereits eingeniſtet und die arme Stadt dort durch ſchnöde Liſt zum Schauplatz ihrer Unthaten gemacht haben. Ramé hatte ſich mit einem Theil ſeiner Raubthiere ſo nahe als möglich bei dem Thore der unglücklichen Stadt in den Hinterhalt gelegt. Zwei große Wagen voll Offiziere in mancherlei Verkleidungen als harmloſe Reiſende kamen nun und quartierten ſich noch ſpät abends in dem erſten Gaſthofe ein, wo

ſie als luſtige Brüder ſchlemmten und tranken, ihre Wagen zur Abreiſe auf eine ſehr frühe Tagesſtunde vor ihre Thür beſtellend. Der Tag war auch noch nicht angebrochen, als ſie, ihre Fahrzeuge beſteigend, nach dem Thore eilten, wo der eine juſt über dem Joch der Brücke, der andere unter dem Fallgatter des Thores halten blieb. Auf ein Signal, das die Böſewichter gaben, ſtürzten die verſteckten Soldaten herbei, mordeten die wenigen Stadtwachen und drängten ſich bald in hellen Haufen über die nicht aufgezogene Brücke und durch das offene Thor. Was in der Stadt geſchehen, iſt nur eine Wiederholung der Scheußlichkeiten, die dieſe Mörder und Mordbrenner überall verüben.

Meine edle Gräfin hörte die Berichte mit gerungenen Händen und eilte dann gleich hinweg zum Kaiſer, die Majeſtät durch die Beredtſamkeit ihres Mundes zu beſtimmen, daß ſogleich der ernſtliche Befehl nach Beraun gebracht werde, dieſe fremden Söldlinge ſich alsbald über die böhmiſche Grenze zurückziehen zu laſſen. Es ſind auch bereits mehrere Reiſige mit Sr. Majeſtät eigenhändigem Schreiben an Ramé, den Grafen Althan und die andern Führer dieſer Rotte abgeritten, und es dürfte ſomit noch nicht zum Aergſten kommen, und die Stadt Prag vielleicht vom Einfall dieſer frechen Räuber verſchont bleiben.“

„Das walte Gott!“ ſagte Barbara Kepler, die eben in das Zimmer ihres Gatten getreten war und die Erzählung der Frau Wellinger angehört hatte.

Kepler's Gattin war, obgleich einige Jahre älter als der berühmte Gelehrte, eine noch immer ſehr ſchöne Frau, deren äußere Erſcheinung durch ihre ſtattliche Kleidung gehoben wurde. Sie hatte vier Kinder, von denen das älteſte, ein Mädchen, aus ihrer erſten Ehe ſtammend, von dem Gelehrten kaum weniger als ſeine eigenen geliebt wurde. Auch jetzt ſtanden ihr neue Mutterfreuden in nächſter Nähe bevor, und ihr Gatte führte ſie mit Sorgfalt in einen der Seſſel und bat ſie freundlich, der Furcht und dem Schrecken keine Macht über ſich einräumen zu wollen.

„Es iſt ein Brief für Dich gekommen, lieber Johannes“, ſagte ſie, ihm denſelben mit freundlichen Blicken hinreichend. „Sonſt würde ich ſchwerlich um dieſe Stunde bei Dir einzutreten gewagt haben, da Du bei der Arbeit nicht geſtört werden magſt.“

„Ich arbeitete ſchon nicht mehr, als Mutter Apollonia mich durch ihren Beſuch erfreute; mir iſt heute etwas paſſirt, was ſonſt eben nicht in meiner Art liegt; ich war zur Arbeit nicht aufgelegt. Aber dieſer Brief, meine liebe Frau, wird mich wieder heiter und arbeitsluſtig machen; er kommt aus der lieben Heimat, wie

mir ſcheint, aus dem Hauſe meines Schweſterleins, der Predigersfrau in Heumaden."

„Nun, ich ſollte denken, daß die Briefe aus Schwaben Dir noch ſelten Glück und Freude gebracht haben", ſagte Barbara bitter.

„Die Briefe immer, als Erinnerungen an Freunde und Verwandte, wenn auch nicht immer die Nachrichten, die ſie enthielten, denn die Heimat, wie lieb und theuer ſie dem Herzen auch ſei, iſt auch ein Land der Unvollkommenheit, und das vollkommene Glück, der ewige unwandelbare Frieden kann nur von Gott kommen, bei welchem keine Veränderung iſt, noch Wechſel von Licht und Finſterniß."

Er hatte bei dieſen Worten den Seidenfaden gelöſt, der das anſehnliche Briefpaquet verſchloſſen hielt, und ließ ſeine Augen über die enggeſchriebenen Zeilen gleiten.

Apollonia und Barbara blickten aufmerkſam zu ihm empor und beide gewahrten, daß der freudige Ausdruck allmälig aus ſeinen Zügen wich und endlich Leichenbläſſe ſeine Stirn bedeckte.

Er legte den Brief weg, legte beide Hände über die Augen und ſagte dann mit dem Tone unendlicher, tiefſter Betrübniß: „O, das iſt hart!"

„Was iſt geſchehen? Was haſt Du?" fragten beide Frauen im gleichen Moment.

„Leſt!“ antwortete Kepler dumpf; „lies Du laut, herzliebe Mutter“, ſetzte er hinzu, Apollonien den Brief hinreichend. Die alte Frau ſah nach Frauenweiſe zunächſt nach der Unterſchrift und überzeugte ſich, daß der verhängnißvolle Brief von dem Schwager Kepler's, Paſtor Binder in Heumaden, geſchrieben ſei, aber ſchon die wenigen Worte, welche ſie beim Umſchlagen der Blätter zu leſen die Möglichkeit gefunden, ließen ihre Wangen erbleichen und ſie begann das Leſen mit hörbar zitternder Stimme:

„Mein vortrefflicher und hochgelehrter Herr Schwager!

In der großen Sorge, die unſer Haus erfüllt, wende ich mich auf den Rath meiner Hausfrau an Euch, ob Eure berühmte Weisheit und Wiſſenſchaft Hülfe finden könne in der großen Noth und Unehre, die über uns alle gefallen iſt, wie der brechende Fels über die an ſeinem Fuße erbaute Hütte.

Das Schreckliche, was ſo lange drohend über unſern Häuptern hing, iſt hereingebrochen. Die Mutter meines lieben, frommen Weibes, Katharina Kepler, iſt als Hexe angeklagt und bereits von dem Gericht zu Leonberg in den Thurm abgeführt worden. Mein Herr Schwager, die alte ſchwer bezüchtigte Frau iſt meines braven Weibes leibliche Mutter, und mir ſtünde es daher am allerwenigſten an, wollte ich an ihre ſchwere

Schuld glauben. Leider aber hat ſie ſo Vieles gethan, was ſelbſt in meinem Herzen den ſchrecklichen Gedanken erregt, daß ſie ſeit manchem Jahre bereits mit Gott, ihrem Herrn, und dem gebenedeiten Heiland nicht ſo wohl ſteht, als es einer wahren Chriſtin, die im heiligen gereinigten Glauben erzogen und nach der Concordienformel getauft iſt, wohl zuſtände; auch kann ich ſelbſt, als evangeliſcher Geiſtlicher, mich der Furcht nicht entſchlagen, daß die unruhige Frau nur ſtets zu geneigt war, ſich in einen Bund mit dem Feinde der Menſchheit einzulaſſen.

Zunächſt iſt da zu betrachten ihre Erziehung bei der Streicherin, einer Unholdin, die ſchon vor Jahren ihr Recht am Brandpfahl erlitten, ihre Reiſen in allerlei ferne, fremde Länder, wo Niemand wiſſen oder vermuthen kann, welche Bekanntſchaften ſie unter verruchtem Soldatenvolk gemacht haben kann. Auch ihre Bekanntſchaft, die Apollonia Wellingerin, hat ja wegen Hexereien vor dem hochnothpeinlichen Gericht geſtanden, aber trotz der Martern, die ſie hat aushalten müſſen, nichts auf dieſe ihre Freundin ausgeſagt, was wohl Jedermann befremden muß; denn kann das mit Gottes Kraft geſchehen, daß ein alt Weiblein, klein und fein, ſolchen Martern Widerſtand leiſte, ohne das Wort auszuſprechen, wodurch es von jeglicher Pein loskäme?

Aber das iſt noch nicht Alles, was gegen die unglückliche verirrte Frau vorliegt, und muß ich Euch zunächſt darauf aufmerkſam machen, daß ſie, die, wie Ihr wohl wißt und auch meinem armen Weibe gar wohl bekannt iſt, Tränklein von allerlei Art in allerlei Bechern aufſtellend, vielen Leuten Mittel zur Stillung ihrer Uebel gibt, die meiſt allen, die davon genießen, neue Schmerzen, große Unruhe, Schwären und Verkrümmungen verurſachen. Es ſind ſchon viele, viele Jahre her, ſeit ſie in ihrem Wohnort Leonberg dergleichen Unweſen treibt, wie von ſehr vielen Leuten eidlich gegen ſie ausgeſagt wird. Das Schrecklichſte von ſolchen Ausſagen gegen ſie ſcheint mir Folgendes, und ihr eigener Mund hat es als wahr beſtätigt: Als ſie im Jahre des Herrn 1601 ſich auf dem Gottesacker befand, willens, auf das Grab eines geſtorbenen Kindleins, ihres Sohnes Chriſtoph Kepler, des Zinngießers, ein Kreuzlein zu ſetzen, ſah ſie den Todtengräber ganz nahe bei dem Grabe ihres Vaters, des Gaſtwirths Guldenmann, ein neues Grab graben und trat ganz dreiſt, als gälte es eine gute, richtige Sache, zu dem Manne hin, fordernd, er ſolle ihr den Schädel ihres Vaters ausgraben und verabreichen, aus dem ſie ein Trinkgefäß für Euch, ihren Sohn, den großen Mathematikus, vermittelſt einer ſilbernen Einfaſſung wolle machen laſſen. Sie fügte hinzu,

es ſei das Trinken aus den Schädeln ihrer Vorfahren Sitte bei gelehrten und großen Männern, und ein ſchöner Gebrauch, ſich an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge und an die Sterblichkeit aller Menſchen zu erinnern. Der Mann war über ſolches Anſinnen, das den Todten ihre Ruhe ſtöre, gar erſtaunt und entrüſtet, wußte der zudringlichen Rede der Keplerin nur dadurch Einhalt zu thun, daß er ihr auseinanderſetzte, wie er dergleichen nicht thun könne ohne vorherige Anzeige beim Magiſtrat. Hierauf erſt ließ ſie von ihrem Willen ab, den jeder Chriſt doch wohl einen heilloſen nennen muß.

Treiben nicht alle Hexen und böſen Zauberer Unfug mit Menſchengebeinen? Werden nicht von den Händen der an den Galgen gehängten Diebe ſchändliche Leuchter gemacht? Gebrauchen ſie die über Kreuz gelegten Schenkelknochen, die ſie an der Kirchenthür liegen laſſen, nicht zu ſchädlichen Fallen? Ihr wißt es, mein gelehrter Herr Schwager, und beſſer, wie ich es weiß, welch ſchändlicher Zauber getrieben wird mit den Beinlein ungetaufter Kinder, und Niemand kann wohl zweifeln, daß die von Gott abgefallene Frau, die leider meines armen Weibes Mutter iſt, Aehnliches mit dem Schädel ihres eigenen Vaters im Sinne gehabt habe.

Aber weiter, ich muß Euch noch Vieles von den Thaten der Unſeligen erzählen, damit Ihr ſelber

erwägen könnet, ob Ihr für Eure Sohnespflicht haltet, Eure Weisheit und Macht anzuwenden, um ſie vor dem Flammentode zu retten, oder ob's Euch als frommgläubigem Chriſten nicht beſſer erſcheint, daß ihr Leib durch kurze Flammenpein verderbe, als daß ihr unſterblicher Theil in den ewigen Pfuhl geworfen werde.

Es iſt da die Ehefrau des Zieglers Leibbrand, die ſah ſie in öffentlicher Badſtube ſich den Fuß verbinden, der einen geringen Schwär hatte; dreiſt ging ſie zu der fremden Frau heran, befühlte und betrachtete den Schaden und ſagte, es ſei ein Rothlaufen, das ſie ihr zu heilen bereit ſei. Sie ſchickte ihr alsbald auch ein gelbes Stücklein, feſt wie ein Stein anzufühlen, das, in Waſſer aufgelöſt, eine nützliche Salbe abgeben ſollte, nach deren Gebrauch das Uebel alsbald verſchwinden werde.

Die Salbe ward aber mit nichten zu Stande gebracht, und als die Zieglerin ſich den Fuß mit dem Waſſer wuſch, ward der Fuß ſchlimmer und ſchlimmer, ſodaß jetzt nach Jahren die geplagte Frau wohl keinen Zweifel daran hegen konnte, wie die Keplerin ſie mit ihrem Stein behext habe.

Es iſt, ſeit mein Gretchen nicht mehr in ihrem Hauſe iſt, wo es ihr leider jederzeit ſchlimm genug ergangen, der Schulmeiſter Beutelſpacher geweſen, der noch, wie Euch wohlbewußt ſein wird, Euer Kamerad in der

Schule des alten Beilmann war, welcher ihr die Briefe Ew. Würden und ihrer andern abwesenden, um Vieles minder gelehrten Kinder, sowie sie ankamen, vorgelesen hat; er that dies aus guter Freundschaft und großer Verehrung gegen Euch, den einstigen guten Spielgefährten, der eine so hohe Würde bei kaiserlicher Majestät bekleidet. Er arbeitete auch manchmal in der Keplerin Baumgarten und mußte dann immer zur Herzstärkung von den verschiedenen Getränken der schlimmen Frau genießen. Er ist danach mit der Zeit am Leibe verdorrt, kann seine Füße kaum vor einander setzen, und auch die arme Taglöhnerin, die für sie arbeitete, zehrte aus und starb.

Bei ihrem steten Herumlaufen von Haus zu Haus trat sie ein bei ihrem Schneider Daniel Schmidt, dessen Kindlein an der englischen Krankheit darniederliegt, kniete an dessen Bettlein hin und sprach einen Segen über dasselbe, worauf es nach wenigen Tagen starb.

Als Euer Bruder Heinrich ohne sein liederlich Weib aus dem Lande Italia, wo dasselbe gestorben, zurückgekehrt war, machte die Mutter dem schlimmen Sohn große Vorwürfe, daß er den heiligen, rechten Glauben verlassen habe und zu dem katholischen Götzendienst übergegangen sei zur Schande und Unehre seiner Familie und zum Verluste seiner eigenen ewigen Seligkeit. Der rüde Mensch gab ihr gar schlimme Antwort,

und als ſie ihm ſagte, wie ſie nicht geſonnen ſei, ihn ſo wie wohl ſonſt zu füttern und zu mäſten, lief er in den Stall und ſtach ihr gutes Maſtkalb nieder. Er rannte dann auch in der Stadt umher und klagte, daß ſeine Mutter ihn hungern laſſe. „Ei“, ſagte die Bäckerin zu ihm, „heute werdet Ihr's gut haben, denn Eure Mutter hat einen ſchönen Kalbsbraten in unſern Ofen geſetzt.“

„Den ſoll der Teufel mit ihr freſſen“, ſagte der ſchlimme Sohn alsbald, ſo wenigſtens hat er ſelber meiner Frau erzählt; in der Stadt aber wird geſprochen, er ſelbſt habe es ausgeſprengt, ſeine Mutter ſei keine rechte Frau, was ſo viel bedeutet als eine Hexe, und habe das Kalb zu Tode geritten, weshalb er ihr auch geſagt, ſie möge es nur mit ihrem Teufel verzehren.

Da iſt nun auch die Frau des Glaſers Reinbold; ſie iſt eine ganz ſchmucke Frau, die Schwägerin des Förſters Reinbold, der lange Zeit ein guter Freund des Heinrich Kepler, Eures Vaters war; ſie war lange Zeit auch eine gute Freundin der Katharina, und ſie beſuchten einander, tractirten einander mit Wein und Kuchen und mögen wohl oft den guten Leumund ihrer Bekannten und Nachbaren zerſtört haben. Einmal ſaßen die beiden Weiblein bei einander im Hauſe der Katharina, die der guten Freundin ihr ganzes Herz ausgeſchüttet und ihr erzählt hatte von Mann und Kindern,

von der Muhme Streicherin, von Euch, mein Herr Schwager, und wie große Gelehrſamkeit durch Euch in ihrer Familie ſei. Die Reinboldin trank einen guten Wein dazu, die Keplerin aber hatte einen eigenen verdeckten Krug neben ſich ſtehen, aus welchem jene endlich zu koſten verſuchte, den ſie aber an Geſchmack bitterer als Galle fand. Sie iſt die Schweſter des Leibbarbiers Sr. Durchlaucht, unſeres Prinzen Achilles von Württemberg, des Herrn, der ſich für gar gelehrt und für einen großen Arzt hält, welche Meinung auch ſeine getreue Schweſter mit ihm theilt, die ſehr ſtolz iſt auf dieſen ihren Bruder, weil er, wie ſie meint, zum Hofſtaat des Herrn Prinzen gehört. Nun iſt aber die Glaſerin ſchon ſeit langer Zeit krank an Mutterbeſchwerden und die Arzneien ihres Bruders machen ihr Uebel eher ſchlimmer als beſſer. Seitdem ſie nun von dem bittern Trank ihrer vormaligen Freundin gekoſtet, ſchiebt ſie auf dieſen die Schuld ihrer Leiden, die allerdings mehr und mehr zunehmen, ſodaß die unglückliche Frau vor Schmerzen nicht ſelten wie raſend iſt. Die Keplerin, die, wie die meiſten unbeſchäftigten Frauensperſonen, ſich viel um die Schickſale und den Lebenswandel ihrer Mitmenſchen kümmert, hat geſagt, daß ihre alte Bekannte, die Urſula Reinbold, zu Anſpach als junge Wittwe Umgang mit einem Apothekergeſellen gehabt habe, der ihr, um mögliche Folgen

deſſelben zu verhüten, einen Trank gegeben, der alſo zerſtörend auf ſie gewirkt; es würde daher auch mit ihr niemalen beſſer werden, möge ſie Mittel gebrauchen, welche ſie immer wolle. Chriſtoph Kepler, der Zinngießer, der immer ein ordentlicher Bürgersmann geweſen iſt und gar ſehr erboſt war über die böſen Nachreden, welche beſonders auch durch der Reinboldin Geträtſch in der Stadt im Schwange war, ſtellte dieſe einſt darüber zur Rede und warf ihr ihren eigenen ſchlechten Lebenswandel, durch den ſie ſich ihr Elend zugezogen, mit groben Worten vor.

Wie erboſt dieſe Frau dadurch wurde, kann man ſich leichtlich vorſtellen, und ſie ſuchte nach Gelegenheit, ſich zu rächen.

Die Urſula Reinbold ſetzte ſich nun vor ihre Hausthür, erzählte den Vorübergehenden, daß ihr die Keplerin einen Zaubertrank gegeben, der ihr unerträgliche Schmerzen verurſacht, und fragte, ob auch Andere von ihr zu leiden gehabt hätten. Da kamen denn alle die vorher erzählten Dinge in der ganzen Stadt in Umlauf, auch noch gar viele andere, die zu erzählen hier zu weitläufig ſein würde. Jedermann hielt ſich von Eurer Mutter Schuld überzeugt, wies ihr, wenn ſie ſich ſehen ließ, die Thür und ſchob alle Unglücksfälle, die vorkamen, einzig und allein auf ihre Hexereien.

Es ist ein großes Gerede in der Stadt, und selbst vornehme Personen sind fest von der Schuld der Katharina Kepler überzeugt, wozu der Umstand, daß ihr ältester Sohn zu so hohen Ehren bei kaiserlicher Majestät gekommen, nicht wenig beiträgt. Wenn ich nun auch kaum an ihre gänzliche Unschuld glauben kann, so steht es mir als ihrem Tochtermann doch auch nicht zu, sie ohne Hülfe zu lassen, da ihre Schuld noch keineswegs erwiesen ist, und meine Frau Margarethe, Eure einzige Schwester, die einen guten Verstand und ein treffliches Herz hat, ist trotz der vielen Leiden, die sie im Hause ihrer Mutter und durch deren Härte und Unverständigkeit auszustehen gehabt hat, von der Unschuld derselben in diesen Angelegenheiten vollkommen und gänzlich überzeugt und hofft, daß Ihr, mein vielgeehrter Herr Schwager, den Willen und die Macht haben werdet, die Unselige, die Euch geboren, zu erretten und, geliebt's Gott, auch ihre Ehre herzustellen. Es ist für mich, einen Prediger des gereinigten Evangelii, nichts Kleines, eine Schwiegermutter zu haben, die solcher ungottseligen Verbrechen angeschuldigt wird, und fange ich an zu fürchten, daß ich aus Furcht, in Unehren bei meiner Gemeinde zu fallen, meine eigene Ueberzeugung von ihrer Schuld nicht deutlich genug hervorgehoben habe. Möge der Herr mir diese schwere Sünde vergeben, ich habe

gethan, was meiner Schwäche möglich war, indem ich das, was mir und ihr am meiſten ſchaden muß, am Anfange und das, was ſie doch vielleicht entlaſten kann, am Schluſſe dieſes Briefes geſagt habe. Der Herr, der der wahre Gott iſt, nehme Euch in ſeinen Schutz, erhalte und ſtärke Euch im echten evangeliſchen Glauben und laſſe Euch, wenn auch nach irdiſchem Leid, doch mit ſeiner berufenen Gemeinde zur ewigen Seligkeit eingehen.

Euer getreuer Schwager Georg Binder,
evangeliſcher Pfarrer zu Heumaden."

Apollonia faltete den Brief zuſammen und ſah jetzt, daß noch ein zweiter darin enthalten ſei. „Der iſt vom Gretelchen", ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer; „o wie mag die arme junge Frau leiden, deren Herz doppelt gedrückt wird von der Furcht vor dem Schickſal ihrer Mutter und der vor der ſtolzen Härte des Gatten, der es für ſeine Pflicht hält, an die Schuld derſelben zu glauben. Soll ich auch dieſen Brief laut leſen, oder möchteſt Du ihn nicht erſt für Dich durchſehen?"

„Leſt ihn, o leſt Ihr ihn meine geliebte Mutter", flüſterte Kepler, die Augen wieder mit der Hand bedeckend, „ich kann es nicht, mein Herz zittert in meiner Bruſt, gedenke ich der Angſt und Verzweiflung der armen alten Frau,

die in der höchſten Lebensnoth Niemand zum Schutz und Troſt neben ſich hat.“

„Ja“, ſagte Apollonia, „es konnte die Verzweiflung mich nicht übermannen, als man mich aus meinem Hauſe in den Kerker führte. Mein Matthias zweifelte nicht an mir, und ich wußte, daß auch Du, mein Sohn, von meiner Schuldloſigkeit ſo feſt wie von der Deiner eigenen Mutter überzeugt warſt, denn Du biſt von der Unmöglichkeit ſolcher Verbrechen, wie ſie die Hexenrichter unſerer Tage träumen, kraft Deiner hohen Gelehrſamkeit und Kenntniß aller natürlichen Dinge durchdrungen.“

„Ich weiß, daß Du jedes Verbrechens unfähig biſt, meine theure Freundin, ich glaube an die Unſchuld meiner armen Mutter, aber noch nie habe ich an der Möglichkeit gezweifelt, daß ſchuldige Menſchen zu einer unſeligen Verbindung mit dem Geiſte der Finſterniß verführt worden ſind. Hunderte und Tauſende ſind in Feuerpein geſtorben; ſoll ich denken, daß es Gott zulaſſen könnte, daß ſie unſchuldig ſterben, oder habt Ihr mir nicht ſelbſt geſagt, daß unſere elende Muhme Streicherin den ſchrecklichſten Tod verdient habe?“

Frau Wellinger blickte ihrem Sohn mit einem gewiſſen fragenden Ausdruck in die Augen; da jedoch Frau Barbara Kepler unruhig ſagte: „Aber was enthält denn der Brief von meines Mannes Schweſter, die doch am beſten

wiſſen muß, was zur Rechtfertigung ihrer Mutter wird dienen können?“ ſo faltete Apollonia den Brief auseinander und las:

„Mein theuerſter, vielgeliebter Bruder Johannes!

Das ſind ſchwere Zeiten und alle Tage wird's ſchlimmer in dieſer Welt; kaum weiß ich, was ich Dir ſchreiben ſoll, denn mein Mann hat mir befohlen, alles das getreulich zu berichten, was zur Rechtfertigung unſerer Mutter dienen kann, da ich, ihre Tochter, dazu verpflichtet ſei, ihr Leben zu erretten, ſelbſt wenn ſie ſchuldig wäre. Ach, Bruder Johannes, ich weiß von ihrer Unſchuld gar wenig, denn als kleines Kind habe ich oft gehört, daß ſie ſich gleich dem Teufel ergeben möchte, wenn ſie ihn nur aufzuſuchen verſtände. Sie hat auch in meiner Gegenwart mehr als einmal geſagt, daß ſie Rang und Reichthum, Macht und alle Güter dieſer Welt, vor allem aber die Liebenswürdigkeit, womit unſere kleine Baſe Apollonia Menſchen und Thiere behexe, mit ihrer unſterblichen Seele bezahlen möchte. Aber leider liebt wohl Niemand dieſe unglückliche Frau ſo recht von Herzensgrund, kaum wohl ihre Kinder, die alle mehr oder weniger durch ihre übergroße Heftigkeit, ihre Unruhe und ihr fahriges Weſen gelitten haben, ich wohl am meiſten, denn ich bin am längſten unter ihren Händen geweſen, und hätte ich nicht Dich gehabt, mein geliebter Bruder, ſo wäre

ich wohl ſchlecht geworden. Deine Briefe aber und das Beiſpiel der lieben Baſe Apollonia, das Du mir immer ſo ſchön aufzuſtellen gewußt, haben mich auf dem Wege zum Guten erhalten, bis ich nach Gottes Willen hierher kam in das Haus meines wackern Georg, der ein trefflicher Mann iſt und mich gar ſo herzlich liebt, wie unſere Mutter wohl nie iſt von unſerem Vater geliebt worden. Ach, ſie thut mir ſo leid, ſo unausſprechlich leid, die unglückſelige Frau, die mit dem Opfer ihrer unſterblichen Seele ſich die Liebe nicht hat erkaufen können, die mir ſo ganz von ſelbſt zugefallen iſt, die Liebe von Mann und Kindern. Sie iſt, Gott ſei's geklagt, eine ſchlimme Frau, aber hexen kann ſie nicht, vielleicht daß ſie es möchte; niemals iſt ihr der böſe Feind erſchienen, wie oft ſie ihn auch an Kreuzwegen gerufen; niemals ſind nach dem Gebrauch ihrer Tränklein Menſchen und Vieh geneſen; und das Sprüchlein, mit dem ſie immer allerlei Krankheiten heilen wollte, aber niemalen auch nur einer erſtarrten Fliege geholfen hat, iſt ein unſchuldig Gebet, in dem nicht Satans, ſondern des Herrgotts Hülfe angerufen wird; ich will es Dir hier gleich herſchreiben, damit Du mit andern gelehrten Leuten prüfen kannſt, ob etwa Böſes damit verbunden ſein könne; es lautet alſo:

Bis mir Gott willkommen
Sonn' und Sonnentag
Kommſt daher geritten;
Da ſteht ein Menſch, der läßt Dich bitten,
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geiſt
Und die heilige Dreifaltigkeit,
Gib dieſem Menſchen Blut und Fleiſch,
Auch gute Geſundheit.

Mein guter Mann, der doch auch ein gelehrter Herr iſt und von ſolchen Dingen Alles verſteht, was einem Diener der evangeliſchen Kirche zukommt, ſagt, es ſei ein ganz unſchuldig, ja heiliges Gebetlein und würde eine mit dem Teufel verbundene Unholdin es gar nicht ſo in richtiger Reihenfolge herſagen können. O ſie iſt gar ſo ſehr unglücklich, unſere Mutter, die nun ſchon alt iſt und der auf der Welt nichts hat glücken wollen. Mit ihren Aeltern hat ſie ſich erzürnt, um ihren Mann zu heirathen, der verließ ſie um eines andern Weibes willen. Sie ließ ihr erſtgeborenes Kindlein in fremden Händen und ging ihm nach in die weite Welt, und als er endlich mit ihr zurückkehrte, brachte er erſt ihr Vermögen durch und ging dann von neuem in die weite Welt. Sie hat vier Kinder geboren, denen es allen ziemlich gut geht, denn ſelbſt Heinrich der Thunichtgut hat von ſeiner Frau ein Vermögen geerbt, das ihn zu einem angeſehenen Mann machen würde, wenn er nicht ſo liederlich,

ein Herumtreiber und Trunkenbold wäre; keiner aber von uns allen hat die Mutter ſo lieb, als es ein Mutterherz ſich wünſchen kann und ſoll, und von ihren Nachbarn und Gefreundeten gibt's nicht einen, der was auf ſie hält. Sie hat oft dieſen und jenen beſchenkt und keiner findet ſich jetzt, der für ſie aufträte und ſie vertheidigte; alle Welt weiſt ihr die Thür, wenn ſie ins Haus tritt, und wendet ihr den Rücken auf der Gaſſe. Es iſt zum Erbarmen! Denke aber nur nicht, als ob wir nicht unſere Schuldigkeit als Kinder an ihr thun wollten. Mein Mann hat ſich ſchon erboten, ſie in unſer Haus zu nehmen, wenn ihr der Aufenthalt in Leonberg allzu peinlich würde. Aber ſie will nicht fort, ſie hat die Reinboldin verklagt als arge Verleumderin, und obgleich die ganze Stadt ſie Hexe und Unholdin ſchilt, ſo ſagt ſie, ſie wolle Jeden bis vor des Kaiſers Thron bringen, der ein übles Wort von ihr redete, nennt den Leibbarbier des Herrn Prinzen Achilles, den Bruder der Reinboldin, Herrn Kräutlein, einen erbärmlichen Dummkopf, Quackſalber und Giftmiſcher, den Herrn Untervogt Luther Einhorn einen beſtechlichen und ungetreuen Richter und verfeindet ſich alle Menſchen mehr und mehr. Es ſteht gar ſchlimm mit ihr, und ich weine Tag und Nacht, wenn ich wieder von neuem höre, wie man die unglückliche Frau kränkt und mißhandelt. Wie das noch enden

wird! In Leonberg kann ſie nicht bleiben, wenn wir ſie vor den ſchlimmſten Verfolgungen ſichern wollen. Der Bruder Chriſtoph iſt ſo verzagt über all das Elend und die Kränkungen, die ſie erfährt, und die ihn doch immer mittreffen, daß er neulich ſagte, er möchte, wenn es nur irgend anginge, die Stadt mit Weib und Kind verlaſſen. Jetzt iſt ihr eine neue Schmach angethan. Prinz Achilles war im Auguſtmonat zur Jagd in Leonberg und hatte auch den Bruder der Reinboldin, den Kräutlein mit. Es war von dem Herrn ein Eſſen ausgerichtet, wozu er allerlei Honoratioren der Stadt geladen hatte. Da war auch Luther Einhorn, der Untervogt, und der Gerichtsbeiſitzer Fricke, der auch zum Anhange der Reinbold'ſchen Familie gehört, die überhaupt hier eine anſehnliche iſt, da der Sohn des Förſters Reinbold, welcher in frühern Zeiten unſeres Vaters Kamerad und Dein gar guter Freund war, jetzt hier fürſtlicher Forſtmeiſter und ein anſehnlicher Mann iſt.

Der Fricke hatte vor nicht gar langer Zeit unſerem armen Mütterlein in ſchwerem Gewitter auf offenem Felde begegnet; ſie war dort ganz gewiß auf guten Wegen gegangen, denn ſie hatte einem armen kranken Weibe ein bischen Wein gebracht und eilte nun auf dem nächſten Wege nach der Stadt zurück.

„Frau Keplerin“, rief der Fricke ihr entgegen, „was hat ſie denn in ſolchem Wetter draußen zu thun?“

Die Mutter, alle Tage durch den Verdacht, daß ſie hexen und das Wetter brauen könne, ſchlimm geärgert, rief ihm hinwiederum zu: „Solche Worte kann ich Euch wohl wett machen.“ Sie meinte, daß auch in ſeiner Familie zwei alte Weiblein als Hexen in der Stadt verſchrieen ſeien. Der Fricke aber erzählte beim Gelage des Prinzen, ſie habe gedroht, ihm an Leib und Leben Schaden anzuthun, und er auch alsbald Schmerzen an ſeinem Fuße empfunden, die er auch behalten, bis er am verwichenen Sonntage von der Emporkirche herab das böſe Weib habe unter ſich ſtehen ſehen und dreimal vor ſich hingemurmelt habe: „Katharinchen, hilf mir um des dreieinigen Gottes willen!“ worauf der Schmerz verſchwunden ſei.

Das war nun Waſſer auf des Kräutleins Mühle. „Hat ſie Euch helfen müſſen, Herr Gerichtsbeiſitzer, ſoll ſie es auch meiner armen Schweſter thun, der gegen ihre ſchandbaren Hexenkünſte keine ordentlichen Mittel geſchickter und verſtändiger Aerzte, die nur mit Gottes Beiſtand kuriren, helfen können.“

„Da haben wirs“, ſchrie der Vogt Einhorn; „das iſt ja ein vollkommener Beweis ihrer böſen Künſte; ſie hat zu zaubern gedroht, hat durch ihre Hexerei wirklich

einem ehrbaren Mann geſchadet und den erſten Zauber endlich durch den zweiten gelöſt. Pfui über das ſchändliche Weib!“

Als das Gelage nun beendet und die Theilnehmer alle wohl bezecht waren, begab ſich der Barbier mit dem Vogt, die unterdeſſen Brüderſchaft gemacht, in die Vogtei. Dahin wurde nun auch unſere arme Mutter und die Reinboldin berufen. Der Kräutlein beſchwor jene im Namen Gottes, das Elend, das ſie über ſeine Schweſter gebracht, von ihr zu nehmen, und erlaubte ſich dann Mißhandlungen gegen die unbeſchützte Greiſin, indem er ſie gegen die Reinboldin hinſtieß, dreimal hinter einander, was auch die Löſung eines Zaubers ſoll bewirken können. Der Vogt ſchwur auch, daß der Gegenzauber, ſofern er wirkſam würde, nicht an ihr ſolle geahndet werden. O Bruder Johannes, und ſie iſt bald ſiebzig Jahre alt. Vergebens ſchwur ſie, daß ſie keine böſen Künſte üben könne, und bat Gott und ſeinen Sohn um Beiſtand und Errettung von den Händen ihrer Feinde und ſagte, daß es teufliſch ſei, was man von ihr fordere, man ſolle ſie vor Gericht bringen, wenn man glaube, etwas an ihr zu ſuchen zu haben. Vogt Einhorn drohte ſie gleich in den Thurm ſtecken zu laſſen, und der Barbier zog ſein Seitengewehr und wollte ſie niederſtechen; hätte es auch vielleicht ausgeführt, wenn der Vogt ihn nicht vor der

Gewaltthat gewarnt und endlich nach ſtundenlangen Qualen die halbtodte alte Frau nach Hauſe entlaſſen hätte.

Dies, lieber Bruder, war doch allzuviel, und ſo hat denn mein braver Mann ſich entſchloſſen, auf alle Gefahr hin die Reinboldiſchen zu verklagen, wobei es aber auch nicht fehlen konnte, daß der ſchlimmen Thaten des Vogts und Barbiers Erwähnung geſchehen mußte. Was nun geſchehen wird, ſteht in Gottes Hand, doch iſt es wohl meine Pflicht, Dich, mein theuerſter Bruder, von Allem in Kenntniß zu ſetzen. Gott behüte und beſchütze Dich mit all den lieben Deinen, und thue Du bald etwas, das uns allen hier Frieden und Ruhe verſchafft. Mein guter Mann hat mir verſprochen, die Mutter, wenn ſie es will, zu uns nach Heumaden zu nehmen; ſie möchte aber Leonberg nicht verlaſſen, weil ſie meint, ihre Feinde könnten das als feige Flucht, vielleicht gar als Eingeſtändniß ihrer Schuld anſehen. Gott erbarme ſich ihrer und unſer aller. Dieſes betet Deine vielgetreue Schweſter Margarethe Binder."

Apollonia legte auch dieſen Brief aus ihren Händen und Johannes ergriff ihn, um ihn noch einmal für ſich allein zu leſen.

„Das ſind ja ſchändliche Nichtswürdigkeiten", ſagte er endlich mit ſichtbarem Zorne, „die man ſich gegen eine

unglückliche Frau erlaubt; aber ſchutzlos ſoll ſie nicht bleiben, ſolange ich lebe, und ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen, daß ein Wort von mir, jetzt mit allem Ernſte geſprochen, ihr Ruhe verſchaffen wird. Denn ſie iſt unſchuldig an dem Verbrechen der Zauberei, ſo wahr mir Gott helfe!"

„Das iſt ſie, mein Sohn", ſagte Apollonia mit tiefem Ernſte, „wie ich es bin, wie die unglückſelige Streicherin es an dieſem Verbrechen ganz gewiß war, wie alle die unzähligen Opfer es waren, die am Brandpfahle ihr Leben ausgehaucht. Eine ſpätere Zeit wird dies erkennen und mit Entſetzen auf unſere Tage zurückblicken. Deſſenungeachtet ſei vorſichtig, Johannes. Du greifſt in ein Wespenneſt, wenn Du über Thaten klagſt, bei denen die Richter die Mitangeklagten ſind."

„Aber, Johannes, um Gotteswillen", ſagte Frau Barbara, ihre Hände gefaltet zu ihrem Gatten emporhebend, „was iſt denn das? Biſt Du nicht der älteſte Sohn eines Edelmanns? Und iſt denn Deine Mutter nicht eine anſehnliche, geachtete Frau in Leonberg? Meine Gedanken verwirren ſich und eine grauſame Furcht geht durch mein Herz, die Furcht, daß Du mich ſchnöde belogen."

„Da ſei Gott für!" entgegnete der Gelehrte. „Es iſt Alles wahr, was meine Papiere, die ich Dir ja vor

unſerer Trauung gab, ausſagen, aber meine unglückliche Mutter iſt in arge Leiden und Verlegenheiten gekommen, und ob mein Vater noch lebt oder todt iſt, iſt mir bis heute unbekannt.“

Frau Barbara begab ſich in großer Aufregung aus dem Zimmer ihres Gatten und traf nahe an deſſen Thür einen Diener der Frau Gräfin Polixena, der ihm eine Botſchaft überbrachte, die ihn und auch die Frau Wellinger zu dieſer Dame berief.

Fünftes Kapitel.

Ganz Prag war in Sorge und Aufruhr wegen des verruchten paſſauer Kriegsvolks, das trotz des kaiſerlichen Befehls die Grenze Böhmens überſchritten hatte und das man daher in jedem Augenblick auch in der unbeſchützten Hauptſtadt erwarten konnte. Die Katholiken zitterten vor dieſen Horden nicht minder als die Proteſtanten, und man flüſterte ſich von allen Seiten leiſe und immer lauter zu, daß Kaiſer Rudolf geiſtesſchwach und der Regierung unfähig ſei, und daß es daher nöthig würde, ſeinen nächſtälteſten Bruder, den Prinzen Matthias, der ſich von dem ſchwachen Rudolf bereits die Krone Ungarns erzwungen hatte, auch zum Könige von Böhmen zu wählen. Der Bruderzwiſt zwiſchen dieſen Beiden war nicht das kleinſte Leiden, was auf den unglücklichen deutſchen Landen lag. Kaiſer Rudolf, entſchiedener und offener Feind des in allen ſeinen Reichen täglich wachſenden Proteſtantismus, gab eben dadurch ſeinem

Bruder eine ſcharfe Waffe gegen ſich in die Hand, die jener, obgleich keineswegs ein wirklicher Freund der neuen Glaubenspartei, vortrefflich und mit Erfolg gegen ſeinen Bruder und Kaiſer zu brauchen verſtand.

Prinz Matthias, derzeit König von Ungarn, zweiter Sohn Kaiſer Maximilian's, war, wie alle Prinzen aus dem Geſchlechte Habsburg, Katholik mit ganzer Ueberzeugung und ſein treueſter Rathgeber und erſter Miniſter, wie Adam von Dietrichſtein, ein katholiſcher Prieſter, der Cardinal Khleſl. Beide Fürſtenbrüder waren unvermählt und konnten daher nicht erwarten, die Kronen, die ſich auf Rudolf's Haupt geſammelt hatten und nach denen Matthias ſeine Hände ausſtreckte, in directer Linie zu vererben. Dieſer Umſtand ſtellte Matthias und ſeinem Rathgeber Khleſl die Möglichkeit in Ausſicht, daß bei richtigem Betriebe der Angelegenheit auch Ferdinand von Steiermark ſeine Einwilligung zur Entfernung ſeines Oheims und Wohlthäters Rudolf geben würde, wenn Matthias ihm ſeinerſeits verſpräche, dem um vieles Jüngern die Nachfolge auf die Throne aller der Länder, die er ſeinem Bruder abrang, nach ſeinem eigenen Tode zu ſichern und während ſeiner Regierung die katholiſche Kirche in all ſeinen Erblanden kräftig zu ſchützen. Den proteſtantiſchen Ständen Böhmens, mit denen der ſchlaue Khleſl in ſteter Verbindung

ſtand, ſicherte er dagegen Religionsfreiheit zu, wenn ſie ſich von dem Zwange, den Rudolf's Regierung ihnen auferlegte, befreien würden, und verſprach ihnen den vollen Beiſtand ſeines kriegsgeübten ungariſchen Heeres gegen das herannahende paſſauer Volk, verſuchte es aber dabei, dem Kaiſer die Bewegungen ſeiner bedeutenden Truppencorps als eine ihm nöthig und nützlich ſcheinende Demonſtration gegen eben dieſe rebelliſchen böhmiſchen Unterthanen vorzuſtellen, wobei er dem ängſtlichen, von den Prophezeiungen ſeiner Sterndeuter eingeſchüchterten Rudolf fort und fort mit heuchleriſchen Worten die Verſicherung ſeiner brüderlichen Treue und Ergebenheit gab.

Rudolf, trotz aller Unruhe in ſeiner bedrohten Hauptſtadt immer noch in ſeinem Palaſte auf dem Hradſchin für ſeine beſſern, wohlmeinenden Räthe abgeſperrt und nur denen zugänglich, denen Philipp Lang, ſein verrätheriſcher Diener, den Zutritt geſtatten wollte, wußte wenig von dem, was in ſeinem Lande und ſeiner nächſten Umgebung vorging.

Gräfin Polixena, von Haus aus das Werkzeug der Jeſuiten in Ingolſtadt, die tief ergebene Freundin der Erzherzogin Maria von Steiermark, hatte in einem der Augenblicke, wo ihr edles Herz und ihr feiner Verſtand über den ihr anerzogenen Gehorſam gegen die Jeſuiten

ſiegten, ihren kaiſerlichen Freund dazu bewogen, dem Oberſten Ramé und deſſen Unterbefehlshaber über das paſſauer Kriegsvolk, dem Grafen Althan, den Befehl, die Grenze Böhmens nicht zu überſchreiten, zuzuſenden. Doch dadurch hatte ſie die Verwirrung des Augenblicks vielleicht noch rathloſer, jedenfalls des Kaiſers eigene Stellung noch ſchlimmer, als ſie war, gemacht. Denn durch jenen Befehl, welchen die wilden Anführer des von ihm ſelbſt geworbenen und ſpäter von ihm zu ſeinem Schutze nach Böhmen gerufenen Heeres nicht zu reſpectiren ſogleich beſchloſſen, hatte er ſeine Macht über dieſe Männer aus den Händen gegeben. Anfangs hatte Rudolf die Abſicht gehabt, den jungen Prinzen Leopold von Steiermark, derzeit Biſchof von Paſſau, an die Spitze jenes Kriegsvolks zu ſtellen und Alles anzuwenden, was Kriegsgewalt vermöge, um die fort und fort aufſäſſigen böhmiſchen Proteſtanten, namentlich auch in Prag, zu Gehorſam und Ruhe zu bringen. Prinz Matthias, ſeine Hände begehrlich nach allen Kronen ſeines Bruders ausſtreckend, brachte dies vor die Ohren der böhmiſchen Stände mit dem Zuſatz, es ſei Prinz Leopold willens und durch den Kaiſer dazu ermächtigt, Prag durch die heranrückenden Paſſauer beſchießen zu laſſen. In der Stadt herrſchte daher eine unglaubliche Aufregung, und der tiefe innere Zwieſpalt zwiſchen den Ka-

tholiken und Proteſtanten machte alle durchgreifenden und ernſthaften Vertheidigungsanſtalten unmöglich.

In allen dieſen wilden, äußern Unruhen hatten die Briefe ſeines Schwagers und ſeiner Schweſter den Hofaſtronomen Kaiſer Rudolf's, den Proteſtanten Johannes Kepler getroffen; daß auch ſein Männerherz einen ſchweren innern Kampf in ſeinen tiefſten Tiefen zu kämpfen hatte, wußte nur er allein, denn auch ſeine mütterliche Freundin Apollonia kannte durchaus nicht die ganze Größe deſſelben. Er hatte in all' dieſen Sorgen, Schmerzen und Zerwürfniſſen nur einen Troſt, eine einzige, jedoch für ihn ausreichende Stütze — ſeine erhabene Wiſſenſchaft! Für ſeine Seele war ſie ein vollſtändiges Verbindungsmittel mit Gott und die Leiterin zu ihm, dem Quell des ewig Guten, des Geſetzmäßigen und vollkommen Schönen, das Kepler in den ewigen Werken des Schöpfers, die er mit Menſchenaugen beobachtete, mehr und mehr ſeiner reinen menſchlichen Vernunft zum Verſtändniß brachte.

Sein fleißiger Vorgänger Tycho de Brahe hatte ihm durch zwanzigjährige Beobachtungen des Planeten Mars die Gewißheit verſchafft, daß die Bahn dieſes nächſten Nachbars unſerer Erde nicht, wie Copernicus es von den Planetenbahnen vermuthete, ein Kreis, ſondern eine Ellipſe ſei, in deren einem Brennpunkte ſich

das Centralgeſtirn unſeres Planetenſyſtems, die Sonne, befinde. Er hatte den vernünftigen Einwand Tycho's, daß, wenn die Erde wie die andern Planeten ihre Bahn um die Sonne beſchriebe, die Stellung der andern Sterne, die Gelehrte und Laien wegen ihrer ſtets unveränderten Stellung am Himmel Fixſterne nennen, im Laufe eines halben Jahrs für uns Erdenbewohner äußerſt veränderte Stellungen gegen einander annehmen müßten, dahin berichtigt, daß ſelbſt die große Axe der elliptiſchen Erdbahn in den unendlichen Himmelsräumen gegen dieſe nur als ein untheilbarer Punkt betrachtet werden müſſe. Niemand hatte bis dahin das Rieſenhafte dieſes Gedankens ganz erfaßt, der heutzutage zwar durch die menſchliche Vernunft als Wahrheit erkannt iſt, den aber auch jetzt kein menſchlicher Geiſt ſich zur Vorſtellung bringen kann. Kepler's erhabener Geiſt, dem großen Weltgeiſt mehr verwandt als jeder andere Menſchengeiſt vor ihm, ſchiffte muthig und ſchwindelfrei auf dem uferloſen Meere der Unendlichkeit. Für ihn war die kleine Erde nur ein winzig Tröpfchen deſſelben, und dennoch gehörte ſein edles Menſchenherz ihr durch Liebe ganz und gar an und mußte alle Leiden, die ihr kleines Rund wie Wolken umſegeln, wie Stürme umbrauſen, empfinden und überwinden.

Die Sorge um das tägliche Brod und die ehrenhafte Exiſtenz ſeiner zahlreichen Familie lag ſelbſt in ſeinen jetzigen Tagen noch ſchwer genug auf ſeiner Seele, wenngleich der Gehalt von zweitauſend Gulden, der ihm vom Kaiſer zugeſichert war, bei Barbara's Haushaltungstalent und anerkennenswerther Sparſamkeit ſehr wohl ausgereicht hätte, wenn er vollkommen regelmäßig gezahlt worden wäre. Dies war aber auch nach Tycho's Tode nicht immer der Fall. Zwar waren die Rückſtände noch nicht zu großen Summen angewachſen, aber Frau Barbara konnte ſich doch nie mit Sicherheit darauf verlaſſen, daß ihres Gatten wohlerworbene Einkünfte zur rechten Zeit einliefen; zwar war in ſolchen Verlegenheiten, die für eine Hausfrau ſehr peinlich ſind, Apollonia ſtets willig und ohne Bitten erbötig, die nothwendigen Summen vorzuſchießen — Frau Wellinger hatte durch Vermittlung ihres Lebensretters noch einen kleinen Theil ihres Vermögens aus dem Schiffbruch des Hexenproceſſes geborgen; auch erhielt ſie von Frau von Roſenberg einen beſtimmten Gehalt, der ſie aber eigentlich zu gar keinen Dienſten verpflichtete und ihr genug Zeit ließ, Hemdchen, Strümpfe und Lätzchen für die Kinder ihres Johannes anzufertigen und ihrer frühern Feindin Barbara eine recht liebevolle mütterliche Stütze zu ſein — aber der ſtolzen Frau von

Kepler, der an Reichthum gewöhnten Verwandten des reichen Eggenberg'ſchen Geſchlechts, waren ſolche Aushülfen doch immer recht peinlich, und ſie ſchalt, wenn auch jetzt nicht mehr laut, doch noch in der unruhigen Tiefe ihres Frauenherzens auf ihren Mann, der ganz anders wie andere Männer, und niemals ein rechter Brodverdiener für die Seinen ſei. In ſeiner ganzen Bekanntſchaft war wohl Niemand weniger als Barbara dazu geeignet, die erhabenen Strebungen und ungeheuren Erfolge Kepler's zu begreifen; was gingen ſie, die mit allen ihren Gedanken und Gefühlen im Irdiſchen wurzelte, die Sterne des Himmels, die Regelmäßigkeit ihrer Bahnen und die Größe der Schöpfung an!

Barbara's Religion war der trockene Proteſtantismus ihres Zeitalters, und ihre Unduldſamkeit ging mit ihrer eigenen Strenggläubigkeit natürlicherweiſe Hand in Hand.

Es gab aber eine andere Frau, die, obgleich nicht eines Glaubens mit Kepler, ein inniges Verſtändniß für die Erhabenheit ſeines Strebens und Forſchens hatte, Polixena von Roſenberg. Die alte Proteſtantin Apollonia, durch ihre ſeltſame Erziehung und ihre trüben Erfahrungen wohl geeignet, einer Dame von Polixena's Bildung zur Seite zu ſtehen, war ihr viel weniger eine Dienerin als eine mütterliche Freundin, was bei dieſer

um ſo leichter möglich wurde, als ihr natürliches Taktgefühl ſie nie Verhältniſſe und Standesunterſchiede aus den Augen ſetzen ließ.

Im Haushalt der Gräfin war Frau Apollonia Wellinger eine ſehr geachtete Perſönlichkeit, aber ſie war auch bei andern als ihren evangeliſchen Mitdienern ſehr beliebt, und ſelbſt des Kaiſers Majeſtät hatte ſich ſchon mehr als einmal zu einem Geſpräche mit der hübſchen alten Schwäbin herabgelaſſen. Eine hübſche alte Frau war Apollonia, das ließ ſich nicht beſtreiten, und wer ſie jung gekannt, müßte ſich gewundert haben, denn offenbar war ſie im Alter viel hübſcher, als man das in frühern Jahren hätte erwarten können. Die peinliche Sauberkeit ihres Anzugs gab ſogar ihrem Körper eine gewiſſe Friſche, der die vielen kleinen Fältchen ihres Geſichts und das täglich mehr ſichtbar werdende Ergrauen ihres Haares keinen Abbruch thun konnten. Der Ausdruck von Güte und Intelligenz, der ihre Augen und ihren feinen Mund erhellte und gleichſam verklärte, ſchien mit den zunehmenden Jahren ſich immer noch zu erhöhen, und es war wirklich merkwürdig, wie die Kinder und die Hausthiere, mit denen ſie in Berührung kam, an ihr hingen.

Gräfin Polixena hatte zu der alten Frau faſt ein töchterliches Zutrauen, und Apollonia, der die Vor-

ſehung das Mutterglück verſagt hatte, liebte die vornehme Dame, der ſie diente, mit wahrer Mutterzärtlichkeit.

Inmitten der Unruhe, die in den Mauern des ſchönen Prag herrſchte, war das Haus der Gräfin Polixena eine Stätte des Friedens für mehr als ein Menſchenherz, und geiſtvolle Perſonen fanden in demſelben, welcher Religion oder politiſchen Partei ſie auch angehören mochten, Erholung von den Wirren des Lebens, die mit jedem Tage ſchlimmer zu werden ſchienen.

Der Erſte, dem es hier oft wohl und heiter zu Muthe wurde, war Kaiſer Rudolf ſelbſt, der kinder- und freundloſe Mann, auf deſſen gebeugtes Haupt das Schickſal ſo viele Kronen geſammelt hatte, die jetzt allmälig eine nach der andern von demſelben hinabzugleiten ſchienen.

Im Hauſe Polixena's fand der Fürſt die Schönheit der Hausfrau, die ihn mehr noch als jene ſeiner ſchönſten Statue freudig erregte; er fand in dem Geiſte und Gemüthe der ſchönen Frau bewußtes Eingehen in ſeine Gedanken und wirkliche warm gefühlte Theilnahme an ſeinen Leiden.

Rudolf II. war nicht der wahnſinnige oder ſchwachſinnige Mann, für den ſein Nachfolger ihn gehalten wiſſen wollte; er war ſogar ein tiefer Denker, aber

das ſtete, ihn in keinem Moment verlaſſende Bewußtſein ſeiner Würde als Herr der Chriſtenheit, verbunden mit der von Aſtrologen und ſchlimmen Räthen genährten Furcht vor dem Neid und Verrath ſeiner Brüder, warf eine Art von Schleier über ſeine Geiſtesgaben.

Er ſtand als Menſch und Gelehrter nicht über ſeiner Zeit und war katholiſcher Chriſt durch Erziehung und Herzensgefühl. In Polixena's Seele fand er Verſtändniß für ſein Gefühl, das ihn in jedem Nichtkatholiken einen namenlos Unglücklichen, weil auf ewig Verlorenen erkennen ließ, und jene loyale Treue der Thronvaſallen, die die Handlungen ihres Lehnsherrn auch da billigte und unterſtützte, wo ſie nicht das Wohl aller Unterthanen, ſondern nur die feſtere Begründung des eigenen Wohlſeins bezweckte. Der Kaiſer und ſeine Freundin waren darin einverſtanden, daß der Proteſtantismus als ein ſchauderhafter Weg ins ewige Verderben dem Volke verſchloſſen werden müſſe, während ſie den einzelnen Proteſtanten, wenn er ſonſt Vorzüge beſaß, ſchätzten, achteten und ſeine Dienſte benutzten und belohnten.

So war auch Johannes Kepler bei Kaiſer Rudolf wohlgelitten und traf mit ihm nicht ſelten in Polixena's Gemächern zuſammen.

Leider iſt es heute noch ſo wahr als vor dem Be-

ginn des dreißigjährigen Krieges, daß die Wiſſenſchaft des großen Schwaben nur für wenige beſonders begabte Menſchengeiſter große Anziehungskraft hat.

Es ſind, um ſich als Laie gern mit der Aſtronomie zu beſchäftigen, zwei Anlagen im menſchlichen Geiſte nothwendig, die ſich ſcheinbar ganz entgegengeſetzt ſind: eine lebhafte Phantaſie und Verſtändniß für Mathematik, und unzweifelhaft ſind dieſe ſelten in einem Menſchen vereinigt. Kaiſer Rudolf war nun freilich nicht der feine Kopf, in dem eine ſolche Vereinigung ſtattfinden kann, aber ſeine Lage, die ſtete Sorge, in der ſein Herz ſich befand, dem gefürchteten Verrath ſeines Bruders Matthias und dem ſtets mehr und mehr wachſenden Aufruhre ſeiner Unterthanen gegenüber, ließ ihn in der Stiefſchweſter der erhabenen Sternkunde, in der Aſtrologie, eine tröſtende und berathende Freundin ſuchen. Vergebens that Kepler ſein Möglichſtes, den Kaiſer auf den Mangel an jedem Zuſammenhange der Sternenbahnen in ihren unendlichen Fernen mit den Schickſalen der Menſchen in ihrem kleinen flüchtigen Erdenleben aufmerkſam zu machen. Rudolf ſah in den kleinen Himmelslichtern nicht die Weltkörper, unſerem Wohnorte durch gleiche Geſetze der Bewegung verſchwiſtert, gleichſam die Glieder einer Familie, die unter der Herrſchaft der erhabenen Sonne ſtehen; ihm, dem Kaiſer, dem Herrn der

Chriſtenheit, waren ſie leuchtende Pünktchen, ans Firmament geſetzt, um in den Linien, die ſie dort in Jahren, Stunden oder Jahrhunderten beſchrieben, ihm Auskunft zu geben über die Schickſale, die ſein kaiſerliches Leben verdunkeln oder erhellen könnten.

Nur zwei Frauenherzen waren fähig, die erhabene Freude ahnend zu begreifen, die Kepler empfand, als er, auf Tycho's Beobachtungen geſtützt, mit Genauigkeit die Bahn der Planeten um das Centralgeſtirn berechnet: Polixena und Apollonia.

Wie ſeltſam auch es klingen mag, ſo iſt es darum doch nicht minder wahr, daß Frauenſeelen fähiger ſind als oft die Seelen der bedeutendſten Männer, die Erhabenheit der großen Ordnung des Weltalls zu begreifen. Es iſt der Frauennatur eigen, Ordnung und Geſetzmäßigkeit im eigenen kleinen Kreiſe anzuſtreben, und ſie wiſſen, daß Ordnung und Geſetzmäßigkeit nicht blos das Haus, daß ſie auch den Staat, ja das Weltall regieren müſſen. Es hat ein Mann, ein tiefdenkender Mann, ein großer, unſerer ſpäten Zeit angehörender Philoſoph, Hegel, es ausgeſprochen, daß das Weltſyſtem Tycho's, das unſere Erde zum Mittelpunkte des Alls macht, dem menſchlichen Verſtande angemeſſener und natürlicher ſei als das Copernikaniſche, in dem die ungeheure Erde, unſer für uns unüberſehbarer Wohnſitz, zu

einem um die Sonne mit andern Gefährten ſchwingenden Punkte wird, und wahrlich, der Mann hätte Recht, ſobald er ſtatt des Wortes „menſchlichen“ das Wort „männlichen“ geſetzt hätte. Der Mann iſt gewohnt, ſein eigenes Ich als den Mittelpunkt der Welt anzuſehen, anders dagegen iſt dies bei dem Frauengemüthe. Das Weib fühlt ſeine Abhängigkeit, ſeine Unterordnung ſehr früh und empfindet Freude an derſelben, jene ſanfte, demüthige Glückſeligkeit, ſich als ein Untergeordnetes neben einem Höhern zu fühlen, das der Grundton echt weiblicher Liebe iſt.

Auch die beiden im Alter und Stand ſo verſchiedenen Freundinnen Kepler's verſtanden daher ſeine großen Gedanken; wie ſie ſich ſelbſt geiſtig ihm, dem erhabenen Geiſte, ſo untergeordnet, ſo mit unveränderlichen Banden an ſein erhabenes Ich gefeſſelt fühlten, ſo fühlten ſie ahnend auch die Unterordnung jener geringern Sterne unter das Centralgeſtirn und die im Ganzen unveränderliche Feſſelung derſelben an jenen ihren leuchtenden Führer.

Kepler war weit öfter im Hauſe der Gräfin Roſenberg als irgend einer der ihr an Stand und Glauben gleichſtehenden Herren von Rudolf's Räthen, den Herrn von Slawata vielleicht ausgenommen, den ein tiefes Herzensintereſſe in die Gemächer der ſchönen Dame zog.

Unter den jungen Damen, die mit der jungen, vor-

nehmen und reichen Wittwe in näherer Freundſchaftsverbindung ſtanden, befand ſich auch Lucia, die ſchöne Tochter Adam's von Neuhaus, der, ſeit der ältere Popel von Lobkowitz in Ungnade gefallen war, faſt alle Ehrenämter dieſes unglücklichen, faſt verſchollenen Mannes bekleidete.

Die ſchöne, kaum ſiebzehnjährige Lucia aber war der Stern, der des Slawata ſtolzes Herz mit aller Kraft an ſich gezogen hatte.

Wilhelm von Slawata war der Sohn des böhmiſchen Edelmanns Adam von Slawata und einer Baronin von Kurzbein. Die ganze Familie gehörte der proteſtantiſchen Religion an, auch Wilhelm war in derſelben erzogen, und zwar war ihre Abtrennung von der allgemeinen Kirche um viele Jahre älter als die Concordienformel. Die Slawatas waren Pikarditen, eine Sekte der Nachfolger des böhmiſchen Reformators Johannes Huß, und ſie hatten noch von frühern Zeiten her das Recht, auf ihren großen Beſitzungen Kirchen für ihren Glauben zu bauen und denſelben Geiſtliche nach eigener Wahl zu geben. Wilhelm von Slawata war ein Mann von hohem Geiſte, den er auf großen Reiſen vielfach zu bilden Gelegenheit geſucht und gefunden hatte.

Böhmens Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit erwähnen ſeiner vielfach als eines Mannes von ſeltenen Gaben und

Fähigkeiten, und wenn an den geſelligen Abenden der Gräfin von Roſenberg ſein Herz nicht durch die Gegenwart der reizenden Lucia gefeſſelt war, unterhielt er ſich ganz beſonders gern mit Kepler, deſſen reiche Phantaſie und Gelehrſamkeit ihm imponirte und in ſeinem Herzen ein lebhaftes Intereſſe für den Schwaben erweckte, der nur um wenige Jahre ihm an Alter überlegen war.

Auch Kepler fand Genuß in der Unterhaltung mit dem vornehmen Böhmen, und ſein Herz nahm ein warmes Intereſſe an der Neigung deſſelben zu Lucia von Neuhaus, der Tochter einer ſtreng katholiſchen Familie. Gräfin Polixena hätte kein Weib ſein müſſen, wenn ſie dieſes Intereſſe nicht getheilt hätte, und es war nicht ſelten, daß die drei Perſonen, Kepler, Slawata und Polixena, in den Gemächern der letztern von dieſer Angelegenheit plauderten.

Auch in den ſchlimmſten Zeiten, wo, wie damals, Noth und Leid an alle Thüren pochen, iſt die Liebe ein gern geſehener Gaſt, dem man freundlich die Fenſter öffnet, und die Griechen waren ſinnig wie immer, indem ſie Amor als ein ſchalkhaftes, geflügeltes Kind darſtellten; wer ſpielt nicht gern mit einem holden Kinde, drückt es liebkoſend in ſeine Arme und küßt ihm zärtlich die holden Augen zu?

Polixena liebte das ſchöne Mädchen, das Herrn von

Slawata's Herz ſich zur Gattin auserkoren, mit jener ſanften Zärtlichkeit, die der ältern Schönheit der jüngern gegenüber ſo ſchön ſteht und der erſtern gewiſſermaßen die Würde der Mütterlichkeit verleiht, ohne ihrem jugendlichen Reiz den mindeſten Abbruch zu thun.

Vor den Thoren Prags ſtand das paſſauer Volk, und Prinz Matthias hatte in einem doppelzüngigen Schreiben ſich erboten, ſeinem kaiſerlichen Bruder gegen dieſe wilden, geſetzloſen Schaaren mit ſeinen gegen die Türken in Ungarn ſtehenden Truppen zu Hülfe zu eilen. Es war noch rauhes Winterwetter; in den Gaſſen des alten bergigen Prag tobte der Sturm, und der eiskalte Regen ſchlug an die Fenſter von Kepler's ſtiller Studirſtube, als ein Gefühl faſt wie ein jäher Schmerz den Gelehrten aus ſeinen Meditationen aufſchreckte. Frau Barbara war ziemlich leiſe bei ihm eingetreten und hatte mit hausmütterlicher Vorſorge die Hofkleider ihres Gatten, Beinkleider und Schaube von braunem Sammt mit Puffen von weißem Atlas, ſowie auch ſein ſchönes braunes Sammtbarett mit wehender weißer Feder auf einem naheſtehenden Stuhle für ſeinen Gebrauch zurecht gelegt und ſagte dann mit lauter Stimme: „Es iſt Zeit, Johannes."

„Ich danke Dir herzlich", entgegnete der Gelehrte.

„Verſpäte Dich nicht, Johannes, und bring' der

Frau Gräfin die ſchönſten Empfehlungen von Deiner Hausfrau", ſetzte ſie noch in der Thür hinzu.

Kepler erhob ſich ſogleich von ſeinem Stuhle und ging ein paarmal in dem zwar nicht ſehr großen, aber doch ganz freundlichen Zimmer auf und nieder. „Sie iſt gut und brav, meine Hausfrau", murmelte er leiſe für ſich hin, „ſie gibt mir keine Gelegenheit, mit ihr unzufrieden zu ſein — was iſt's denn, das mir das Herz ſo ſchwer macht, ſo mit bangem Weh erfüllt, wenn ich doch keinen, auch nicht den geringſten Grund habe, mich unglücklich zu fühlen?

O der Thorheit, der ſchweren Sünde des Menſchenherzens!" ſetzte er in Gedanken hinzu, indem er das Geſchäft des Ankleidens möglichſt beſchleunigte; „das iſt der Uebermuth des Glücklichen, der mich ſtachelt, nach den Sternen zu greifen, welche zu ſchauen und zu beobachten das einzig mögliche Glück dieſes Erdenlebens iſt."

Er ſtellte ſich, jetzt vollſtändig und ſtattlich gekleidet, ſtramm in der Mitte des Zimmers aufrecht, eine edelſchöne Männergeſtalt in der vollen Blüte des Lebens, das ſchöne Haupt dicht umwallt von dem vollen braunen Lockenhaare, das die weiße Denkerſtirn unbedeckt ließ; ſeine Augen, die ſo klar in die Tiefen der Himmel zu blicken verſtanden, waren zu der gewölbten

Decke emporgerichtet und glänzten in einem wunderbaren Lichte. „Auf, auf!“ ſagte er faſt hörbar und gewiß gehört von dem, an den die Worte gerichtet waren, von dem Allgegenwärtigen, Allmächtigen, der das Weltall in ſeinen ewigen Bahnen erhält durch Kräfte und Geſetze von edelſter Einfachheit und dem kleinen, im Schmerze der Sehnſucht klopfenden Menſchenherzen im rechten Augenblick durch ebenſo einfache Mittel die Anſtöße gibt, die es in den ebenfalls ewigen Bahnen der Rechtſchaffenheit und Tugend weiter führen können — „auf! Ich will, ja ich will dieſe weichen Gefühle überwinden. Ich will mich aufraffen aus dieſer ſchwermüthigen Sehnſucht, ich will den Stern, der glänzend am Himmel meines Erdenlebens aufgegangen iſt, betrachten, ohne ihn zu begehren. Apollonia, meine Freundin, meine echte, wahre Mutter, ich danke Dir, daß Du das Wort, das der Sünde Thür und Thor öffnet, hinderteſt, über die Lippen zu gehen. Ich will, was ich ſoll, ruhig fortſchreiten auf geſetzlichen Bahnen und um keine Linie breit von dem Pfade weichen, über den hinaus es nur Unheil und Zerſtörung, Untergang, Weltenuntergang geben kann.“

Es war ein Gebet, das in dieſem Augenblick die Seele des ernſten Mannes bewegt hatte, und es hatte ſeine natürliche, heiligende Wirkung.

Eine halbe Stunde ſpäter, denn Kepler hielt ſich, ehe er ſein Haus verließ, noch minutenlang, Abſchied nehmend, bei Weib und Kindern auf, ſtand er in den ſtattlichen Gemächern der Gräfin Roſenberg.

„Tretet näher, Johannes", rief die hohe Dame ihm entgegen, „tretet näher und helft mir einen alten Freund feſthalten, der mich freundſchaftlich beſuchte und nun davonlaufen will, als er hört, daß noch andere wackere Leute dieſen Abend mit uns zubringen werden."

Kepler blickte auf und ſah mit Freude und Ueberraſchung in die ſtolzen und edlen Züge ſeines einſtigen Gaſtfreundes Rabbi Löw, der in ſeiner ganzen ſtattlichen Höhe neben dem Seſſel ſtand, an dem Polixena's ſchöne Geſtalt lehnte.

„Friede ſei mit Euch!" ſagte der Jude, ihm die ſchlanke Hand bietend, in welche Kepler mit herzlicher Freude die ſeinige legte.

„Wenn Niemand als Ihr, mein vielgeehrter Herr Magiſter, an dieſem Abende in den Hallen der gnädigen Gräfin weilen würde, ſo könnte ein armer Jude es freilich wagen, ſein Angeſicht hier auch noch ſehen zu laſſen", ſagte der Rabbi in ſeinem gewöhnlichen demüthigen Tone. „Ich erlaubte mir der Frau Gräfin vor einer halben Stunde eine wichtige Nachricht zu bringen und war ſehr beglückt, daß ſie mir dafür freundliche

Worte ſagte, aber wie darf ich mich unterſtehen, mich hier ſehen zu laſſen unter den vornehmen Leuten, die den Juden nicht beſſer achten als den Schmuz an ihren Schuhen? Ihr freilich, Herr Magiſter, habt auch, ſeit Ihr Hofaſtronom Sr. Majeſtät geworden, zuweilen mein Haus mit Eurem Beſuche beehrt, wie es auch Herr von Brahe that, und darum kann ich mich unterſtehen zu bleiben, wo Ihr weilt, wenn Ihr es mir nicht anders befehlt."

„Ihr ſeid ein ſtolzer Mann, trotz dem demüthigen Klang Eurer Rede, mein würdiger Rabbi", ſagte Kepler.

„Ich bin ein Jüd", entgegnete dieſer, „und ſchäme mich der Abſtammung von meinen Vätern und ihres uralten Glaubens nicht, füge mich aber in Alles, was von dieſen Verhältniſſen in unſern Zeiten unzertrennlich iſt. Doch möchte ich es vermeiden, die Vorurtheile Andersgläubiger gegen mein Volk durch ein dreiſtes und zuverſichtliches Benehmen aufzuſtacheln und zu erhöhen. Es geziemt mir, dem Fremdling, mich den Sitten und dem Herkommen meiner Schutzherren zu fügen und ihnen durch die meinen keinen Anſtoß zu geben, aber es geziemt mir auch, mitten unter ihnen an den Sitten und dem Glauben meiner Väter feſtzuhalten. Handelt Ihr anders, vielgeehrter Herr Magiſter? Prüfet Euch ſelbſt dieſerhalb genau, und ich will Euer Beiſpiel zu befolgen trachten, denn ich zweifle nicht, daß Ihr all

Euer Thun und Laſſen nach Eurem Gewiſſen regelt und mit aller Eurer Klugheit geziemend überlegt.“

Johannes Kepler fühlte, daß das Blut ihm bei dieſen Worten ſeines ältern Freundes verrätheriſch ins Geſicht ſtieg.

„Ich beſitze keine ſehr große weltliche Klugheit, mein ſehr geehrter Freund“, ſagte er nicht ganz unbefangen, „und handle leider nur zu oft noch nach den augenblicklichen Anregungen des Gefühls.“

„Aber alle Eure Gefühle“, entgegnete der Jude mit achtungsvoller Freundlichkeit, „werden von Eurem Gewiſſen geregelt. Die Welt ſagt: von Eurer Ehre; was aber iſt echte Ehre anders als ſtrengſte Regelung unſerer Handlungen im Größten und Kleinſten nach den von uns ſelbſt begriffenen und erkannten Sittengeſetzen? Die geheimſte Uebertretung derſelben beleidigt unſere Selbſtachtung ebenſo ſehr als die öffentlichſte, und nur in den verſchiedenen Graden und Richtungen der Ausbildung unſeres Rechtsgefühles liegt auch die Verſchiedenheit unſerer Anſichten von Ehre und Schande.“

Die beiden Männer hatten während dieſes kurzen Geſprächs hinter der ſchweren Sammtdraperie eines Bogenfenſters geſtanden, indeß die Gräfin einem neu hinzugekommenen Gaſte, dem Herrn Wilhelm von Slawata, entgegengetreten war.

„Ich kann Euch nicht ſo ganz und vollſtändig verſtehen, mein trefflicher Gaſtfreund, beliebt, Eure Meinung mir näher zu erörtern“, ſagte Kepler, indem er die Verbeugung Slawata's, der die ſchlanke Geſtalt des Hofaſtronomen jetzt erſt gewahrte, mit Höflichkeit erwiderte.

„Geſtattet mir meine Behauptung durch ein Beiſpiel zu erläutern, mein werther Herr und Freund“, ſagte Löw; „Euch gegenüber fühle ich das Zutrauen und Selbſtgefühl, das Ehrenmänner im Geſpräch untereinander haben müſſen, wenn ihr Verkehr zu Freundſchaft werden ſoll. Ihr könnt in mir den Juden vergeſſen, und das iſt mehr, als ich von allen andern Gelehrten dieſes Kaiſerhofs, der ſo reich iſt an großen Geiſtern als der winterliche Nachthimmel an Sternen, behaupten oder erwarten möchte.

Seht, Magiſter Kepler, hier ſteht ein vornehmer Mann uns gegenüber, der junge Herr von Slawata, eine ritterliche Geſtalt, ein denkender Kopf, der Sohn eines edlen Geſchlechts; aber wie ſchön, vornehm und reich, wie gelehrt und durch Reiſen gebildet er auch ſein mag, ich, der verachtete Jude, meine, daß ihm die rechte und wahre Ehre fehlt. Er iſt ein Renegat. Vorgeſtern hat er, der Sohn einer Pikarditenfamilie, Meſſe gehört in der Kirche Maria-Schnee. Er hat ſich dadurch den Weg zu den höchſten Aemtern und Würden an dieſem

Kaiſerhofe eröffnet; er macht ſich den Weg frei zu der Hand des ſchönen Fräulein Lucia von Neuhaus, aber um ſeine Ehre hat er ſich gebracht. Seid Ihr nicht dieſer Meinung auch, Magiſter Kepler?"

Das Wort ſeines jüdiſchen Gaſtfreundes traf die Seele Kepler's in eigenthümlicher Weiſe. Er wußte, daß Herr Adam von Neuhaus den Werbungen Slawata's um ſeine Tochter Lucia nur unter der Bedingung ſeines Rücktritts zum Katholicismus Gehör geben zu wollen erklärt hatte, und er wußte auch aus Apollonia's Munde, daß die Gräfin von Roſenberg das Gelübde gethan hatte, ihre Hand nur an einen Mann zu vergeben, der um ihretwillen ſeinem proteſtantiſchen Bekenntniß entſagte. Wie ein Blitz in eine nachtdunkle Landſchaft, ſo leuchtete der Gedanke, welch eine Verſuchung zum Uebertritt dies Gelübde für ihn möglicherweiſe hätte ſein können, wenn er frei wäre, in ſeine Seele. „Renegat!" flüſterte er mit zuſammengepreßten Lippen vor ſich hin. Schauder und Schwindel überkam ihn. O, es gab alſo einen Preis, für den er, Johannes Kepler, ſeine Hoffnung auf ewige Seligkeit, ſeine heilige Achtung vor der Ehrwürdigkeit der Wahrheit hätte verkaufen können!

Er hörte nicht mehr auf die leiſe geſprochenen lebhaften Worte des Rabbi; er ſah auf die edle Geſtalt Polixena's, ſo ähnlich der ſeines abweſenden Weibes,

und hörte in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens die Worte des Apoſtels: „Die Sünde aber, wenn ſie empfangen hat, gebiert ſie den Tod.“

Rabbi Löw hatte wohl bemerkt, welchen tiefen Eindruck ſeine Worte auf Kepler gemacht hatten.

„Ihr habt verſtanden, was ich meinte, mein verehrter Freund“, flüſterte er, ſeine ſchlanke Hand leicht auf des Gelehrten Schulter legend. „Nur er ſelbſt, der lächelnde Mann dort, weiß allein, ob ſein Uebertritt eine ehrenwerthe oder ſchändliche Handlung iſt. Wenn er die Wahrheit und alleinige Gerechtigkeit des alten Glaubens mit ſeinem Menſchengeiſt erfaßt hat, dann war das laute, durch ſeinen Uebertritt ausgeſprochene Bekenntniß derſelben eine ehrenhafte Handlung, denn für die Wahrheit kämpfen, leiden, ſterben iſt immer ehrenwerth; darüber ſind Katholik und Proteſtant, Chriſt und Jude zu allen Zeiten einig geweſen; ſie ſuchen nur die Wahrheit auf verſchiedenen Wegen, die Ehre liegt aber nur im Ausharren auf dem, den jeder von uns unter der Leitung ſeiner Väter als den rechten erkannt hat.“

Der Jude ſchüttelte bei dieſen Worten zum Abſchiede Kepler's Hand und entfernte ſich, hinter den Vorhängen ſich leiſe durchwindend, nach der nächſten, zum Ausgange des Saals führenden Thür.

Kepler ſah ihm lange nach, dann richtete er ſeine

edle Geſtalt feſt empor und verſuchte es, ſeine Gedanken auf ſein Haus, auf Weib und Kind, vor allem aber in ſeine ſchwäbiſche Heimat, auf ſeine ferne, verlaſſene Mutter zu richten.

In der Geſellſchaft ſprach man hauptſächlich von dem nahe bevorſtehenden Einzuge des verrufenen paſſauer Kriegsvolks, und die loyalen Herren vom Hofe Kaiſer Rudolf's bemühten ſich, das gute Recht des Kaiſers zur Herberufung dieſer ſeltſamen Schützer ſeiner Macht zu erweiſen. Polixena nahm an dieſem Geſpräche wenig oder gar keinen Antheil; ſie ſaß mit der blonden Eva von Lobkowitz und der ſchönen Lucia von Neuhaus in einem der Fenſterbogen und die Damen plauderten über die Gemälde, welche der Kaiſer unlängſt von ſeinem Hofmaler hatte anfertigen laſſen, und beſonders von den Kupferſtichen des berühmten Sedler, die die verſchiedenen Anſichten des Hradſchin bis auf unſere ſpäte Zeit aufbewahrt haben.

„Mein Vater ſagte geſtern noch, die Regierung unſeres glorreichen Königs Rudolf ſei die größte Zeit in der Geſchichte Böhmens. Des Kaiſers Majeſtät bleibt feſt gegen die Uebergriffe und Anforderungen der Proteſtanten; er beſtätigt ihnen den Majeſtätsbrief nicht, obgleich ſein Herr Vater dies gethan hat, und einer nach dem andern der großen Herren oder ihrer Söhne,

die früher Ketzer waren und auf ihren Gütern das Gift der Ketzerei durch von ihnen angeſtellte Prädikanten verbreiten ließen, wird durch richtige Maßregeln in den Schooß der heiligen Kirche zurückgeführt. Es wird ruhig und heiter im Lande, und Künſte und Wiſſenſchaften blühen.“ Es war die ſchöne Lucia von Neuhaus, die dieſe Worte mit geläufiger Zunge und einem Blick auf den in ihrer Nähe ſtehenden Slawata ausſprach. „Des Kaiſers Majeſtät“, ſetzte ſie mit ihrem ſüßeſten Lächeln hinzu, „hat auch geruht, das gewichtige Amt eines Burggrafen der Veſte Karlſtein dem proteſtantiſchen Grafen von Thurn abzunehmen, und wird ſpäterhin nicht unterlaſſen, es in Hände zu legen, die durch Handlungen der Treue und des chriſtlichen Gehorſams dargethan, daß ſie einer ſolchen Ehre, eines ſo hohen Vertrauens würdig ſind. Se. Majeſtät haben das geſtern ſelbſt gegen meinen Herrn Vater ausgeſprochen, denn ſie geruhten, ihn gleich nach der Meſſe durch den Vertrauten den Philipp Lang, in die große Reitbahn zu ſich entbieten zu laſſen.“ Das Lächeln des ſchönen Mädchens gegen ihren Verehrer wurde dabei wahrhaft verklärt, denn nichts verklärt weibliche Schönheit wohl ſo ſehr als hoffende Liebe.

Die blonde Eva von Lobkowitz blickte düſter durch das Bogenfenſter zu dem ſternenloſen Winterhimmel;

ihr junges Erdendaſein war trotz ihrer vornehmen Geburt und des großen Reichthums ihrer Familie ſeit Jahren troſt- und freudenlos. Der Aufenthalt ihres theuren Vaters, der bei Kaiſer Rudolf in Ungnade gefallen, weil er mit Ernſt gefordert, daß der hohe Adel Böhmens nicht von dem Rathe und der Regierung des Landes ausgeſchloſſen ſein ſollte, war immer noch ein ihr ſelbſt dem Namen nach unbekannter Kerker in einem der Erblande Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät.

„Horch, was iſt das?“ fragte hier einer der anweſenden Herren, die an einem andern Tiſch von jenen Damen etwas entfernt ſaßen. Der Laut, der von der Straße dumpf in das Gemach drang, war das Blaſen einer Trompete.

„Das ſind die Signale der Paſſauer, die man aus ihrem Lager unfern des Laurenziberges bis hierher vernehmen kann“, entgegnete Herr Adam von Neuhaus, und ein allgemeines Schweigen lagerte ſich minutenlang über die Geſellſchaft.

Polixena war todtenbleich geworden, nicht aus Furcht vor dem Hereinbrechen einer Gefahr, ſondern aus tiefſter Sorge wegen des Unrechts ihres kaiſerlichen Freundes, der dieſe Truppen ohne Zuſtimmung der böhmiſchen Stände in das Land zu ziehen erlaubt hatte.

„Alle guten Katholiken, alle treuen Anhänger Kai-

ſer Rudolf's II., ſind ſicher vor den Truppen, die der Graf von Althan, ein echter Böhme, unter der Fahne Laurentius Ramé's, des tapfern Franzoſen und guten Chriſten, commandirt", ſagte einer der anweſenden Herren, der Staatsrath von Martinecz, der ſich in dieſem Moment, den gefüllten Kryſtallpokal erhebend, in ſeiner ſtattlichen Größe von ſeinem Seſſel aufrichtete. „Meine Herren und Damen, dieſer Trunk gilt unſerm legitimen Herrſcher, Sr. Majeſtät Kaiſer Rudolf II., dem erwählten Könige von Böhmen." Man verbeugte ſich unter Gläſerklang, und Johannes Kepler, dem Proteſtanten, regte ſich im Herzen ein bitteres Gefühl, als nach dieſem Toaſt Wilhelm von Slawata auf das Gedeihen der katholiſchen Kirche und die Unterdrückung aller Ketzer und Empörer ſein Glas leerte.

Wie ſehr wünſchte der Gelehrte, die Säle der Gräfin entweder mit Rabbi Löw verlaſſen oder noch lieber heute gar nicht betreten zu haben. Etwas Aehnliches war vor dem heutigen Tage ihm hier nicht begegnet; der feine Takt Polixena's hatte den Geſprächen ſtets zur rechten Zeit eine Wendung zu geben gewußt, die den durch alle Herzen ſtrömenden Parteihaß niederhalten mußte. Heute, jetzt aber war ihr das fehlgeſchlagen. Die Gräfin fühlte ſich leidend und ſehnte ſich nach der Einſamkeit und Ruhe des kleinen Zimmers, in welchem ſie in dieſem Moment

die alte Schwäbin beſchäftigt wußte, ihre Ruheſtätte für die kommende Nacht herzurichten.

O Ruhe, Ruhe! Wie ſehnte Polixena's Herz ſich nach dieſem Labſal! Sie war ſo jung noch, die ſchöne geiſtvolle Frau, die Güter des Lebens waren ihr in überreichem Maße zugefloſſen; ſie hatte ſich ſo ernſt und feſt bemüht, durch keine Handlung, durch keinen bewußten Gedanken ſelbſt die Ruhe ihrer Seele aufzuſcheuchen, die, wie jede Religionspartei lehrt, nur das beſeligende Eigenthum eines reinen Gewiſſens iſt. Und doch war ſie unglücklich, doch zog ein tiefes, brennendes Weh durch ihr Herz, das ſie in jedem Moment ihres Lebens fühlte. Loyal erzogen, wie es einer Tochter der höchſten Familien ziemt, war ſie wirklich eine treue, aufrichtige Verehrerin des unglücklichen Mannes, der auf dem Throne ihres Vaterlandes ſaß, ohne es zu verſtehen, den Geiſt ſeiner Zeit zu lenken und zu beherrſchen. Einſt hatte Kaiſer Rudolf den Wunſch gehegt, daß ſie als ſeine Gattin den Thron Böhmens mit ihm theilen ſolle, doch hatten die Prophezeiungen ſeiner Sterndeuter, von denen er freilich nicht ahnte, daß ſie den Beſtechungen ſeines Bruders entfloſſen, ihn auch von der Abſchließung dieſer Ehe, wie jeder andern, zurückgehalten. Er fürchtete die rebelliſchen Kinder, die nach den Ausſagen der Sterne ihn entthronen und töd-

ten würden. Er blieb ein einſamer Mann, aber ſein Herz empfand Dankbarkeit gegen die ſchöne und ſittenreine Frau, die ihm jeden Beweis loyaler Treue und echter weiblicher Freundſchaft gab, der ſich mit weiblicher Ehre und Sitte verträgt. Wäre Polixena von Roſenberg nicht von den Rathſchlägen der Jeſuiten beeinflußt geweſen, die immer nur darauf hinzielten, dem Prinzen Ferdinand von Steiermark die Nachfolge zu ſichern, ſo würde ihr großes Herz und ihr feiner Verſtand ſie zur vortrefflichſten Rathgeberin für einen Fürſten gemacht haben, deſſen Charakter keineswegs bösartig, ſondern nur den Einflüſſen ſeiner Umgebung zugänglich war. Die Furcht vor dem Verrath ſeiner Vaſallen und den Mörderdolchen ſeines Bruders brachte den armen Mann auf eine betrübende Weiſe unter die Botmäßigkeit ſeines Leibdieners; dieſen durch Wohlthaten, reiche Geſchenke und freundliche Worte an ſich zu feſſeln, ward dem armen Kaiſer allmälig zur hauptſächlichſten Lebensaufgabe, und ſelbſt Polixena's Freundſchaft konnte ihn von dieſer Manie nicht abziehen.

Philipp Lang, Rudolf's vertrauter Kammerdiener, war der Schrecken von ganz Böhmen; keiner der Freunde, keiner der getreuen Räthe konnte zu des Kaiſers Perſon gelangen, ohne die ſchamloſe Geldſucht, den niedrigen Ehrgeiz dieſes Schurken zu befriedigen; ja ſelbſt für

Polixena, die zwar die theure und geehrte Freundin Rudolf's, aber keineswegs ſein Liebchen war, blieb des Kaiſers Angeſicht tagelang unſichtbar, wenn das im Intereſſe jenes Schurken lag.

So war auch an dem eben beſprochenen Abende die Gräfin längere Zeit nicht zu einer Beſprechung mit ihrem kaiſerlichen Freunde gekommen, und der nahe Schall der paſſauer Trompeten ſchnitt ihr ins Herz; denn gerade der Umſtand, daß Rudolf den Abzug jener rohen Truppen aus ſeinen böhmiſchen Erblanden auf ihren Rath geboten hatte und daß dieſe ſich nun doch in nächſter Nähe der Hauptſtadt befanden, ließ ſie für Proteſtanten und Katholiken, ja vielleicht für des Kaiſers Perſon ſelbſt das Allerſchlimmſte befürchten. Doch waren es nicht dieſe Sorgen allein, die der großdenkenden Frau das Herz bis zum Zerſpringen voll und ſchwer machten.

Polixena kannte durch Apollonia's Vermittlung Kepler's Familienverhältniſſe aufs genaueſte, und hatte ſeine pecuniäre Lage ſo ſehr zu erleichtern gewußt, als dies unter den obwaltenden Umſtänden möglich war; ſie wußte auch jetzt von dem Elende, das ihm durch den über dem Haupte ſeiner Mutter ſchwebenden Verdacht der Hexerei die Seele zerriß. „Armer Johannes, armer theurer Freund!“ flüſterte eine weiche Stimme in ihrem reinen Frauenherzen.

Polixena, obgleich in den höchſten Verhältniſſen lebend, wußte, leider wußte ſie es aus eigener trüber Erfahrung, was der Verdacht der Ehrloſigkeit bei einem ehrenhaften Menſchen zu bedeuten habe, und welcher Verdacht war in jenen finſtern Zeiten, die jetzt Gott Lob vorüber ſind, entſetzlicher als der, welcher über dem greiſen Haupte ſchwebte, das Johannes Kepler als das Haupt ſeiner Mutter zu ehren und zu lieben verpflichtet war; welche Sorgen mußten ſein Herz foltern bei dem ſo natürlichen Wunſche, ſeiner Mutter zu Hülfe zu kommen! Die Gräfin hatte vergeblich alle Mühe angewendet, ſich beim Kaiſer Zutritt zu verſchaffen und es zu vermitteln, daß er ſeinem Hofaſtronomen Zeit und Geld zu einer Reiſe in ſeine Heimat gewähre. Es war ihr nicht gelungen, und mit traurigen Augen ſah ſie mehr als einmal hinüber zu dem Mann, der ihrem Herzen theurer wie jeder ihrer andern Freunde und dem ſie nicht einmal in ſeinem jetzigen neuen Leiden ein Troſtwort zu ſagen im Stande war. Denn es war nur zu leicht möglich, daß ſie ihn durch ein ſolches, das ihm die Gewißheit gab, der entehrende Verdacht, der über einem Gliede ſeiner Familie ſchwebte, ſei ihr bereits bekannt, nur noch mehr kränkte und betrübte.

Kepler hatte an dieſem Abende überhaupt noch erſt

wenige Worte mit der Gräfin geſprochen. Er war auf ihr ausdrückliches Erſuchen heute in ihren Sälen erſchienen, und ſie hatte die Abſicht gehabt, ihn mit ihrer Freundin Frau von Lobkowitz zuſammenzubringen, die dem gelehrten Schwaben immer noch für den Ritterdienſt, den er ihr erzeigt, dankbar war; auch hoffte die Gräfin noch auf die Anweſenheit ihres einſtigen Lehrers Pater Johannes Fickler, der ihr gemeldet, daß er im Dienſte des Erzherzogs Ferdinand eine Sendung nach Prag an des Kaiſers Majeſtät empfangen habe und ſich herzlich freuen würde, dort neben andern alten Freunden auch ſeinen Verwandten, den gelehrten Aſtronomen Johannes Kepler wiederzuſehen.

Polixena fühlte ſich tief ermüdet; noch nie war es ihr ſo ſchwer als heute geworden, die Pflichten der aufmerkſamen Wirthin zu erfüllen, und Kepler's Augen täuſchten ſich nicht, indem ſie bemerkten, daß das Gefühl der Abſpannung ſich in den Zügen der ſchönen Frau auszudrücken begann.

Mehrere Damen hatten unterdeß die Zahl der anweſenden Gäſte vermehrt, und das Geſpräch ward natürlich immer weniger allgemein. Man theilte ſich in einzelne Gruppen und plauderte nach Herzensluſt, als plötzlich, von allen laut bewillkommt, die edle Geſtalt Johannes Fickler's am Eingang des Saals erſchien.

Die Gräfin ging ihm freudig entgegen. Er war nicht allein, wie dies bei den Brüdern der Geſellſchaft Jeſu überhaupt nur ſehr ſelten der Fall iſt; ſein Begleiter, der gelehrte Aſtronom Pater Cyſetus, ſuchte und fand ſogleich den Magiſter Kepler im Kreiſe der Anweſenden und machte es möglich, ſich demſelben alsbald anzuſchließen. „Wie ich mich freue, Euch wiederzuſehen, mein theurer, verehrter Freund", ſagte der Jeſuit, ſeine hagern Hände dem ſich tief verbeugenden Schwaben entgegenſtreckend. „Ihr habt die Welt von Euch reden gemacht und Euern Namen den unſterblichen beigeſellt. Eure beiden Geſetze von der Planetenbewegung erweitern, befeſtigen und klären das Syſtem des großen Copernicus und machen ſeine der Größe Gottes und der menſchlichen Vernunft gleich angemeſſene Lehre zur berechenbaren, mit allen Erſcheinungen am Sternenhimmel genau übereinſtimmenden Gewißheit. Ihr habt der ſtaunenden Welt Großes, Unerhörtes gegeben, das Größte vielleicht, was der menſchliche Geiſt bis jetzt auffand: den Schlüſſel zu den Wundern des Weltenbaus."

„Ich danke Euch, o, ich danke Euch aus tiefſter Seele", antwortete Kepler; „Eure Worte fallen erquickend wie Thau in meine durſtige Seele, aber, geehrter Freund und Mitarbeiter auf dem Felde der erhabenen Wiſſenſchaft der Himmelskunde, wenn mir auch nach Gottes

Willen das Glück dieſer großen Entdeckung zu Theil geworden iſt, das Verdienſt und daher auch die Ehre derſelben gehört zweifellos meinem trefflichen Vorgänger Tycho de Brahe."

„Wie?" fragte Cyſetus mit ſichtbarem Erſtaunen. „Ihm, der das Copernikaniſche Syſtem verwarf und ſeine eigenen kleinlichen Träume und Gedanken an deſſen Stelle zu ſetzen verſuchte, wolltet Ihr die Ehre Eurer großen Entdeckungen zuweiſen? Das hört auf, Beſcheidenheit zu ſein, Herr Magiſter!"

„Und doch iſt es nur einfache Gerechtigkeit. Tycho de Brahe war zwar nicht der tiefſte Denker, aber ſicherlich der fleißigſte Beobachter; er war ſich ſeines Fleißes, ſeiner Ausdauer, ſeiner großen Mühen wohl bewußt und forderte daher mit Recht die gebührende Ehre von der Welt. Um dieſe zu erlangen, erdachte er ſein Weltſyſtem, das mit der kleinlichen Kenntniß früherer Jahrhunderte, mit den Anſichten und täglichen Erfahrungen der Menſchenmenge und mit dem Wortlaut der heiligen Schrift mehr als das Copernikaniſche übereinzuſtimmen ſcheint. Aber er ſelbſt hat durch ſeine treue Beobachtung eines einzelnen Weltkörpers, des Planeten Mars, das Syſtem ſeiner Eitelkeit zu Schanden gemacht; die Marsbahn iſt eine Ellipſe, das laſſen ſeine eigenen Beobachtungen erkennen, und alle andern Planetenbahnen

ſind es auch, denn die Geſetze Gottes zeigen ſich in der Natur von der erhabenſten Einfachheit und gründen ſich überall auf Nothwendigkeit."

Bei dieſen Worten, die Kepler in der Erregung ſeines Herzens mit etwas erhöhter Stimme geſprochen hatte, war Eva von Lobkowitz den beiden Sprechern ſo nahe getreten, daß ſie leiſe ihre ſchöne Hand auf Kepler's Arm legen konnte, der aufſchreckend in das Antlitz der trauernden Dame blickte.

„Verzeiht mir, mein werther Freund, die Dreiſtigkeit, mit der ich die Geſpräche ſo großer Geiſter zu unterbrechen wage, ich bin aber eigentlich dazu von meiner theuern Freundin Frau von Roſenberg beauftragt worden. Sie wünſcht, daß Ihr, Herr Magiſter, recht bald Gelegenheit nehmt, die beiden Geſetze, mit denen Ihr die Wahrheit des Copernikaniſchen Syſtems erläutert und berichtigt habt, den hier anweſenden Damen verſtändlich machen ſollt." Pater Cyſetus ſah der Sprecherin ziemlich verwundert in das hübſche blaſſe Angeſicht und ſagte dann: „Dieſer Aufgabe würde ich wenigſtens mich nicht gewachſen fühlen, mein gnädigſtes Fräulein; auch fürchte ich ſehr, daß der anweſende Damenkreis wenig Unterhaltung an einer derartigen Erklärung finden dürfte, geſetzt auch, daß der gelehrte Magiſter Kepler die große Gabe der Beredtſamkeit hätte, das in Rede

Stehende für Damenohren ganz genau verständlich zu machen."

Eva von Lobkowitz lächelte dem ältlichen Herrn, der dieſe wenig ſchmeichelhaften Worte ausſprach, mit einem Aufluge der Schalkhaftigkeit ihrer glücklichern Jahre zu und ſagte: „Ich bin hier blos Geſandtin einer höhern Macht, die Botin der ſchönen, klugen, ja, wie man ſagt, faſt gelehrten Herrin dieſes Hauſes, Frau von Roſenberg. Die dankbare Schülerin des ehrwürdigen Pater Johannes Fickler meint, daß von allen anweſenden Damen keiner die unerlaßlichſten Vorkenntniſſe fehlen würden, die Erklärung der Geſetze zu verſtehen, die Se. Majeſtät der Kaiſer Wunder menſchlicher Erkenntniß und Wiſſenſchaft genannt und deren Wahrheit der gelehrte Profeſſor Galileo Galilei in Padua durch ſeine Erfindung des großen Sehrohrs, deſſen Conſtruction ihm der hier anweſende Hofaſtronom Herr Johannes von Kepler auch angegeben hat, beſtätigt, durch den Augenſchein beſtätigt geſehen habe."

„Auch davon habt Ihr ſchon gehört, edles Fräulein?" fragte Pater Cyſetus mit ſehr freundlichem, faſt väterlichem Tone. „In der That, die Damen am Hofe zu Prag verdienen den Ruf der mit Gelehrſamkeit und hoher Bildung vereinigten Schönheit, den ſie weit und breit genießen."

„Eigentlich iſt es freilich nur die edle Gräfin von Roſenberg, der die Damen Prags dieſen Ruf verdanken“, lächelte Eva, „und in der That iſt Polixena eine Frau, deren Namen man einſt dem einer Aspaſia an die Seite ſetzen wird.“

Kepler zuckte bei dieſer Rede ſichtbar zuſammen und erklärte ſich dann bereitwillig, den Befehlen der Frau Gräfin und des edlen Fräuleins nach beſten Kräften gehorſam zu ſein.

Mit leichtem Schritte trat er zu dem Tiſch der Damen, wo Frau von Roſenberg ihm bereits neben ihrem eigenen Sitze Platz gemacht hatte, und verſuchte gar nicht erſt eine Entſchuldigung über die Unſchmackhaftigkeit ſeines Themas vor den Zuhörerinnen auszudrücken. Frau von Roſenberg ſchaute nachdenkend in die braunen Augen ihres gelehrten und in dieſem Momente offenbar nicht wenig verlegenen Freundes. Kepler's Stirn war tief erbleicht, und die Hand, die er auf die Marmorplatte des Tiſches legte, zitterte ſichtbar.

„Soll ich Ihnen, meine Damen“, ſagte er ernſthaft, „durch trockene mathematiſche Figuren erläutern, was nur darum ſo groß, ſo erhaben iſt, weil es den Beweis liefert, daß nach Gottes allmächtigem Willen die Sterne ihre Bahnen nach feſtſtehenden Geſetzen in unſtörbarer Regelmäßigkeit wandeln, und daß in der Natur Kräfte exi-

ſtiren müſſen, die von Stern zu Stern durchs ganze Weltall wirkend die heilige Ordnung der Natur erhalten? Werden Sie Theil daran zu nehmen im Stande ſein, wenn ich Ihnen auseinanderſetze, daß die mathematiſchen Linien, die ich Ihnen hier auf eine Schiefertafel zeichnen kann, in den ungemeſſenen Fernen, wo die Planeten ſich bewegen, eine tiefe, ungeheure Bedeutung annehmen? Verzeihen Sie mir, wenn ich das nicht kann! Es ſcheint mir der Frauenſeele angemeſſener zu ſein, ſich mit der Gewißheit zu begnügen, daß Gottes Wille die Heere der Sterne an dem Bande ſeiner Allmacht durch die Himmelsräume führt und daß die Geſetzmäßigkeit der Schöpfung eben wie ihre Schönheit uns Erdenbewohnern kund wird durch das Auge, dieſen kleinen Spiegel, der aber fähig iſt, in ſich die Unermeßlichkeit des Weltalls in ihrer ganzen erhabenen Schönheit aufzunehmen."

Der Gelehrte richtete ſich nach dieſen Worten von dem Seſſel, den er eingenommen, wieder empor. Jede Spur von Befangenheit war aus ſeinem edlen Antlitz verſchwunden, ein hohes Selbſtbewußtſein, das von dem Ausdruck echter Beſcheidenheit gemildert und verklärt erſchien, wie etwa das Licht der Morgenſonne verklärt iſt durch die leichten Wölkchen, die in kurzer Zeit als erfriſchende Thautröpfchen zur dürſtenden Erde

niederſinken, von der ſie emporgeſtiegen ſind, lag in ſeinen Zügen, zu denen die Anweſenden wie zu denen eines Götterbildes jetzt emporblickten.

Polixena war von einem ſichtbaren Zittern ergriffen. Sie ſtreckte ihre Hand zu ihm empor, ſie wollte ihm zurufen: „Verzeihen Sie die Unüberlegtheit meiner Anforderung!“ aber die Zunge verſagte ihr, ſie ſtützte ſich feſt und feſter an den Seſſel, auf dem ſie neben Kepler geſeſſen hatte, und plötzlich fühlte ſie ſich wanken und lag, von tiefer Schwäche angewandelt, einen Moment lang bewußtlos in den Armen des faſt aufrecht ſtehenden Mannes.

Faſt im Moment dieſes ſeltſamen und die Geſellſchaft beunruhigenden Ereigniſſes war Apollonia eingetreten, ihrer gütigen Herrin und Wohlthäterin Hülfe zu leiſten; doch bedurfte es für Kepler nicht des bedeutungsvollen Blickes ihrer Mutteraugen, um ihn zum vollen Bewußtſein des Moments zu bringen. Der gewiegteſte Weltmann hätte ſeine Ruhe nicht feſter behalten können in dem Kreiſe der ihn umgebenden vornehmen Beobachter, als der junge ſchwäbiſche Magiſter, der die ſchöne Geſtalt der Frau, die das Ideal ſeines Herzens war, ohne nur mit der Wimper zu zucken, in die Arme der Dienerin legte, die allein wußte, was ſich wahrſcheinlich im Herzen ihres geliebten Sohnes regte.

Und doch erkannte Apollonia die Regungen in Kepler's Herzen nicht mit der ihr ſonſt eigenen Sicherheit; ſie konnte es nicht, keine Frau hätte es gekonnt, denn keine Frau weiß, welche Macht die Erhabenheit der Wiſſenſchaft auf das nach ihren höchſten Höhen ſtrebende Männerherz ausübt.

Johannes Kepler, deſſen ſtill, aber mächtig ſich entwickelnder Leidenſchaft für Polixena ſeine Familienverhältniſſe und ſein ernſtes Pflichtgefühl keinen Damm hatte entgegenſtellen können, der vor kurzem noch einen Moment gefühlt hatte, daß es möglich geweſen wäre, ſein religiöſes Bekenntniß, für das er ſo viel gelitten, der Ausſicht auf die Möglichkeit ihres Beſitzes zu opfern, der, neben ihr in heißer Leidenſchaft entbrennend, die über ſeinem Familienkreiſe als drohende Wolke hängende Schande hatte außer Acht laſſen können, der die Gefahr, die über der Stadt, ſeiner Familie und ſeinen Glaubensgenoſſen ſchwebte, kaum beachtet hatte, verließ das Haus Polixena's als ein von ſchwerer Krankheit Geneſender.

Zerſtreut war in ſeiner lichten Seele das wilde Gewölke der Leidenſchaft, Frau von Roſenberg war ihm von dieſem Tage nichts Anderes mehr, als die Erſcheinung, die dem knabenhaften Jüngling einſt auf dem rebenumrankten Balkon in Tübingen gezeigt, welche Bedeutung Frauenſchönheit für des Mannes Herz haben kann.

Sechstes Kapitel.

Während Johannes Kepler ſein Leben in Prag in tauſendfachen Sorgen und Kämpfen hinbrachte und daneben den trüben Zeiten, die am politiſchen Himmel Deutſchlands emporzogen, nicht ohne große Unruhe entgegenſah, war ſeine Familie in Schwaben in der ſteten feſten Ueberzeugung, daß das Glück ihn wie keinen andern Erdgeborenen in ſeinen goldenen Armen trage.

War er doch ein vornehmer, hochgeehrter Mann am kaiſerlichen Hofe, hatte eine reiche und ſchöne Frau, die ungeheure Summe von 2000 Gulden jährlichem Gehalt und einen Ruhm, der ſelbſt bis in die kleinen Städtchen Schwabens ſeinen Weg gefunden. Denn Domine Mäſtlin in Weil der Stadt, der einſt die verurtheilte Streicherin zum Scheiterhaufen begleitet und die Apollonia Wellinger in ihrem ſtillen Hauſe in Magſtatt aufgeſucht hatte, der ſtrenge Bruder von Kepler's Lehrer in Tü-

bingen, deſſen Lippen dem Jünglinge einſt die großen Lehren des Copernicus zugeflüſtert hatten, erzählte im Kreiſe ſeiner Bekannten ſehr oft von dem großen Mann, der aus ſeiner Heimat, ſeiner Gemeinde ſtamme und von ihm gewiß das Bad der heiligen Taufe empfangen haben würde, wenn ſeine Mutter ihn nicht um mehrere Wochen zu früh beim Beſuch im Hauſe von Verwandten zur Welt gebracht hätte. Das Leben in den drei kleinen Städtchen, die bis auf den heutigen Tag darauf Anſpruch machen, den größten Gelehrten, den edelſten Menſchengeiſt ſeiner Zeit den Ihrigen zu nennen, war ſeit Kepler's Geburt und den Tagen, da man ſeine arme, halb wahnſinnige Mutter der Hexerei beſchuldigte, wenig verändert, wenn es gleich in der Natur der Sache liegt, daß die einzelnen Menſchen an ſich die Veränderung erfahren, die wir alle, alle ohne Unterſchied, im kurzen Lauf der Jahre erfahren müſſen. Die Knaben waren Männer, die jungen Mädchen Matronen, die Männer und Frauen Greiſe und Greiſinnen geworden. Domine Mäſtlin war ein gar alter Herr, hielt ſich aber noch aufrecht und wacker, und ſeine Predigten waren ebenſo lang und ebenſo eifrig als ſonſt, da ſeine Stimme noch lauter als jetzt durch die Hallen der Kirche donnerte. „Eifern iſt gut, wenn man für die Sache Gottes eifert!“ war der apoſtoliſche Wahlſpruch des würdi-

gen Herrn, dem es im Grunde genommen doch recht lieb war, daß der Apollonia Wellingerin, die zu ihrer Zeit gar ein ſanftes und hübſches Weiblein geweſen, die Buhlſchaft mit Satanas nicht hatte erwieſen werden können und der durch ſeinen Bruder ein wenig davon benachrichtigt war, daß die Angeklagte von damals ſich in der Nähe des hochvornehmen, aus Weil ſtammenden Hofaſtronomen Kaiſer Rudolf's Johannes Kepler, in der Reſidenzſtadt Prag befinde.

Domine Mäſtlin erinnerte ſich des quäſtionirten Kepler noch aus der Zeit, da derſelbe der erklärte Lieblingsſchüler des Magiſter Beilmann und ein gewecktes und beſcheidenes Bürſchchen geweſen war, denn Domine Mäſtlin war mit Beilmann gut bekannt geweſen und hatte ihn als Lehrer immer hochgeſchätzt, wenngleich er eingeſehen, daß deſſen Lauheit gegen das gereinigte Evangelium ihn nicht zu einem Kirchenpfeiler, wie er ſelbſt es geworden war, eigne.

Beilmann ſchlief lange ſchon den ewigen Schlaf; er hatte noch die große Freude gehabt, den raſch aufwachſenden Ruhm ſeines einſtigen hochgeliebten Schülers zu erleben, und Johannes Kepler hatte es nicht unterlaſſen, jedes ſeiner in der gelehrten Welt ſo großes Aufſehen machenden Bücher dem Mann zu überſenden, der in ſeiner Seele den Grund zu dem Streben gelegt hatte, das

ihn mit heiligem Eifer trieb, die Größe ſeines Schöpfers in der Schöpfung zu ſuchen. Chriſtoph Kepler war Zinngießer in Leonberg, ein geſchickter, ehrbarer und in ſeiner Heimat wohlberufener Handwerker, ſehr ſtolz auf ſeinen vornehmen Bruder, den Mathematikus, und nicht weniger auf ſein Schweſterlein, die Frau Pfarrerin Margarethe Binder in Heumaden. Heinrich Kepler war, wie ſein Vater, lange Zeit mit ſeinem ausländiſchen Weibe verſchollen geweſen, hatte ſich aber unlängſt ohne daſſelbe in der Heimat wieder eingefunden und im großen Unfrieden mit ſeiner Mutter in deren Hauſe eingerichtet. Katharina Kepler war ſehr alt geworden, aber noch ebenſo unruhig, ebenſo ſtörriſch und ebenſo unglücklich als in den Jahren ihrer Jugend und Schönheit, und dieſe Eigenſchaften waren es denn auch geweſen, welche die unglückliche Frau in die ſeltſamen Zerwürfniſſe gebracht hatten, von denen ihre Kinder und Freunde ihrem Sohne Johannes Kepler, deſſen Stellung am kaiſerlichen Hofe ſie für faſt allmächtig hielten, geſchrieben hatten.

Das Leid und die Schande ſeiner Mutter war eine große Laſt mehr, die das Schickſal den vielfachen Erdenlaſten, die auf Kepler's Herzen lagen, hinzufügte.

Kepler hatte von ſeiner Kindheit an mitten unter den dogmatiſchen Streitigkeiten ſeines Zeitalters gelebt, er hatte unter denſelben ſelbſt mannichfach gelitten und

ihm befreundete Herzen darunter leiden ſehen. Er hatte aber auch unter allen Glaubensparteien Menſchen gefunden, die er ehren und lieben mußte, nicht nur weil ſie ihm Gutes gethan, ſondern weil ſie das Gute mit vollkommenem Ernſt und aus echter Frömmigkeit gethan hatten. Er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine Freunde und Schützer, die gelehrten Jeſuiten, ebenſo zu ehren als ſeinen alten Lehrer, den ſtrengen Proteſtanten Oſiander, und in Rabbi Löw, dem trefflichen prager Juden, erkannte ſeine Seele ja auch ein echtes Kind Gottes, wie auch in dem trefflichen Apian, der, wie Kepler ſelbſt, ſich geweigert hatte, die Concordienformel zu unterſchreiben.

Daß der Glaube eines Menſchen, der ihm ja faſt immer durch Geburt und andere zufällige Umſtände ſeines Lebens überkommt, nicht der Maßſtab ſeines moraliſchen Werthes ſei, hatte Kepler der Proteſtant längſt mit Klarheit erkannt. Und dennoch fehlte ſeiner großen Seele nicht das ſo echt menſchliche Sehnen nach einer innigſten Vereinigung mit Gott, der für ſein weiches Menſchenherz nicht der ſtrenge Jehovah der Juden war, deſſen Zürnen über die Sündhaftigkeit ſeiner eigenen mangelhaften Geſchöpfe das blutige, grauſame Opfer eines edlen Schuldloſen verſöhnen mußte. Seinem weichen, liebreichen Menſchenherzen lächelte Gott, die erhabene Weltſeele, liebevoll aus jedem Sonnen-

ſtrahl, groß und allmächtig aus jedem lichten Sterne entgegen. Die Geſetze, die das Weltall in ſeinen Bahnen erhalten, ſuchen, war für ihn Gottes Wille, und in der Kenntniß der Regelmäßigkeit, Geſetzmäßigkeit und Schönheit des Weltalls erkannte er den Geiſt der Welt, den erhabenen Gottesgeiſt, der durch alle ſeine Geſetze das Beſtehen und Wohlbefinden des großen Weltganzen und jedes kleinſten Einzelweſens bezweckt. Gott in der Natur zu ſuchen und zu finden war ſeine Religion, und er war in derſelben der Vorgänger vieler großen Menſchenherzen und als ſolcher auch der Märtyrer derſelben.

Die Religion jedes Menſchen ſoll ſeine Stütze und ſein Stab ſein in den Drangſalen des Erdenlebens; ſie ſoll ihn muthig machen zur Erfüllung ſeiner Pflichten, feſt gegen die Verſuchungen der Leidenſchaften, getreu auch in den kleinlichen Pflichtanforderungen, die die Verhältniſſe an ihn machen, und dieſen Stab und dieſe Stütze fand Kepler's große Seele nicht in dem engen, kalten Buchſtabenglauben des Proteſtantismus ſeiner Zeit, in dem er geboren und erzogen worden war, ſondern vollſtändig in der erhabenen Wiſſenſchaft, der er ſein Leben hingab. Als Polixena von Roſenberg die Erkenntniß, die er mit Anſtrengung all ſeiner Kräfte als eine große heilige Wahrheit aufgefunden, zum Unterhaltungs-

gegenstand eines Kreises vornehmer Damen zu machen wünschte, sank sie plötzlich vor seiner Seele herab von dem erhabenen Standpunkte, auf den er selbst sie gehoben. Sie war nicht mehr die großdenkende Freundin, geschaffen und befähigt, mit ihm die unendlichen Hallen des Weltalls zu betrachten und staunend und selig anzubeten. Sie war ein Weib, schön und gut, vielleicht sogar ihm wahrhaft ergeben, aber eben diese Ergebenheit konnte für ihn und sie selbst eine Versuchung zu niedriger Treulosigkeit, ein Irrweg zu ehrlosem Pflichtvergessen werden. Jetzt erst verstand Kepler seine mütterliche Freundin Apollonia vollkommen, und sein Herz dankte ihr mit tiefer Rührung, daß sie ihm die Demüthigung ersparte, ein Gefühl vor menschlichen Ohren auszusprechen, das unerlaubt und unrein ward eben schon durch das bloße Wort.

Der Gelehrte verließ die Säle der Frau, die sein Männerherz noch vor Stunden wie eine Gottheit anbetete, mit der festen Ueberzeugung, daß es ihm schädlich sei, ihre Nähe allzusehr zu suchen, daß vielmehr die Pflicht gegen sein Weib von ihm fordere, die stolze Dame, die eine Kaiserin hätte sein können, zu meiden, weil man kein fremdes Weib anblicken soll mit dem Gefühle des Begehrens.

Durch die schmuzigen Straßen schreitend, die seine

kleine bürgerliche Wohnung von dem glänzenden Rosenberg'schen Palast schieden, in welchem er so viele Stunden eines träumerischen Glücks genossen, gedachte er fast unaufhörlich seines armen verschollenen Vaters, dessen Schuld gegen seine arme Mutter ihm stets so groß, so unsühnbar erschienen war.

Was hatte Heinrich Kepler denn mehr gethan, als die begehrlichen Männeraugen zu einem schönen Weibe erhoben, als er lange schon einem andern eheliche Treue und Liebe, Treue in Noth und Tod, Treue in gesunden und kranken Tagen, Treue in Glück und Leid geschworen hatte?

Die Straßen des nächtlichen Prag waren noch still und friedlich; einzelne Wächter, zu den Aufgeboten gehörig, die Polixena's Schwager, der protestantische Herr von Rosenberg, gegen das Andrängen des passauer Kriegsvolks geworben hatte, durchschritten sie lautlos, und manches Haupt, dessen Sturmhaube ein bekanntes Gesicht deckte, neigte sich grüßend vor dem stillen Gelehrten, den man in Prag als aufrichtigen Protestanten und dennoch redlichen Diener des schwachen und bei keiner Partei seiner Unterthanen geehrten oder geliebten Kaisers kannte.

Kepler's Wohnung war dem Kaiserpalast nicht allzu fern, auch nicht sehr weit von dem stolzen Hause, das

Tycho de Brahe einſt als kaiſerliches Geſchenk beſeſſen hatte. Nur aus einem der niedern Fenſter, aus dem des Schlafzimmers ſeiner lieben Kinder, blickte Licht in die dunkle Gaſſe hinaus, aber auch das war für den heimkehrenden Hausvater eine ungewohnte Erſcheinung. Sonſt lag um dieſe Zeit Alles im tiefen Schlafe. Wenn er leiſe den Bart ſeines Schlüſſels in das Schlüſſelloch ſteckte, hörte ihn Niemand, und er ging auf ſein Zimmer, ohne zu ſtören oder geſtört zu werden. Kepler war abends von Hauſe oft abweſend, nicht eben in Geſellſchaft, denn er beſuchte keine andere als die der Gräfin von Roſenberg, doch war er bisweilen auf des Kaiſers ausdrücklichen Befehl bei Rudolf's aſtrologiſchen Forſchungen anweſend und arbeitete zu andern Zeiten auf Tycho's Sternwarte, wo er die ſchönen, von dieſem Gelehrten nachgelaſſenen Inſtrumente allein anzuwenden das Recht hatte und auch deſſen ſonſtigen gelehrten Nachlaß benutzen durfte. Es war das für ihn von großem Nutzen, hatte ihm aber auch viele Kämpfe und Streitigkeiten mit Tycho's ungelehrten und ungroßmüthigen Erben gekoſtet. Der ſtrebenden Seele des unermüdlichen Forſchers war jedoch nichts zu ſchwer, wo es galt, die heiligen Räthſel im Buche der Natur zu entziffern, und ſelbſt die Demüthigungen der ſtolzen Nachkommenſchaft ſeines ſtolzen Vorgängers nahm er ohne Zorn und Empfindlichkeit hin, nur eins

feſt im Auge behaltend, daß Tycho's getreue vieljährige Beobachtungen der Marsbahn ihm, der dieſelben vom richtigen Standpunkte aus betrachtete, und Tycho's ſchöne Inſtrumente ihm und ſeinen Beſtrebungen zur Erforſchung der Geſetze des Weltſyſtems und durch ihn der Menſchheit von nnberechenbarem Nutzen ſein mußten.

Als Johannes ſeine Blicke von dem Fenſter abwendete, hinter dem das Licht brannte, das ihm von der wahrſcheinlichen Krankheit eines ſeiner Kinder erzählte, richteten dieſelben ſich unwillkürlich nach dem dunklen Punkte am Winterhimmel, den er als die Sternwarte kannte, wo ſeinem treuen Forſchen jene beiden großen Naturwahrheiten klar geworden, die die Welt jetzt unter dem Namen der beiden erſten Kepler'ſchen Geſetze kennt, und dabei erfüllte ein Gefühl ſein ganzes Ich, das Menſchenworte ſchwerlich auszuſprechen vermögen, ein Gefühl der Freude, ſo beſeligend, daß man ſie faſt übermenſchlich hätte nennen mögen. Glühenden Antlitzes trat er ein in ſein kleines Haus, das der ſtolze Däne als das armſelige Neſt eines Bettlers verachtet haben würde, aber wie wenig dachte Kepler jetzt an den Stolz und die Anmaßungen ſeines Vorgängers. Von ſeinem kleinen Zimmer hinüberſchauend nach dem ſtattlichen Palaſt des Dahingeſchiedenen, faltete er die Hände und flüſterte leiſe: „Ich danke Dir, Tycho, o wie danke

ich dir, und wie beklage ich dich, armer irrender Menſchengeiſt! Dein edler Fleiß nicht allein, auch ſelbſt deine Schwäche, die Eitelkeit, die dich an einem kleinlichen Syſtem feſthalten ließ, weil es ein Syſtem deiner eigenen Erfindung war, hat mir das erhabene Glück geſichert, das Geſetz zu erforſchen, nach dem die Planeten und ihre zahlreichen jüngern Geſchwiſter, die Kometen, ſich in den unendlichen Himmelsräumen bewegen. O nichts iſt es, daß man einſt meinen Namen neben dem des erhabenen Copernicus nennen wird, bis die Himmel veralten werden wie ein Kleid; was mich ſo reich und freudig macht, iſt einzig die Ueberzeugung, daß die Wahrheit einen Zipfel ihres Schleiers vor meinen ſtaunenden Menſchenaugen lüftete. Aber ſo gewiß Gott lebt und mich gewürdigt hat, einen Blick in das Heiligthum ſeiner Schöpfung zu werfen, ſo gewiß ſoll auch deiner gedacht werden, Tycho de Brahe, fleißiger Forſcher im Buche der Natur, treuer Leſer ſeiner heiligen Schriften. Habe Dank, Tycho, habe Dank!“ Ein glänzendes Licht zuckte in dieſem Augenblick in der Nähe von Tycho's Palaſt über die dunklen Himmelsräume und ſchien ſekundenlang die dunklen Wolken des winterlichen Nachthimmels zu theilen — ein Meteor von glänzender Schönheit. „Das war dieſſeits des Gewölkes, kein aus unendlichen Fernen zu uns herüberſtrah-

lender Stern", flüſterte Kepler, der ernſte Beobachter der Naturerſcheinungen. „Das war ein Gebilde, der Erde angehörig, zu der es wieder zurückgekehrt iſt."

Er hatte ſich bei dieſen Worten von ſeinen Knieen erhoben und lehnte ſich, die Rauheit der Winternacht nicht in Anſchlag bringend, weit aus dem geöffneten Fenſter. Weit ab, auf der Seite des Laurenzibergs, war der Himmel geröthet und Flammen zuckten vom Horizont empor.

„Dort lagern die Paſſauer, ein Dorf ſteht, keine Meile von Prag, in lichten Flammen. Gott ſei den friedlichen Landleuten gnädig, die ſich jetzt in den Händen jener Mordbrenner und Unholde befinden. Aber ich will zu den Meinen gehen, zu meinen Kindern und meinem armen Weibe, deſſen Herz gewiß von Angſt erfüllt iſt vor dem Unheile, das jetzt auch unſere ſtille und friedliche Heimat bedroht und ſie in kurzem vielleicht in einen Aſchen- und Schutthaufen verwandeln wird."

In der nächſten Minute befand Kepler ſich in der Schlafſtube ſeiner Kinder, wo auch Barbara ſich für dieſe Nacht hatte ihr Bett aufſchlagen laſſen.

Sie ſaß in demſelben aufrecht, und war verſtört und erſchrocken, ſowohl durch die glänzende Himmelserſcheinung als auch durch die Feuerzeichen am Hori-

zonte, die von ihrem Bette aus deutlich durch das Fenſter zu erblicken waren.

„Unſere kleine Magdalene iſt krank, Johannes, recht ſehr krank, und ich war ſchon recht in Angſt ihretwegen und hätte am liebſten einen Boten nach Dir geſendet, oder auch nach der klugen Großmutter Apollonia, die für Alles, Fieber und Reißen, für Zahnweh und Bauchgrimmen ſo gute Mittel hat", ſagte Barbara ſehr eilig. „Schau' Dir nur das Kind an, Johannes, und Gott wolle geben, daß Hülfe nicht zu ſpät kommt."

An das reinliche Bettchen ſeines fiebernden Kindes tretend, konnte Kepler ſich allerdings nicht darüber täuſchen, daß das kleine Weſen ſehr krank ſei.

„Lege Du Dich jetzt ruhig nieder, meine liebe Barbara", ſagte er, ſeinem Weibe freundlich die Hand reichend. „Du weißt, daß mir das Nachtwachen nicht ſchwer fällt, da es zu meinem Lebensberufe gehört, Du aber wirſt ſchon müde ſein und biſt überhaupt noch angegriffen von Deinem Wochenbette. Gott erhalte uns allen Deine Kraft und Geſundheit, Du aber vernachläſſige nicht, ſie nach beſter Möglichkeit zu ſchonen."

„Ja, dazu iſt gerade auch alle Möglichkeit vorhanden", entgegnete Barbara. „Eine große Wirthſchaft, die beſorgt werden muß mit einer böhmiſchen Magd, fünf Kinder, darunter jetzt wieder ein Säugling und

das vorjüngſte krank. Der Ludwig und das Margarethlein gehen zur Schule und müſſen um acht Uhr ſchon fertig gewaſchen und angezogen ſein, und mein eigen Töchterlein, kaum neun Jahre alt, ſoll dabei ihnen helfen. O 's iſt ihr, dem adligen Fräulein, nicht an der Wiege geſungen, daß ſie ſchon in der Kinderzeit wird ſchwer arbeiten und ihren Stiefgeſchwiſtern aufwarten müſſen."

„Beruhige Dich, meine arme Barbara", ſagte Kepler, die Hand ſeiner Frau ſtreichelnd. „Ich weiß, Du arbeiteſt für uns alle und erziehſt unſere Kinder gut, ſie ebenfalls an Thätigkeit und Arbeit gewöhnend; ich ſage, unſere Kinder, denn ich habe gegen Deine Tochter erſter Ehe ſtets ein aufrichtiges Vatergefühl gehegt und wüßte keinen Unterſchied in meinem Herzen zwiſchen ihr und ihren jüngern Geſchwiſtern."

Barbara zuckte mit einem häßlichen Ausdruck ihres ſchönen Geſichts die Achſel. „Gut für die, welche das glauben", ſagte ſie recht bitter. Die Nachtwache, Kepler's ſpäte Heimkehr und die Angſt um das kranke Kind hatten ſie wieder einmal verdrießlich gemacht, und die ſanfte Freundlichkeit und ruhige Würde ihres Gatten übten kaum einen beſchwichtigenden Einfluß auf ihr verſtimmtes Gemüth.

Barbara Kepler gehörte zu den Perſonen, die ſich

ihrer Vorzüge in jedem Augenblick voll bewußt und bereit ſind, ſie ihren Umgebungen als Verdienſte vorzuzählen. Sie war in der That eine ſparſame, thätige Hausfrau; ſie war ſehr hübſch, aus guter Familie und ſelbſt jetzt nach vielen Verluſten, die ſie in Steiermark erlitten, nicht ohne Vermögen. Wenn ſie aber dieſes Alles ihrem ſtets liebreichen Gatten als ihr großes Verdienſt aufzählte, ſo unterließ ſie andererſeits nicht, ihm die Unglücksfälle, welche ſie betroffen, das unregelmäßige Eingehen ſeiner Einkünfte, die häufige Kränklichkeit der Kinder, ja ſelbſt die ängſtliche und unruhvolle Zeit, in der ſie lebten, als Folgen ſeiner Fehler vorzurechnen.

Kepler war an dieſe ſonderbare, wenngleich nicht eben ſeltene Art ſeiner Frau ſchon gewöhnt und die unverwüſtliche Freundlichkeit und milde Ruhe, die er ihr entgegenſetzte, hatten ihren Grund erſtlich in der tiefen, faſt unerſchöpflichen Güte ſeines Charakters, dann aber auch in dem ihm ſtets gegenwärtigen Bewußtſein, daß er die Mutter ſeiner Kinder wirklich nicht ſo liebte, wie er nach ſeiner Anſicht von den Pflichten der Ehe ſie hätte lieben ſollen und können, wenn ſie eben anders oder, wie er ſich ſchamvoll anklagte, eine Andere geweſen wäre.

Es waren noch nicht viele Stunden verfloſſen, ſeit er dieſe Andere auch als ein Weib mit weiblichen Fehlern und Schwächen erkannt und ſich ſelbſt das ſtille Ge-

lübde geleiſtet hatte, dem Weibe, welchem er Treue gelobt, nicht nur die freundlichſte Nachſicht zu gewähren, ſondern auch jeden ohne Heuchelei möglichen Liebesbeweis zu geben.

„Jetzt iſt die Zeit, dies Gelübde zu halten", flüſterte die Stimme ſeines edlen Herzens ihm zu.

„Komm, Barbara, mein liebes, müdes Weib", ſagte er, und ſeine Stimme war ſo mild und zärtlich, daß ſie wie Sonnenlicht in das Herz der Hörerin fiel, „lege Dich jetzt nieder, hier, wo ich auch Deinen Schlaf neben dem unſeres kranken Kindes bewachen kann. Morgen mit dem Früheſten gehe ich hinab in den Ghetto zu Rabbi Löw und bringe ihn hierher, daß er unſerer Magdalene ſeine ärztliche Hülfe ſpende." Er hatte bei dieſen Worten ſie zärtlich auf die weiße Stirne geküßt, und als er ſich von ihr abwenden wollte, um an das Bett des Kindes zu gehen, fühlte er, daß ſie ſchluchzend die Arme um ſeine Schultern ſchlang und, ſein Haupt zu ihren Lippen niederziehend, ſeine Augen zärtlich küßte. „Was haſt Du? Warum weinſt Du, mein liebes Weib?" fragte er mit der ganzen zarten Milde ſeines Weſens.

„O Johannes, mein herzlieber Mann, ich habe nur das Eine, aber das iſt mir ſchwerer als alles Andere, die Gewißheit, daß ich Deiner nicht werth bin, und daß ich dies auch nie geweſen bin, noch werden

kann. Ich habe das Gefühl in meinem Herzen oft, mehr als einmal wenigstens schon gehabt. Du bist so gut und liebst mich immer, immer mit treuem, redlichem Herzen, und was ich auch thun mag, Deine Liebe bleibt immer dieselbe. Jetzt war ich so ärgerlich wieder; ich schalt in meinem Herzen auf Dich und blieb eben nur munter, um Dir böse Worte zu sagen, weil Du unter den vornehmen Leuten gewesen bist, während ich hier bei den Kindern verweilen mußte. Du aber dachtest bei Deiner Heimkehr an nichts Anderes als an meine Ruhe und Bequemlichkeit. Du nanntest meine Tochter so liebevoll Dein Kind und sagtest, daß Du keinen Unterschied zwischen ihr und Deinen eigenen Kindern machtest. Du siehst auch in der stolzen Damengesellschaft, wo sie Dich alle wie ein Wunder anstaunen, weil Du der größte Gelehrte in der Welt bist, nach keiner der stolzen Schönheiten, die Dir schmeicheln, und denkst nur an die arme Barbara, Dein treues Weib, zu Hause. Mit Deinen gelehrten Schriften hast Du für mich den Ofen warm gemacht, als unser Ludwig geboren wurde. O, ich weiß es wohl, und das Herz thut mir weh, wenn ich bedenke, wie wenig werth ich der großen Liebe bin, die Du für mich in Deinem edlen Herzen trägst."

In der ernsten Männerseele des Gelehrten regte

ſich bei dieſen Worten ſeines ſchlichten Weibes ein tiefes Gefühl des Mitleids mit ihr und der Scham vor den ihr ſo unbekannten Empfindungen ſeines eigenen Herzens. Es war ihm nicht möglich, die aufrichtigen Liebkoſungen Barbara's zu erwidern. „Beruhige Dich, mein Weib, Du biſt krank", war Alles, was er ihr zuflüſtern konnte. Er hätte einen Tropfen ſeines heißeſten Herzblutes darum gegeben, wenn er ihr, ihr ſelbſt, der Betheiligten, hätte geſtehen dürfen, daß falſche Regungen faſt von Beginn ihrer Ehe ſich in ihm geregt hätten, daß ſie, ſein Weib, die Mutter ſeiner Kinder, nicht einen Moment lang das Ideal ſeines Lebens geweſen und daß er das nicht wie eine Schuld der Fehler ihres Charakters, ſondern wie ein Vergehen, von ſeinem eigenen Willen bedingt, mit Reue und Schmerz fühle. Wohl wußte er, daß ſeiner Frau gegenüber er ſich eine ſolche Herzenserleichterung nicht geſtatten dürfe, und Alles, was er zur eigenen Befriedigung thun konnte, beſtand darin, daß er ſich das Gelübde leiſtete, in jedem Moment ſeines künftigen Lebens auf ſeiner Hut zu ſein, daß nie eine Gefühlsverirrung mehr, welcher Art ſie auch ſein möge, in ſeinem Herzen Platz finde.

„Kein irdiſches Weib kann Gegenſtand meiner Liebe ſein", ſagte er ſich ſelbſt, „nur mit der göttlichen Urania ſoll die Mutter meiner Kinder mein Herz theilen. Alle

Sorgen meines Lebens, alle irdiſchen Gefühle meines Männerherzens, jede Wallung meines Blutes ſoll meinen Kindern gehören und deren ſchöner, liebevoller Mutter, und ſelbſt bei den Beſtrebungen und Erfolgen in meiner erhabenen Wiſſenſchaft will ich mich bemühen, es nie aus den Augen zu laſſen, daß ſie nicht nur die volle Glückſeligkeit meines Geiſtes, ſondern auch das Mittel ſein muß, meinen Kindern und meinem Weibe das tägliche Brod und jede ihnen erwünſchte Lebensfreude zu erringen und zu ſichern."

Barbara hatte ſich, während dieſe Gedanken das Herz ihres Gatten erfüllten, wie ein Kind in ſeinen Armen in den Schlaf geweint und er ſuchte ſie auf die Kiſſen niederzulegen, ohne den Schlummer von ihren Wimpern zu ſcheuchen. „Schlaf wohl und träume ſüß", dachte der Gatte, als ihm das gelungen war, „ich will, während ich unſer krankes Kind bewache, keinem Gedanken an Irdiſches mehr Raum geben, ſondern nur mich beſchäftigen mit den ewigen Bahnen der ewigen Sterne, die der Erde ſo fern, von ihr nach menſchlicher Erkenntniß ſo unendlich verſchieden und doch ihre Geſchwiſter im unermeßlichen Weltraume ſind."

Als nach dieſer Nacht der Morgen des winterlichen Tages dämmerte, war es Kepler's erſte Sorge, nach dem Ghetto zu eilen und Rabbi Löw's Hülfe für

ſein krankes Kind herbeizuſchaffen. Er verließ, ohne zu frühſtücken, ſein Haus, weil er Barbara, die tief und feſt ſchlief, nicht wecken wollte.

Er war an ſolche kleine Extravaganzen gewöhnt und würde ſehr oft zu eſſen und zu trinken vergeſſen haben, wenn ihn Barbara nicht aus ſeinen Arbeiten geweckt und bisweilen mit nichts weniger als freundlichen Worten an die Pflicht, für ſeinen eigenen Leib zu ſorgen, erinnert hätte. „Es mag wohl gut für mich ſein, daß gerade dieſe Frau die Gefährtin meines Lebens iſt; wie ſie von meinen Beſtrebungen und Arbeiten, verſtehe ich nichts von den Dingen dieſer Welt, die ihr Zweck und Vergnügen ſind. Meine Anlagen und Neigungen zwingen mich dieſelben gering anzuſchlagen, und ich blöder Thor ſchätzte mein Weib nicht nach Würden, weil ich ſie nicht verſtand; ſie aber, um wie viel beſſer und beſcheidener als ich, hat, obſchon ſie mich auch nicht zu verſtehen fähig war, die Liebe, das erhabenſte Heiligthum der Menſchennatur, in ihrem treuen Herzen bewahrt. Ich ſoll ſie lieben, ich will ſie lieben und ich werde ſie lieben, ſie iſt mein Weib, mir von Gott übergeben, und es iſt eine Thorheit, eines Mannes unwürdig, die Gedanken herumſchweifen zu laſſen auf den Körper- oder Seelenreizen eines Weibes, von welchem Schickſal und Verhältniſſe ihn unwiderruflich trennen! Armer Vater,

arme Mutter! Euer Beiſpiel ſoll meinem Leben zur Lehre dienen; ich will lieben, wo Gott es gebietet, denn jedes Gottesgebot muß für die Menſchenſeele zu erfüllen möglich ſein. Es iſt der erhabene Vorzug des freien Menſchenwillens vor der Natur, daß er ſein Wollen mit Bewußtſein vereinen muß, mit Gottes Willen, der ſich ihm in den Moralgeſetzen ausſpricht, während die Natur ohne Willensanſtrengung im größten Weltkörper und im kleinſten Stäubchen einer Blüte den Geſetzen folgen muß, die ſie in ihren Bahnen erhalten. Die Erde kann nicht aus ihrer Bahn um die Sonne weichen, kann nicht den Mond loslaſſen von dem Bande, das ihn an ſie knüpft. Mich hält keine phyſiſche Macht in den Banden des Geſetzes, aber ich erkenne es als Gottes Willen und werde es erfüllen, weil ich ein Menſch bin, nach Gottes Bilde erſchaffen und durch Chriſti Blut erlöſt. Die Neigung zum Böſen, wie ſie ſich auch verhüllen möge in den Dunſtſchleier zärtlicher und verehrender Gefühle gegen ein anderes Menſchweſen, iſt Teufelswerk, und ich will und werde ihr widerſtehen."

Unter dieſen Gedanken war Johannes Kepler in die Nähe der Behauſung ſeines würdigen Gaſtfreundes gekommen und ſtand an dem Pförtchen des Platzes, der ſchon damals durch hohes Alter ehrwürdig und ſeltſam, einſam und abgeſchieden war, obgleich von allen Seiten

hohe, von jüdiſchen Familien bewohnte Häuſer ihn umgaben. Der Gelehrte trat in die niedrige Pforte und befand ſich einſam in früher Wegesſtunde auf Beth Chaim, dem alten Gottesacker der prager Judenſchaft. Die niedrigen Eibenbäume ſtreckten ihre wie Wurzeln ausſehenden Zweige noch kahl in die trübe winterliche Luft, aber die ſchwärzlichen Knospen an ihren Spitzen waren ſchon geſchwellt von dem Safte, den der nahende Lenz geheimnißvoll zu ihnen emportrieb. Kepler ging mit ernſtem Schritte den Gang hinauf, an deſſen Ende ſpäter der wackere Mann begraben ſein wollte, deſſen Beiſtand und Hülfe er jetzt in Anſpruch zu nehmen kam.

„Heimat der Fremden! Ruheſtätte der Gehetzten und Verfolgten!“ dachte er und betrachtete mit tiefem Intereſſe die hebräiſchen Inſchriften auf den weißen Steinen, von denen mehr als eine damals ſchon den Beſchauer in längſt verfloſſene Jahrhunderte zurückführte. „Da ruht ihr nun alle, friedlich und ohne Harm, die ihr doch gelitten habt, ſo ſchwer, ſo ſchmerzlich wie ich, ja wahrſcheinlich ſchwerer noch und ſchmerzlicher, denn in eurer Seele war nicht der ſüße, milde Troſt des Chriſtenthums, die ſelige, heilige Gewißheit, daß das Blut des Erlöſers für euch vergoſſen ward. Fandet ihr auch ohne dieſe, die jetzt ſo beruhigend in meiner

Seele liegt, die Hoffnung, euch aufzuraffen von dem Verderben der ſchwachen, ſündigen Menſchennatur? Schwach, ja wohl ſchwach und thöricht, und am ſchwächſten und thörichtſten dann, wenn man ſich am ſicherſten dünkt. War nicht der tiefe, glühende Herzenszug, der mich faſt ohne Widerſtreben zu einem Weibe zog, das ich aller großen Gedanken meines Männergeiſtes, aller weichen Gefühle meines Menſchenherzens für ſo würdig hielt, etwas anderes als das Hingeben an ein Gefühl, das den Menſchen ganz und gar an die Erde feſſelt? Fort damit, fort für immer. Meine irdiſchen Pflichten gebieten mir das treue Ausharren an der Seite meines einfachen Weibes, ſogar das liebevolle Aufgeben meiner höchſten Strebungen auf den Pfaden der Wiſſenſchaft, wenn es ihr Glück und das Glück unſerer Kinder, ihren Fortſchritt auf dem Wege zu Gott gilt. Und ich konnte mich ſelbſt ſo mißverſtehen, mir das begehrende Anſchauen eines Weibes zu geſtatten, weil ich glaubte, daß nicht nur ihre Schönheit, ſondern vor allem auch ihre edle Theilnahme an meinen wiſſenſchaftlichen Strebungen mich zu ihr zog! O der Thorheit, der knabenhaften Thorheit, der Sünde, der ſchweren Sünde; denn erklärt nicht Martin Luther, daß ein Jeglicher ſein Gemahl lieben und ehren und züchtig leben ſoll in Gedanken, Worten und Werken? Glücklicher als mein armer verlorener Vater, ſehe ich

mich auf dem Weg zum Abgrunde, da ich noch die Kraft der Umkehr in mir fühle, und umkehren will ich, umkehren in dieſem Moment! Barbara, mein Weib, Mutter meiner lieben Kleinen, nicht umſonſt ſollſt du wie einſt meine Mutter auf den Gatten und Vater mit bangendem Herzen warten, bald bin ich bei euch und bringe mit mir die Hülfe und den Beiſtand, den ich euch zu ſuchen ausgegangen."

Mit feſtem Schritte verließ der Gelehrte den ſtillen, ſeltſamen Platz und befand ſich bald in Rabbi Löw's Hauſe, dem wunderlichen Diener gegenüber, den ſeine Glaubensgenoſſen und viele Andere mit ihnen gar nicht für ein Weſen menſchlicher Art, ſondern für ein durch des weiſen Mannes Kunſt belebtes Thongebilde hielten.

Der arme Bezalel erkannte in dem Fremden, dem er die Thür ſeines Herrn geöffnet, eine der wenigen Perſonen, denen er die Zuneigung ſeines einfältigen Herzens geſchenkt hatte. Mit einem hörbaren Freudenruf ergriff er Kepler's Rockſaum und drückte ihn an ſeine Lippen, wobei er das Wort: „Willkommen!" das ihm ziemlich ſchwer ward, mit großer Deutlichkeit ausſprach.

„Kann ich Deinen Herrn ſehen, jetzt gleich ſehen?" fragte Kepler, den ungeſchickten Kopf des Cretins wie den eines gutartigen Hundes mit der Hand ſtreichelnd.

Bezalel antwortete durch ſein eifrigſtes und freund-

lichſtes Nicken und führte dann voraustretend den Willkommenen in das Zimmer, wo dieſer einſt Pflege und Gaſtfreundſchaft von Herrn und Diener in ſo reichem Maße genoſſen hatte

Hier ſaß in ſeiner gewöhnlichen Kleidung der ehrwürdige Jude, eifrig mit dem Betrachten der Gebäude und Schlöſſer des Hradſchin beſchäftigt, die Sedler, der berühmte Künſtler, in Kupfer geſtochen, eine Kunſt, die damals noch ziemlich neu war.

Er ſtreckte, ſich freundlich von ſeinem Sitze erhebend, dem eintretenden Gaſte über den Marmortiſch, auf dem die Bilder lagen, die Hand entgegen. „Seid mir gegrüßt, mein theurer junger Freund“, ſagte er mit faſt zärtlichem Tone. „Welcher gute Wind hat Euch aus den Zimmern der gelehrten Herren und vornehmen Damen des Hradſchin in den Ghetto zu Eurem alten jüdiſchen Freunde und Diener geführt?“

Es war allerdings nicht zu häufig, daß Kepler Zeit gefunden hatte, den alten, von ihm hochverehrten Mann zu beſuchen, und daher antwortete er ihm mit der Offenheit, die ihm in allen Dingen eigen war: „Ich bedarf Eurer, werther Freund, denn mein Kind iſt krank, und ich weiß, daß Ihr die Wiſſenſchaft der Heilkunde mehr als jeder andere Mann in dieſem großen Prag verſteht. Aber wenn mich jetzt auch nicht die Freundesſehnſucht,

ſondern meine Familiennoth zu Euch geführt, mein wackerer Freund, ſo fühle ich doch jetzt echte Herzensbefriedigung, Euch zu ſehen, und wenn ich Euch bitte, kommt gleich, jetzt gleich mit mir in mein Haus, ſo wünſche ich dies nicht blos um meines Kindes, um meines harrenden Weibes, ſondern auch recht ſehr um der hohen Freude willen, dieſen weiten Weg mit Euch zu machen und mit Euch über all die mancherlei Dinge zu ſprechen, die mein Herz erfüllen und in denen ich gern Eure Anſichten und Gedanken erfahren möchte."

„Ich komme mit Euch, werther Magiſter, und hoffe, daß es mir gelingen ſoll, Eurem Kindlein Hülfe, mindeſtens Erleichterung zu bringen", ſagte der wackere Jude, und nach kaum einer Viertelſtunde befanden ſich die beiden Männer, deren gegenſeitige Freundſchaft durch die Verſchiedenheit der Jahre und des Glaubensbekenntniſſes nicht beſchränkt und verringert wurde, nebeneinander auf dem Wege nach Kepler's Wohnung.

„Gott hat Euch hoch begnadigt, mein edler junger Freund, daß er Euch einen Blick in die heiligen Geheimniſſe ſeines Weltbaus hat thun laſſen", begann der Jude die Unterredung beim Gehen.

„Ihr ſagt die Wahrheit, es iſt eine Gnade des höchſten Weltſchöpfers", entgegnete der Mathematiker.

„Aber Eure reine und ſtrebende Seele iſt derſelben

vor allen andern Menſchen unſerer Zeit auch würdig und fähig geweſen, und erſtaunt und hocherfreut ſehen Eure Mitſtrebenden auf der Bahn zur Weisheit auf die Erweiterung und Klarheit, die Ihr in die Gedanken des edlen Copernicus durch die Auffindung der beiden Naturwahrheiten, die man heute ſchon nach Eurem Namen benennt, gebracht habt. Jetzt, nachdem es bekannt iſt, daß die Bahnen der Planeten nicht Kreiſe, ſondern Ellipſen ſind, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt, ſtimmen die Berechnungen, die man von ihnen macht, nicht blos auf die Stunde, ſondern auf die Sekunde, zumal Ihr erkannt und erwieſen habt, daß die Bewegung des Planeten in der Sonnennähe raſcher als in der Sonnenferne und zwar um ſo viel raſcher oder langſamer iſt, als die Nähe des Planeten von dem Centralgeſtirne zu- oder abnimmt. Es iſt dies gar ein ſchönes Ding und iſt ſelbſt Ungelehrten an der mathematiſchen Figur der Ellipſe zu zeigen und zu erklären."

„Meint Ihr?" ſagte Kepler, durch deſſen Herz jetzt der Gedanke an Polixena wie ein glühender Dolchſtoß flammte.

„Gewiß!" entgegnete der Rabbi. „Habe ich doch ſchon vor Tagen meiner Frau und Tochter das vorgezeichnet, und es war leicht und ward ihnen augenſcheinlich. Ich habe meinen Frauenzimmern, die zwar ganz verſtändig,

aber gar nicht gelehrt ſind, zuerſt gezeigt, was eine Ellipſe iſt und wie man eine ſolche mit Leichtigkeit herſtellt, indem man einen Faden von ziemlicher Länge mit den Enden an zwei Punkten feſtlegt und dann einen Stift mit demſelben ſo herumführt, daß der Faden beſtändig ſtraff erhalten wird, die beiden Punkte, welche den Faden halten, ihnen als die Brennpunkte bezeichnend, in deren einem die Sonne ſteht. Die Linie, welche der Stift zeichnet, iſt nun als die Planetenbahn anzuſehen und bildet eine Ellipſe. Dann aber zeichnete ich ihnen auch die radii vectores, von dem Punkte aus, der die Sonne bezeichnet, machte ſie darauf aufmerkſam, daß dieſe nicht wie beim Kreiſe ſtets gleich lang, ſondern von ſehr verſchiedener Länge ſeien, und erzählte von dem ſchönen Wunder, daß die Sonne ihre Begleiter gleichſam wie an einem Bande um ſich herumführe, ſo zwar, daß das Stückchen Bahn, das dieſelben zurücklegen, und der radius vector zuſammen an jedem Tage im Jahre gleich lang ſeien, ſodaß alſo da, wo der Planet der Sonne am fernſten, das Stück der Bahn am kürzeſten, wo er ihr am nächſten, daſſelbe ſo viel länger als der radius vector kürzer ſei. Daraus erwies ich ihnen denn nun auch Euer zweites ſchöne Geſetz, daß die Dreiecke, welche bei der elliptiſchen Bahnbewegung der Planeten aus der Bahnfläche derſelben ſo zu ſagen geſchnitten werden, wie ſehr

auch ihre tägliche Form verſchieden ſein mag, doch ſtets einen gleichen Flächeninhalt haben. O es iſt etwas gar Schönes um die Mathematik! Meine Frauenzimmer haben ſich wie Kinder gefreut, als ich ihnen das Alles begreiflich machte. Ich will's auch Eurer ſchönen Frau, wenn Ihr wollt, heute noch zeigen, wenn ſie, wie die meine, einiges Vergnügen am Nachdenken und Beobachten findet."

Kepler ſchwieg. Ihm war zu Muthe, als hätte er ſich gröblich verſündigt an der edlen Frau, deren heller Verſtand ſie der warmen Theilnahme an den großen Problemen ſeiner Wiſſenſchaft ebenſo fähig machte, als die alte Gattin und die ſchöne, jugendliche Tochter ſeines jüdiſchen Freundes.

„Auch ihr that ich Unrecht, ſchweres Unrecht", ſagte er beinahe laut; ſein erwachtes Pflichtgefühl ſetzte aber entſchieden hinzu, daß er dieſes Unrecht ihr niemals ausſprechen oder abbitten dürfe. „Denn ich will meinem Weibe gegenüber, das durch mich ſchon ſo viel gelitten hat, auf der Bahn des Rechts und der Rechtſchaffenheit bleiben. Ich habe keine Verpflichtungen gegen die Freundin Kaiſer Rudolf's, die vornehme Gräfin von Roſenberg, tauſend heilige Pflichten aber gegen mein mir vertrauendes Weib, die Mutter meiner Kinder, und ich will unter Gottes Beiſtand das Gebot halten, das mir befiehlt, mein Weib zu ehren und zu lieben."

„Und welche Nachrichten habt Ihr aus Schwaben von Euren Verwandten, Mutter und Geſchwiſtern in Eurer lieben, herzigen Heimat?“

Wie ein Träumender fuhr der Gelehrte bei dieſer Frage ſeines alten Freundes empor, und indem er ſich bemühte, ſie mit Umſicht und Aufrichtigkeit zu beantworten, fühlte ſein Herz die Erleichterung von einer ſeiner ſchwerſten Sorgen und Qualen.

Niemand als dem Juden, dem würdigen, trefflichen Freunde, hätte er die ſchrecklichen Verhältniſſe auseinanderſetzen können, die von dieſer Seite her ſein Herz beſchwerten.

Ihm, der als Jude die Vorurtheile und den craſſen Aberglauben ſeines Zeitalters nur zu genau kannte, durfte er es nicht erklären, warum und auf welche Weiſe alle dieſe Anfechtungen über die arme alte Frau gekommen waren, deren raſtloſer Geiſt und liebebedürftiges Herz durch Mangel an Erziehung und Leitung in gewiſſer Weiſe verwildert waren.

„Armer Mann“, ſagte der gelehrte Jude mit herzlichem Mitleid, „ſo habt auch Ihr mit den Eurigen zu leiden von dem Geiſte des Aberglaubens und der Unduldſamkeit dieſer traurigen Zeiten. Was aber habt Ihr gethan, um Eurer geängſtigten Mutter beizuſtehen?“

„Was zur Rettung ihrer Ehre nothwendig, ja un-

erlaßlich iſt; ich habe diejenigen, die, zum Theil auf Veranlaſſung des übermüthigen Prinzen, meine arme, ſchuldloſe und bis zu den Klatſchereien der Reinbold'ſchen Familie unbeſcholtene Mutter ſo ſchwer beleidigt, bei dem Magiſtrate zu Leonberg verklagt."

Rabbi Löw ſah dem tiefempörten Freunde mit nicht geringem Erſtaunen in das offene, edle Antlitz.

„Da habt Ihr wohl vergeſſen, was eine Beſchuldigung der Hexerei, wie erlogen und widerſinnig ſie auch ſei, für die arme alte Frau für Folgen haben kann?"

„Ich habe ihr auch geſchrieben, daß ſie, ſobald es nur die Sicherheit der Wege erlaubt, hierher nach Prag ſich in mein Haus und unter meinen perſönlichen Schutz begeben ſoll."

„Magiſter Kepler, mein theurer und hochgeehrter Freund, verzeiht mir, daß ich's offen ſage, Ihr habt in dieſer Angelegenheit zwar wie ein guter Sohn, aber mit nichten wie ein welterfahrener Mann gehandelt. Laßt mich Euch zuerſt darauf aufmerkſam machen, daß der Vogt Einhorn der perſönliche Feind Eurer Mutter und zugleich das Haupt des leonbergiſchen Magiſtrats iſt. Er hat in ſeinem Hauſe, in der Vogtei, wohin er ſie ſelbſt hat rufen laſſen, die gröblichen Beleidigungen geduldet, die der Barbier Kräutlein Eurer armen Mutter angethan; er, das Haupt der Stadt, wo die Unglückliche

lebt, glaubt an die Wahrheit des unmöglichen Verbrechens, deſſen man ſie anklagt; er haßt ſie, und an das Gericht, dem er vorſteht, habt Ihr Euch mit Eurer Klage wegen ihr angethaner Beleidigungen gewendet; könnt Ihr ſelbſt, werther Freund, dieſen Weg für den richtigen zum Schutze Eurer armen Mutter halten?"

Kepler antwortete einige Minuten keine Silbe. Dann ſagte er endlich mit einem ſchmerzlichen Seufzer: „Aber ſie iſt ſchuldlos; darf man denn ungeſtraft ein ſchuld- und ſchutzloſes Weib verleumden und mißhandeln?"

„Ihr ſeid kein Jude, das hört man an Euren Worten", ſagte der Rabbi. „Habt Ihr denn nie an die Verfolgungen meines armen Volkes gedacht, das auf Beſchuldigungen, ebenſo unwahr und widerſinnig als die der Zauberei und Hexerei, ſo oft den Mishandlungen des brutalen Pöbels preisgegeben wurde? Blut in Strömen iſt in den Straßen dieſer Stadt gefloſſen, weil der Wahnſinn irgend eines Thoren oder Böſewichts geſagt hat, ein Chriſtenkind ſei im Ghetto verloren gegangen und von uns armen Juden geſchlachtet worden, weil wir — pfui über die ekelhafte Idee! — Chriſtenblut zur Anrichtung unſeres Oſterbrodes brauchten. Der Gehaßte und Verachtete iſt immer auch ein Unterdrückter, und je wahnſinniger und unmöglicher die

Anſchuldigung eines Verbrechens iſt, deſto leichter iſt der Pöbel geneigt, auf die Wahrheit deſſelben zu ſchwören. Glaubt mir, mein theurer junger Freund, Eure Mutter ſchwebt in einer weit größern Gefahr, als nur in der, ihren rechtlichen Namen durch üble Nachrede zu verlieren. Schützt ſie ſobald als möglich und thunlich vor dieſer; ſie iſt alt, hülflos und wunderlich, ihr Loos kann ein ſchauderhaftes werden, und ſie iſt ſchwerlich den gräßlichen Conſequenzen einer Anklage, wie ſie über ihrem Haupte ſchwebt, ſo gewachſen, wie es Apollonia Wellinger war, die wackere Frau, die jetzt unter dem erhabenen Schutze der edlen Gräfin von Roſenberg ſteht."

„Ich hoffe aber doch mit Zuverſicht", ſagte Kepler, „daß ſie, bevor man ſie des Verbrechens anklagt, deſſen man ſie jetzt verleumderiſch beſchuldigt, Schutz und Zuflucht bei ihren Kindern ſuchen wird. Ihr Schwiegerſohn iſt ein Prediger des gereinigten Evangeliums, und meine Stellung hier am Hofe meines Kaiſers iſt auch wohl von der Art, daß meine Mutter an meiner Seite vollkommen Schutz gegen den verleumderiſchen Wahnſinn in ihrer Heimat finden wird."

„Der Herr, der Gott Iſraels, ſei ihr und Euer Beiſtand, mein theurer Freund", ſagte Rabbi Löw. „Jetzt aber führt mich zunächſt an das Lager Eures kranken

Töchterleins, damit ich ſehe, wodurch die Leiden der Kleinen gelindert werden möchten.“

Das Magdalenlein ſchlief jenen feſten, bewußtloſen Schlaf, wie ihn die Natur ſchwer fiebernden Kindern ſo oft verleiht. Das Kind war ſterbenskrank, doch fühlte es ſeine Leiden nicht eigentlich.

Großmutter Appollonia war ſeit der frühen Morgenſtunde bei ihr und hatte darauf geſehen, daß auch Barbara ſich wieder niedergelegt hatte, um der Ruhe zu pflegen, die ihr ſehr nöthig ſchien. Der gelehrte Jude fand dieſe Anordnung vortrefflich, verordnete kühlendes Getränk für Mutter und Kind, empfahl Kepler, ſich durch Speiſe und ein gutes Glas Wein zu ſtärken, und bat Apollonia, das Haus der Krankheit nicht eher zu verlaſſen, als bis er wieder vorgeſprochen und neue Verordnungen getroffen haben würde. Johannes küßte mit zitternden Lippen die glühenden Stirnen von Weib und Kind und zog ſich dann in ſein ſtilles Arbeitszimmer zurück, den Ort, wo ihm, was auch immer ſein Herz bedrücken mochte, ſtets wieder Friede und Freudigkeit wurde bei ſeinen edlen und erhabenen Arbeiten.

Ende des erſten Bandes.

Johannes Kepler.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Julie Burow.

Zweite Abtheilung.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1865.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erſtes Kapitel.

In einer Morgenſtunde des nächſten Tages, in einer ſolchen aber, die von allen andern Bewohnern Prags noch Nacht genannt wurde, denn es hatte eben zwei Uhr nach Mitternacht geſchlagen, ſaß Kaiſer Rudolf in dem ſeltſamen, wüſten Saale, den er ſein Arbeitsgemach zu nennen beliebt hatte, mit großem Eifer vor einem Zeichenbrete. Eine Bronzelampe von großer Schönheit, Geſchenk des ältern Herrn von Roſenberg und von dieſem einſt dem Kaiſer Max aus dem Orient mitgebracht, ſtand auf ſeinem Arbeitstiſche, und nur von ihrem Lichte war das große Zimmer zweifelhaft erhellt, denn draußen lag noch die Winternacht unheimlich und düſter auf den feuchten Straßen der Hauptſtadt.

Der Kaiſer hatte über ſeine wie immer höchſt nachläſſig angelegte Kleidung einen koſtbaren Pelz geworfen, deſſen Futter aus Amerika von jenem vielgenannten Vetter der Gräfin Polixena, Herrn Gonſalvo de

Mendoza, mitgebracht und von erſterer dem Kaiſer zu Füßen gelegt worden war.

Das düſtere Lampenlicht war der Beſchäftigung des Fürſten, der beim eifrigen Zeichnen ſehr oft die vor ihm auf dem Tiſche liegenden vielfarbigen Stifte wechſelte, keineswegs günſtig, und ſo ſchob er zuletzt das Zeichenbret von ſeinen Knieen, ſtellte es verdrießlich gegen die Wand und murmelte vor ſich hin: „Es geht nicht; auch das geht nun einmal nicht! Es wird mir kein Erfolg in Allem, was ich thue oder zu thun verſuche. Kaiſer Rudolf iſt der ärmſte, der beklagenswertheſte Mann in allen ſeinen Reichen.“

Er ſtützte den Kopf in ſeine Hand und ſchaute mit ſchwermüthigem Ausdruck ins trübe Licht der Lampe.

„Licht, Licht, das iſt's, was ich bedarf, was ich vergebens ſuche und nie zur rechten Zeit finden kann.

Alle andern Menſchen haben zu ihrer Arbeit den Sonnenſchein; wenn ich arbeiten muß, iſt er auf der entgegengeſetzten Hälfte der Erde. Wohl ſagte König Philipp, mein ſtolzer Oheim, die Sonne gehe in ſeinem Reich nicht unter, in meinem mag ſie wohl nicht aufgehen. Ich bin verdammt, die höchſten Schätze der Erde für immer zu entbehren.

Licht und Liebe! Im Lichte lauern die von meinem entſetzlichen Bruder gedungenen Mörderdolche auf

mein zuckendes Menſchenherz, und wollt' ich die Blüte der Liebe pflücken, würden rebelliſche Söhne, verrätheriſche Vatermörder mein Daſein enden. Schrecklich, o ſchrecklich! Und doch, doch, Gott, Herr der Welt, bin ich Dein treuer Diener! Ich ſchütze Deine heilige Kirche und vernichte die Ketzer, welche dieſelbe bedrohen.

Mein Herr Vater, Kaiſer Max, deſſen Name noch ſo oft mit einer Dankbarkeit vor meinen Ohren genannt wird, die ein Spott und Schimpf für mein kaiſerliches Wirken iſt, wählte den Frieden mit ſeinen ketzeriſchen Unterthanen; er beſtätigte den von Deiner Kirche Abgefallenen die ſchändliche Freiheit, dem heiligen Glauben an Dich in ihren Kirchen und Bethäuſern durch verruchte Ketzereien zu ſpotten. Ich halte feſt an Dir, ſtehe unerſchütterlich mit Deiner Kirche; der Majeſtätsbrief, den dieſe Abtrünnigen zum Schutze ihrer Irrthümer ertrotzen wollen, iſt nicht unterzeichnet, wird nicht unterzeichnet werden, und dennoch, Gott, Du Herr des Kaiſers, welcher der Herr der Welt iſt, ſchlägſt Du Deinen treueſten Sohn mit der Geißel der Untreue, die verrätheriſche Unterthanen, verrätheriſche Freunde, verrätheriſche Geſchwiſter und Verwandte gegen ihn ſchwingen. Weh mir, weh mir, wenn das Deine Gerechtigkeit iſt, Herr des Himmels und der Erde!"

Er lehnte von neuem ſein müdes Haupt in ſeine

Hand und verſank ſchweigend in ſeine düſtern Gedanken. Dann plötzlich aufſpringend, pfiff er auf dem ſilbernen Pfeifchen, mit dem er ſeinen Leibdiener Philipp Lang herbeizurufen pflegte; doch nicht dieſer erſchien auf den Ruf, ſondern ein anderer, um viele Jahre jüngerer Mann mit freundlichen Zügen, Lang's Nachfolger in ſeinem Amte, Hans Jakob König, trat bei dem Kaiſer ein.

Rudolf ſah ihn an, als ob er träume und rief dann faſt grollend: „Wo iſt Lang? Wer biſt Du? Und was willſt Du hier?"

„Majeſtät!" entgegnete der alſo Angeredete ängſtlich, „ich bin Ew. Gnaden getreuer Diener Jakob König, und es iſt Ihnen nicht unbekannt, daß Philipp Lang ſchon ſeit Monaten im Gefängniß ſitzt wegen ſchwerer Betrügereien und anderer groben Verbrechen."

„Ja, ja!" ſagte der Kaiſer, ſeine Hand mit einer Geberde, als wolle er ſich dadurch das Nachdenken erleichtern, auf ſeine bleiche Stirn legend.

„Ja, er hat mich auch betrogen, und wie betrogen! der Schuft, den ich mit Gnade überhäufte, deſſen Schutz und Stütze ich war. Er hat mich betrogen, nicht nur um die vielen Tauſende, die er in meinem Dienſte zuſammengerafft — was iſt Gold und Silber? Elender Staub! er hat mich auch betrogen um das Glück der Liebe, das

auch mir, dem armen Kaiſer, hätte lächeln können. Er hat die Bilder vertauſcht von mehr als einer fürſtlichen Jungfrau, die ich hätte lieben können, wenn ich gewußt hätte, ſie ſei ſchön und gut. Dieſe Aſtrologen und Sterndeuter haben mich auch betrogen mit ihren Prophezeiungen; ſelbſt Polixena hat mich betrogen, als ſie ſich weigerte, mir anzugehören als mein Eheweib. Sie weigerte ſich nicht, weil ſie mich ſo liebte, daß ſie nicht als Mutter von Rebellen die Prophezeiungen der Sterne zu meinem Unheil beſtätigen wollte, nein, weil dieſer Ferdinand von Steiermark, deſſen Treue und Ergebenheit ich mir dadurch, daß ich ihn zu meinem Erben und Nachfolger erklärte, ſie beſtochen, durch Gold und Edelſteine beſtochen hatte, damit ſie ſeinen Ausſichten durch eine Heirath nicht entgegentreten ſolle.

Falſchheit, Lüge, Tücke rings um mich her! Es lügen die Menſchen, es lügen die Sterne, es lügen auch die Verheißungen Gottes, denn ſeine Prieſter und die Verkündiger ſeiner Lehren ſind auch Menſchen und nur mit ihrem eigenen Vortheil beſchäftigt. Wo iſt Johannes Fickler, dieſer kluge Abgeſandte meines edlen Vetters und Nachfolgers Ferdinand, der uns jetzt verließ, jetzt, wo wir ſeiner Treue und ſeines Beiſtands bedürfen? Denn auch der Kaiſer, der Herr der Chriſtenheit, bedarf der Liebe und Treue derer, die er liebt.

O mich liebt Keiner, Keiner! Nicht das Weib, das ich verehrend liebte, noch der Diener, den ich mit Wohlthaten überhäuft hatte, sie alle, alle diese elenden Menschen sind wie die Panther, Tiger und Hyänen meines Thiergartens, die die von ihren Wärtern ihnen gereichte Nahrung alle Tage im Jahre fressen, aber nicht nur diese Wärter, sondern auch mich, ihren Herrn, in Stücke reißen würden, sobald sie einen von uns mit ihren greulichen Tatzen ergreifen und zu sich ziehen könnten. O, es ist fürchterlich, es ist namenlos schrecklich, die einzige Menschenseele zu sein unter den wilden Bestien, Tigern, Schlangen, Wölfen und Krokodilen, die diesen erbärmlichen Erdball bewohnen."

Das Wesen des unglücklichen Kaisers hatte etwas Wildes, Verwirrtes, und als er seine hellblauen Augen emporrichtete zu dem sich langsam erhellenden Winterhimmel, waren sie von Thränen verglast, die, plötzlich fließend, wie Regentropfen auf die Marmorplatte des vor ihm stehenden Tisches fielen.

„Und ich bin der treueste Sohn der Kirche", rief er dann mit heftiger Geberde, „ich will und werde Deinen heiligen katholischen Glauben erhalten in meinen Landen! Wirst auch Du mich betrügen, Gott und Herr, König der Könige? Ich will Dich herausfordern, Mann gegen Mann, obgleich ich, wenn auch der Kaiser und rechtmäßige Be-

herrſcher dieſer Lande, doch nur ein Menſch bin Dir gegenüber, dem allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde.

Da, jenſeits des Weißen Berges, liegen die Soldaten, die ich, der Kaiſer, geworben, um hier in Böhmen meine ketzeriſchen Unterthanen zu zwingen, daß ſie zu Deiner heiligen Kirche zurückkehren; da liegen ſie, die dieſe Böhmen brandſchatzen ſollen, bis ſie den Befehlen ihres Gottes und ihres Kaiſers ſich fügen. Sie liegen ohne Sold, wie die hungernden Hyänen. Aber er, der ihr Anführer ſein ſollte, der Bruder deſſen, dem ich ſterbend die Welt hinterlaſſen wollte, der Knabe Leopold von Paſſau wagt es nicht, ſich an ihre Spitze zu ſtellen und hat gemeinſchaftliche Sache gemacht mit meinem Todfeinde Matthias, der dieſen ketzeriſchen Böhmen verſprochen, ſie in ihrem falſchen Glauben zu ſchützen.

Sie ſind in Wien zuſammen geweſen, die Fürſten meines Hauſes ſowohl als die kleinen Regenten deutſcher Lande; auch Ferdinand und Matthias ſind darunter geweſen und haben ſich geeinigt über das Erbe, das ſie mir entreißen wollen, und der jüngere Rebell hat erklärt, es dem ältern bis zu ſeinem Tode laſſen zu wollen, wenn es ihm dann nur zu Theil werden ſolle. Sie haben alle beſchloſſen, mich, deſſen Handlungen von Wahnſinn und Geiſtesſchwäche zeugen, der mir von Gott ver-

liehenen Kronen zu berauben, die Forderungen meiner proteſtantiſchen Unterthanen wegen Beſtätigung des Majeſtätsbriefes zu unterſtützen und durch Verrath an ihrem Gott und ihrem Kaiſer untereinander zum Frieden zu kommen.

O, und das kann Ferdinand thun, den ich geliebt wie ein Vater ſein Kind! Das könnte Gott zulaſſen, deſſen rechter Arm ich war in meinen Landen!

Pfui, pfui über die Welt, Fluch dem Glauben, der mich verräth! Fluch der Liebe, die ſich mir entzogen! Fluch dem Vertrauen, das mich betrog und belog!"

Der Kaiſer war bei dieſen letzten, in wilder Wuth geſprochenen Worten von ſeinem Stuhle aufgeſprungen und leidenſchaftlich im Zimmer auf und ab gegangen, die Hände bald zum Himmel emporhebend, bald vor ſich her ringend. Sein ganzes Gebahren war von der Art, daß der immer noch im Zimmer ſtehende Kammerdiener ſich von Furcht und Entſetzen ergriffen fühlte.

Nach einer Weile ſchien die wilde Aufregung des Kaiſers ſich zu legen.

Der Kammerdiener hatte ſich leiſe hinweggeſchlichen, um nicht fernerhin Zeuge von Scenen zu ſein, deren Kenntniß dem einfachen Diener hätte Schaden bringen können, doch ein neues Pfeifen ſeines Herrn rief ihn in deſſen Nähe zurück.

Der Kaiſer ſaß wieder an ſeinem Zeichenbret. „Welche Stunde haben wir?“ fragte er mit ziemlicher Ruhe.

„Bald ſechs Uhr“, entgegnete der Gefragte.

„Gut! Es ſoll ein Bote geſendet werden an Pater Johannes Fickler und ſeinen Begleiter Cyſetus; ich will die ehrwürdigen Herren ſprechen, ſobald ſie angekleidet ſind.“

Der Kammerdiener verneigte ſich und verſchwand.

„Ich glaube“, flüſterte Kaiſer Rudolf leiſe und mit verſtörtem Blicke, „ich glaube, daß man des Kaiſers geheiligte Perſon allein und unbewacht läßt in dieſen unheimlichen Räumen; ein ſich hier einſchleichendes Weib könnte, ihr Schnürband um meinen Hals legend, meinen liebevollen Bruder Matthias, den König von Ungarn, alsbald auch zum Könige von Böhmen machen.“

Er ſchauderte. „O wie garſtig iſt dieſe Uebergangszeit vom Nachtdunkel zum Tageslichte“, ſagte er dann; „ſcheint's doch, als ob die Geiſter der Nacht und des Tages mit eiskalten Armen ringend gegen einander kämpften. Glücklich alle, die dieſe täglichen Kämpfe im Schlafe vergeſſen! Ich gehöre zu dieſen Glücklichen nicht.“

Und wieder verſank der unglückliche Fürſt in ſeine alten ſchmerzlichen Gedanken.

In den Höfen des Hradschin begann indeß das Leben des neuen Tages sich allmälig zu regen. Wachen wurden an verschiedenen Thüren abgelöst und die ab und zu gehenden Mannschaften wechselten flüsternd das Losungswort. Einige Leibpferde des Kaisers, schöne Thiere von edelster Zucht, auf welchen der Monarch sonst bei dunkler Nacht seine Reitübungen in den großen, zum Theil unterirdischen Marställen vorzunehmen pflegte, wurden von den Stallknechten in den großen Höfen auf und ab geführt. Aus dem nahen Hirschgraben ertönten die Stimmen der wilden Thiere. Die Lichter in den Zellen der Alchymisten hörten auf, hell aus den schießschartenartigen Fenstern zu leuchten, dagegen kräuselte bläulicher Rauch sich aus ihren kleinen Schornsteinen.

Einzelne Beter gingen durch den Eingang des Domes und verloren sich in den langen Bogengängen desselben, zwischen den verschiedenen Denkmalen, mit denen derselbe schon damals geschmückt war. Ein schlanker, jugendlicher Priester im Meßornate trat, von seinem Ministranten gefolgt, vor einen Seitenaltar, und die schwellenden Töne der Orgel fingen an, durch das hohe Gotteshaus zu erbrausen. Vor den Stufen des Hochaltars, denen er sich durch einen Seitengang genähert, warf in diesem Momente sich eine feine, schlanke Männergestalt

auf die Kniee und ein Menſchenantlitz von edelſter Schönheit beugte ſich tief, immer tiefer zu Boden, ſo tief endlich, daß es auf dem kalten Marmor der Stiegen liegen blieb.

Es war Johannes Fickler, der ſein mit ſchwerſtem Leid belaſtetes Herz hierher trug.

Der Jeſuit erſchien in dieſer demüthigen Stellung einer Leiche viel ähnlicher als einem lebenden Menſchen. Seine blaſſen, abgemagerten Hände zitterten heftig und die kleine Tonſur auf ſeinem Schädel glänzte inmitten ſeiner ſchönen, dunklen, jedoch bereits ergrauenden Locken wie Silber.

„Herr, erbarme Dich meiner!“ flüſterte er dreimal vor ſich hin, und ſein Gebet kam ſicherlich aus der Tiefe ſeines zerſchlagenen Herzens. Er ſchien für nichts Aufmerkſamkeit zu haben und das Gebet jede Nervenfaſer ſeines Ichs in Anſpruch zu nehmen.

Er mochte faſt eine Viertelſtunde ſo gelegen haben, als eine leichte Hand ſich auf ſeine Schulter ſenkte und eine tiefe Stimme dicht neben ihm in ſein Ohr flüſterte: „Wenn Ihr Eure Andacht beendet habt und mit Euern Gedanken und Gefühlen zur Erde zurückgekehrt ſeid, mein geehrter Herr Confrater, ſo ſammelt Euch, wenn ich bitten darf, denn des Kaiſers Majeſtät haben uns zu ſich berufen laſſen.“ Es war Pater Cyſetus, der Ge-

fährte Fickler's, der die Andacht desſelben auf dieſe Weiſe unterbrochen hatte. Es lag ein ſolches Beſpähen der Gedanken und Handlungen ſeines jeweiligen Reiſegeſellſchafters in den Regeln des Ordens, zu welchem jene beiden Männer gehörten. Johannes Fickler richtete ſich daher empor und blickte ſo ziemlich gefaßt um ſich her, um, wenn dies irgend möglich ſei, die tiefe Zerſchlagenheit ſeines Herzens vor den ihn beobachtenden Augen zu verſchleiern, dann fragte er ſo ruhig als möglich: „Und wißt Ihr, mein geehrter Herr Confrater, was eigentlich Se. kaiſerliche Majeſtät uns zu befehlen haben werden?“

Cyſetus legte mit einer ziemlich beſorgten Geberde zwei Finger ſeiner rechten Hand auf ſeine ſchmalen Lippen. „Der Zweck unſerer Anweſenheit in Wien iſt, wie ich fürchte, dem Kaiſer nicht unbekannt geblieben; auf welche Weiſe er denſelben aber errathen oder erfahren haben kann, mein geehrter Freund und Ordensbruder, iſt mir gänzlich unbekannt geblieben. Es iſt Euch ja wie mir ſchon ſeit längerer Zeit bekannt, daß Frau Polixena von Roſenberg nicht mehr wie ſonſt zu den Vertrauten unſeres heiligen Ordens gezählt werden darf, und es wäre daher geradezu gegen Euch eine Anſchuldigung des Verraths, wenn ich die Frage an Euch zu ſtellen mir erlaubte, ob etwa jene Dame von Euch ins Vertrauen gezogen worden ſei.“

„Das iſt auch ſicherlich nicht der Fall geweſen“, entgegnete Johannes, „denn ich kenne der Gräfin perſönliche Ergebenheit gegen den Kaiſer und weiß, daß ſie jede Annäherung unſeres Erzherzogs an Matthias für einen Hochverrath halten würde.“

„Sie iſt es auch geweſen, dieſe ſchöne, aber durchaus nicht lenkſame Frau, welche dem Kaiſer den Befehl an die Paſſauer, nicht in Böhmen einzurücken, abgetrotzt oder abgeſchmeichelt hat“, ſagte Pater Cyſetus, „und glaubt mir's, mein Herr Confrater, ſie, deren Gehorſam wir nicht mehr zu zwingen verſtehen, befindet ſich jetzt unter einem der Ketzerei und dem Proteſtantismus ſich zuneigenden Einfluß.“

„Wie wäre das möglich, bei ihr, die, von ſpaniſchen Aeltern ſtammend, von mir in höchſter Glaubensfreudigkeit erzogen ward?“ fragte Johannes Fickler, ſeine bleiche Stirn niederſenkend.

„Es ſind Proteſtanten in ihrem Hauſe, welche ſchon Jahre lang unter ihrem perſönlichen Schutze ſtehen.“

„Alles Diener, Schützlinge ihres verſtorbenen Gemahls und ihr ſo zu ſagen teſtamentariſch von dieſem übergeben.“

„Sie hat eine ſchwäbiſche proteſtantiſche Kammerfrau, eine Matrone von würdigem Benehmen, Eure nahe Verwandte, Pater Johannes!“

„Nun, ich bin ſowohl als Schwabe wie als Proteſtant geboren und leugne es auch jetzt nicht, daß ich meine Baſe Apollonia Wellinger trotz ihrer religiöſen Irrthümer ehre und achte, aber ich glaube wohl, daß ich dem heiligen Orden, dem ich angehöre, ſo viel Beweiſe meiner reinen Geſinnung gegeben habe, daß der Verdacht einer Untreue gegen ſeine heiligen Zwecke mich nicht treffen kann.“

„Dennoch ſteht die Thatſache feſt, daß Se. Majeſtät von unſeres jungen Erzherzogs Verbindungen mit Matthias, dem Könige von Ungarn, benachrichtigt iſt und daß das paſſauer Kriegsvolk ſeit vielen Tagen unthätig in der Nähe Prags liegt. Löſt mir dieſe Probleme, Pater Johannes Fickler; auf alle Fälle aber bereitet Euch darauf vor, mich eilig in das Kabinet des Kaiſers zu begleiten, wo unſer, wie ich glaube, Herr Adam von Dietrichſtein wartet, Rudolf's treueſter und dem Golde und der Ueberredung ſeines feindlichen Bruders unzugänglichſter Rath.“

„Ich ſtehe zu Eurem Befehle!“ entgegnete Johannes Fickler, und nach wenigen Minuten entfernten beide Jeſuiten ſich, das herrliche Gewölbe des St.-Veitsdoms durch zwei verſchiedene Ausgänge verlaſſend.

Einige Minuten ſpäter ſtanden beide, in ihre dunkle, einfache Ordenstracht gekleidet, in einem der kleinern

Säle des Hradschin, wo der so wenig zugängliche Kaiser seine Audienzen zu ertheilen pflegte. Jetzt freilich, nach dem Sturze des verrufenen Philipp Lang, war es wenigstens nicht mehr für die edlen und vornehmen Herren Böhmens unmöglich, vor das Auge ihres Monarchen zu gelangen, ohne dem Drachen, der ihn bewachte, die ungeheuersten Geldopfer zu bringen. Nur die Furcht vor dem Mörderdolche seines Bruders Matthias, von den Astrologen immer noch genährt, war es, die trennend zwischen dem Volke und seinem Fürsten lag, aber diese Furcht war zur Zeit ganz besonders mächtig in Rudolf's verdüsterter Seele, da er wußte, daß Matthias mit seinem in Ungarn stationirten Heere sich auf dem Wege nach Prag befand, um auf Ersuchen der böhmischen Stände die Hauptstadt vor dem Andringen des verruchten und so sehr gefürchteten passauer Kriegsvolks zu schützen.

Als die beiden gelehrten Jesuiten das kaiserliche Gemach betraten, saß Rudolf in dem hohen Bogenfenster desselben und schaute hinab auf das sich zu seinen Füßen in aller Herrlichkeit eines Wintermorgens ausbreitende Prag; sein Blick war trübe und um seine Lippen schwebte jener traurige Zug der bittersten Unzufriedenheit, den die Nachwelt noch jetzt auf jedem Bilde des unglücklichen Fürsten bemerken kann.

„Sie kommen, wie Ihre Creditive Uns ſagen, von meinem treu ergebenen Vetter, dem Erzherzog Ferdinand? Wir ſind voll Verlangen, zu erfahren, was dieſer Unſer von Uns ſo hoch begünſtigter Blutsfreund Uns zu melden haben dürfte", ſagte der Kaiſer.

„Majeſtät!" entgegnete Johannes Fickler mit einer Verbeugung, die einer Kniebeugung ſo ähnlich war, als ſich dies mit ſeinem geiſtlichen Stande vereinigen ließ, „wir bringen von unſerem Herrn, dem regierenden Erzherzog Ferdinand von Steiermark, die ergebenen Verſicherungen ſeiner Dankbarkeit und Treue und die unterthänige Bitte, daß Ew. Majeſtät geruhen wolle, ſich Ihres dankbaren Neffen auch fernerhin in Gnaden zu erinnern."

Des Kaiſers Blick wurde bei dieſen Verſicherungen der Boten des liebſten ſeiner Blutsverwandten in ſeltſamer Weiſe glühend, wie etwa der Blick des Schakals, ehe er ſich auf ſeine Beute ſtürzt.

„Und eine ſolche Botſchaft wagt Ihr in dieſem Augenblick an mich auszurichten, Ihr Väter der Geſellſchaft Jeſu, die Ihr Euch die feſteſten Stützen der heiligen Kirche und unſeres ebenſo heiligen Throns nennt und die Ihr faſt in dieſer Stunde von Wien zurückkehrt, wo die verrätheriſchen Fürſten deutſchen Reichs mit meinem verrätheriſchen Bruder Matthias unterhandelt haben, um mir die Kronen vom Haupte zu reißen?

Und Ferdinand, den ich liebte wie einen Sohn, da Gott mir einen ſolchen verſagte, hat eingewilligt in dies Bubenſtück, er, der bis daher wirklich der Schützer des Glaubens war und es nach meinem kaiſerlichen Willen als Oberhaupt des heiligen römiſchen Reiches nach meinem Hintritt bleiben ſollte, wenn ſchon die Habſucht und Herrſchgier des Matthias, der mich zwang, ihn zum König von Ungarn zu machen und ihm die Nachfolge auch in Böhmen zu ſichern, mich hinderte, alle meine Kronen ihm, dem getreuen Ferdinand, nach meinem Tode zu hinterlaſſen, wie ich es einſt gewollt und ihm verſprochen habe! Er liebäugelt mit dem Matthias, der den Proteſtantismus ſchützt, und hofft, das Erbe meiner Brüder von ihm zu erhalten, wenn er jetzt mich mit ſeinem ungariſchen Heere vom Throne geſtoßen haben wird. Dort ſteht mein paſſauer Volk! Wo iſt der junge Fürſt, mein Vetter Leopold, der es in die Straßen dieſer rebelliſchen Hauptſtadt führen und mit ihm die aufſäſſigen Proteſtanten züchtigen ſollte?"

„Majeſtät," entgegnete Fickler mit der ganzen Milde ſeines Weſens, „wollen zu bedenken geruhen, daß der eigene Befehl dieſe tapfern Truppen aus Böhmen und beſonders auch von Ihrer Hauptſtadt fern hält. Die Befehlshaber, Obriſt Laurentius von Ramé an der Spitze, wollen nicht als Rebellen gegen Ew. Majeſtät

ausdrücklichen Willen hier einrücken und warten auf die Zahlung der rückſtändigen Löhnungen mit einer Mannszucht, die ihnen wirklich zur Ehre gereichen muß, zumal den wackern, kriegsgeübten Männern nicht unbekannt iſt, daß die proteſtantiſchen Standesherren Böhmens ſich ihrerſeits ernſtlich rüſten, ihnen Widerſtand zu leiſten. Da iſt das Haupt der Roſenberge, Graf Zawiſch auf Kommotau, der ſchon ein tüchtiges Heer geworben hat, es den Paſſauern entgegenzuſtellen, und neben ihm ſteht Herr Zdenko Popel von Lobkowitz, beide tapfere, kriegsgeübte Ritter, feſt entſchloſſen, dem paſſauer Volke entgegenzutreten. Das wird ſchweres Blutvergießen geben, und Ew. Majeſtät treuen Freunde zittern alle vor dem, was unfehlbar in einiger, ja ſogar in ſehr kurzer Zeit kommen wird und muß."

„Was muß und was wird kommen, mein gelehrter Herr?" fragte Rudolf, den Jeſuiten mit dem Ausdruck des bitterſten Hohns einige Sekunden lang fixirend und ſeine unſtäten Augen dann vor dem Ausdruck der ruhigen Feſtigkeit in des Paters Blicken niederſchlagend.

„Mein kaiſerlicher Herr und Gebieter", ſagte der Jeſuit mit ruhiger Würde, „es iſt Ihnen ſehr wohl bekannt, daß die Bedingungen, unter denen die Krone Böhmens auf Ew. Gnaden glorreiches Haupt geſetzt war, von Ihrer Seite nicht erfüllt worden ſind. Ew. Maje-

ſtät haben den Frieden nicht beſtätigt, den Dero ſiegreicher Bruder Erzherzog Matthias, zur Zeit König von Ungarn, mit den Türken unterhandelte; die böhmiſchen Herren, welche als Geißeln bei Abſchluß dieſes Friedens den Türken übergeben worden, ſind zum Theil dort geſtorben und verdorben, und ihre Familien haben einen Haß geworfen auf den von ihnen erwählten König. Ferner haben Ew. Majeſtät den proteſtantiſchen Standesherren dieſes Königreichs den ihnen von Ew. Majeſtät in Gott ruhendem Herrn Vater, dem Kaiſer Maximilian, gegebenen Majeſtätsbrief, der ihnen das Recht freier Religionsübungen und der freien Wahl ihrer Prädikanten ſicherte, nicht beſtätigt. Dann endlich haben Ew. Majeſtät das paſſauer Volk in ihre Erblande berufen, um mit deſſen Hülfe die widerſpenſtigen Standesherren zur Ruhe und zum Gehorſam zu zwingen, ſpäter aber befohlen, daß dies Heer nicht in die böhmiſchen Lande einrücken ſolle, auch den Paſſauern die Zahlung der ihnen zuſtehenden Löhnung verweigert und ſo dieſe Truppen auf die Plünderung des Bauers und Bürgers gleichſam angewieſen. So haben denn die böhmiſchen Stände ſich zum Theil an Ew. Majeſtät glorreichen Bruder gewendet, der mit einem guten, wohlgeſchulten Heere in Ungarn ſteht, mit einem Heere, in dem auch viele edle Böhmen mit ihren Hinterſaſſen dienen, und haben dieſen Fürſten zum Theil um

Schutz gegen das eingedrungene fremde Kriegsvolk, zum Theil aber auch um Schutz gegen die von Ew. Majestät ausgehenden widersprechenden Befehle und um Sicherstellung ihrer Rechte gegen Ew. Majestät wechselnde Launen gebeten. Andere große böhmische Herren, zum Beispiel Herr Zawisch von Rosenberg auf Kommotau und dessen guter Freund und Verbündeter Herr Zdenko Popel Adalbert von Lobkowitz, beide großen Familien angehörig und leider von der heiligen Kirche abgefallen, haben sich nur an den Theil von Ew. Majestät Befehl gehalten, der zu ihrem eigenen Willen paßt, und ein Heer geworben, das bereit steht, das passauer Kriegsvolk, geworben zur Unterstützung von Ew. Majestät Ansehen und zum Schutze der heiligen Kirche, sowie zur Unterdrückung der überhandnehmenden Ketzerei, aus den Marken Böhmens zu verjagen. Es ist dies, wie Ew. Majestät selbst einsehen müssen, ein Zustand der Dinge, der aller Vernunft und allem Rechtsgefühl widerstreitet, und so haben auf den Ruf des Erzherzog Matthias, Eures erlauchten Herrn Bruders, sich die Fürsten deutschen Reichs in Wien versammelt, um ein Uebereinkommen zu treffen, auf welche Weise solchem Nothstande ein Ende zu machen möglich sei. Daß auch der Erzherzog Ferdinand, Ew. Majestät erlauchter und liebevoller Neffe, sich dabei hat betheiligen müssen, ist nicht zu bezweifeln."

„Nein, ganz und gar nicht!“ entgegnete der Kaiſer mit einer Art von Lachen.

„Erzherzog Ferdinand, die feſte, jugendliche Stütze der heiligen Kirche in dieſen ſchlimmen Zeiten der Ketzerei und des Unglaubens, durch Ew. Majeſtät höchſteigene Willensmeinung zu Dero Erben und Nachfolger erwählt, muß dieſe Ausſicht auf jede Gott wohlgefällige Weiſe zu befeſtigen ſuchen.“

Der Kaiſer nickte höhniſch.

„Er allein, in deſſen reinem, jugendlichem Herzen der Glaube als heilige Flamme lodert, der die heilige Gottesmutter in begeiſterter Liebe zur Anführerin ſeiner Heerſchaaren ernannte und ſie, die Gebenedeite, inbrünſtig verehrt, er allein iſt fähig, in den Kämpfen, die der verderbten Welt bevorſtehen, auszuharren mit feſtem Muthe. Ferdinand muß die Krone des heiligen römiſchen Reichs ſowohl als alle die andern Kronen tragen, die nach dem Ableben von Ew. Majeſtät erhabenem Vater Maximilian auf Dero Haupt vereinigt waren. Dazu mußte der junge Fürſt ſich mit König Matthias, dem natürlichen Nachfolger Ew. Majeſtät —“

Der Kaiſer ſchnitt bei dieſem Worte die glatte, ſanfte Rede des Jeſuiten durch einen Fauſtſchlag ab, von welchem die Marmorplatte des vor ihm ſtehenden Tiſches erdröhnte. „Kein Wort mehr, heuchle-

riſcher Schuft, nicht ein einziges aus Eurem Munde ſoll mein Ohr beflecken, oder ich reiße mit dieſer meiner kaiſerlichen Hand Euch die lügneriſche Zunge aus. Verrathen, von allen verrathen, die ich geliebt und denen ich Gutes erwieſen habe, ſtehe ich hier, ein elender, einſamer Mann, und Du wagſt es, mir zu ſagen, daß der Verrath des Letzten, auf deſſen Treue ich rechnete, ein der Kirche geleiſteter Dienſt war? O Fluch Dir! Fluch der Kirche! Fluch dem Pfaffengezücht! Fluch allem Menſchenglück, das mir verſagt blieb, der Liebe zu Weib und Kind, der Hoffnung auf Treue und Dankbarkeit! Fluch dem zürnenden ſchrecklichen Gott, deſſen Diener Krieg, Peſt und Elend das Weltall zerrütten und der uns Menſchen ahnen läßt, daß dieſe ſchaurigen Engel ihre Flammenſchwerter nicht nur über dieſer kleinen Erde, ſondern auch über andern Welten ſchwingen."

Er ſchlug mit einer entſetzlichen Geberde die Hände vor ſeine Augen und ſank dann, plötzlich ausgleitend, mit ſchäumenden Lippen auf den Stuhl, von dem er ſich in ſeinem wilden Zorne emporgeriſſen hatte.

Pater Cyſetus blickte ihm eine Weile entſetzt in das zuckende Angeſicht und ſagte dann:

„So bedürfen wir alſo keines weitern Zeugniſſes von dem überhandnehmenden Wahnſinne dieſes unglückli-

chen Mannes. Mag Prinz Matthias den Thron Böhmens und die deutsche Kaiserkrone beanspruchen und empfangen; er hat wohl ein gutes Recht dazu, und unser junger Erzherzog behält als Nachfolger des Kaisers Matthias ebenso große Aussichten, wie er sie jetzt als Rudolf's Nachfolger hat."

Johannes Fickler hatte, hinter dem Lehnstuhle des Kaisers stehend, ihm mit zitternden Händen den Beistand geleistet, welchen sein Zustand unbedingt zu erfordern schien. Als jetzt aber Alles in dem Saale des Hradschin, wo die Drei beisammen waren, in Schweigen versank, das nur von dem Stöhnen des Kaisers und seinen keuchenden Athemzügen unterbrochen wurde, hörte man von außerhalb das wilde Gebrüll eines dort versammelten Volkshaufens, und mit erschrockener Geberde machte Cysetus seinen Gefährten auf den Eintritt eines Mannes aufmerksam, der bis dahin offenbar nicht zugegen gewesen.

Es war der Cardinal Adam von Dietrichstein, erster Minister und treuester Diener Kaiser Rudolf's, auf dessen Ehre und Rechtschaffenheit kein Schatten eines Vorwurfs ruhte.

„Um Gotteswillen, meine Herren", sagte der Minister, „was ist mit Sr. Majestät vorgefallen? Nie war des Kaisers Gesundheit und Kraft für sein eigenes Wohl

nothwendiger als im gegenwärtigen Augenblick. Die Paſſauer ſind in die Mauern Prags eingerückt und ein furchtbares Gemetzel findet in den Straßen ſtatt. Die prager Bürger ſind geſchaart unter der Anführung des Grafen Zawiſch von Roſenberg, zu dem ſich auch der junge Popel Adalbert von Lobkowitz geſellt hat; ſie haben Schaaren ihrer Hinterſaſſen, ſo viele, daß man ſie ein Heer nennen kann, hierher geführt, die von den aufrühreriſchen Bürgern mit lautem Jubel begrüßt worden ſind; wir befinden uns inmitten zweier zügelloſer Heerhaufen, und Se. Majeſtät muß ſich wenigſtens ſo weit erholen, um erklären zu können, wen er ſelbſt als Freund betrachtet haben will. Die Paſſauer brüllen als ihre Loſung: „Kaiſer Rudolf und die heilige Kirche!“ während die Schaaren Roſenberg's auf ihren Fahnen den Kelch führen und laut rufen: „Heil Matthias, dem erwählten Könige von Böhmen!““

„Das iſt der Erzherzog ſeit faſt zwei Jahren“, ſagte Johannes Fickler, „und es iſt nicht Rebellion, ihn ſo zu nennen. Seit der Unterhandlung in Dubecz, in der Ihr ſelbſt, Herr von Dietrichſtein, von katholiſcher Seite mit den Herren von Waldſtein, mit Jaroſlav Borzita von Martinecz und von proteſtantiſcher mit Wenzel von Budova, Joachim Schlick, Wratislav von Mitrowitz und Adam Hrzan Euch erklärtet, den Erzherzog Matthias

nach Rudolf's Ableben zu deſſen Nachfolger annehmen zu wollen, kann man ihm den Titel eines erwählten Königs von Böhmen nicht mehr ſtreitig machen; was könnte der kranke Kaiſer in dieſem Momente thun, um den wilden Aufruhr in der Stadt zu dämpfen?"

„Sich zeigen!" entgegnete Dietrichſtein mit Nachdruck, „und ſogleich inmitten ſeiner tobenden Unterthanen die Erklärung ausſprechen, daß er dem proteſtantiſchen Theil derſelben alle Freiheiten ihres Glaubens wie zu ſeines Vaters Zeiten beſtätigen will, daß er die Rechte ſeines Bruders auf ſeine Nachfolge zu achten und nicht anzutaſten geſonnen ſei, und daß es ihm ſelbſt um den Frieden zwiſchen ſeinen Unterthanen, welchem Glauben ſie auch angehören, zu thun ſei."

„Unmöglich", ſagte Pater Cyſetus mit Bitterkeit. „Der Kaiſer iſt nicht in der Verfaſſung, ſich zwiſchen die ſtreitenden Parteien zu werfen. Er kann ſich nicht für das Heer erklären, an deſſen Spitze Laurentius Ramé ſteht, denn er hat demſelben vor nicht allzu langer Zeit den Befehl zukommen laſſen, die böhmiſche Grenze nicht zu betreten. Auch iſt den Leuten die Zahlung ihres Soldes verweigert worden. Noch weniger aber könnte er den proteſtantiſchen Herren, die auf der entgegengeſetzten Seite ſtehen, die Ehre ſeiner Gegenwart zu Theil werden laſſen, ja, dieſe würden ihn wahrſcheinlich

in ihrer Mitte gar nicht dulden wollen. Denn obgleich er bei dem letzten Aufruhr der Utraquiſten den Rebellen Glaubensfreiheit verſprochen und den Majeſtätsbrief Kaiſer Maximilian's ihnen in gewiſſer Weiſe beſtätigt hat, ſo iſt ihnen doch nie eins ſeiner Verſprechen gehalten worden. Es haben auch die katholiſchen Reichsräthe, die Herren von Martinecz und Slawata und der Kanzleiſchreiber Johann Menzel das Document jenes Majeſtätsbriefes niemals unterzeichnet, und noch heute halten die proteſtantiſchen Herren Böhmens ebenſo wie ihre Unterthanen und Hinterſaſſen den gegenwärtigen Kaiſer Rudolf II. für ihren erbittertſten Feind. Es thut noth, daß ein anderer Zuſtand in dieſem unruhigen Lande herbeigeführt werde. Kaiſer Rudolf iſt offenbar krank, ſeiner Sinne in vielen Augenblicken nicht mächtig, und es iſt nothwendig, daß eine kräftigere Hand die Zügel der Regierung ergreift. Darüber ſind auch bei ihrer jetzigen Zuſammenkunft in Wien die deutſchen Reichsfürſten einig geworden. Unſer ſehr edler Herr Erzherzog Ferdinand von Steiermark iſt wohl noch zu jung, um dieſe Aufgabe in ſeine eigene Hand zu nehmen; auch widerſtrebt es dem edlen Herzen des Jünglings, die Kronen, die ihm als Erbe zufallen ſollten, dem lebenden Verwandten und Wohlthäter vom Haupte zu reißen. Prinz Matthias iſt als zweiter Sohn Maximilian's der natürliche Nachfol-

ger Rudolf's, und Ferdinand beſcheidet ſich, auf das ihm von Rudolf verheißene Erbe bis zu dem ſeligen Hintritt ſeines Oheims Matthias zu warten, wenn dieſer ſich mit Rudolf über Abtretung ſeiner Kronen einigt. Dies Sr. Majeſtät und Ew. Gnaden, dem erſten Miniſter, mitzutheilen, iſt der eigentliche Zweck unſerer Sendung geweſen. Möge aus unſeres edlen Prinzen beſcheidener Zurückhaltung und treuer Ergebenheit für ſeinen edlen und erhabenen Vetter Frieden und Segen und vor allem auch die Rückkehr der vielen verirrten Unterthanen in den Schooß der heiligen Kirche hervorgehen."

Während dieſer langen, ernſten Rede hatte ſich Rudolf's Körperzuſtand um nichts gebeſſert; röchelnd, mit geballten Händen, mit ſchäumenden Lippen und feſtgeſchloſſenen Augen lag der unglückliche Fürſt immer noch in ſeinem Lehnſtuhle, und Johannes Fickler machte darauf aufmerkſam, daß die Herbeirufung eines der kaiſerlichen Leibärzte zur unerlaßlichen Pflicht geworden ſei.

„Man ſoll ſogleich den Doctor Dee und auch den vom Kaiſer ſo hochgeſchätzten Rabbi Löw hierher beſcheiden", ſagte Adam von Dietrichſtein zu dem herbeigerufenen Kammerdiener; „ich ſelbſt werde mit dieſen beiden Herren Se. Majeſtät keinen Augenblick verlaſſen, bis die Aerzte angelangt ſind; auch wäre es vielleicht wünſchenswerth, wenn die edle Gräfin von Roſenberg, deren Stimme

ſtets einen heilſamen Einfluß auf des Kaiſers Gemüth auch in den heftigſten Zornesaufregungen zu haben pflegt, ſich hierher bemühen wollte."

„Halten Sie das für unumgänglich nothwendig?" fragte Johannes Fickler.

„Ja!" antwortete Dietrichſtein kurz und feſt.

Unterdeß währte der wilde Kampf in den Straßen der Stadt ununterbrochen fort. Das paſſauer Kriegsvolk, unter Anführung des Obriſten Laurentius von Ramé und ſeiner Unterbefehlshaber, der Grafen von Sulz und Althan, befand ſich anfangs entſchieden im Vortheil. Die prager Bürger aber fochten für Haus und Herd, ſie beſchützten mit ihren blutenden Leibern die Ehre ihrer Weiber und Töchter, und der Graf von Roſenberg war ein tüchtiger Führer. Dennoch gelang es ihren Anſtrengungen nicht, die wilde Soldateska ganz aus der Stadt zu verdrängen.

Die Boten des Miniſters von Dietrichſtein nahmen ihren Weg vom Hradſchin nicht über die Moldaubrücke, auf welcher ein wildes Kampfgetümmel hin und her wogte, doch gelang es dem umſichtigſten derſelben, auf dem kleinen Boote eines Fiſchers über die Moldau zu kommen, und er hoffte es möglich machen zu können, auf dieſem Wege den gelehrten Juden in die Gemächer des Kaiſers zu führen.

Auch gelang dies Wagſtück über alles Erwarten,

und die Sonne des winterlichen Tages fing eben an ſich zu neigen, als in dem Gemach des noch immer bewußtloſen Kaiſers der Rabbi dem Cardinal von Dietrichſtein und dem berühmten Engländer Doctor Dee gegenüberſtand. Auch die ſchöne Gräfin Polixena ging, begleitet von ihrer ſchwäbiſchen Kammerfrau, von Zeit zu Zeit in dem Zimmer ab und zu. In ihren klaren, edlen Zügen ſtand der Ausdruck bittern Kummers ſo deutlich geſchrieben, daß wohl Niemand an der aufrichtigen Ergebenheit der edlen Dame gegen den Monarchen zweifeln konnte.

Zweites Kapitel.

Auf den Straßen Prags wogte indeß immer noch der wildeſte Kampf, und die Kugeln der Paſſauer flogen nicht minder häufig als die der Vertheidiger in die Fenſter der Paläſte und Bürgerhäuſer, in denen die Frauen und Kinder in den verſteckteſten Winkeln, in Kellergewölben und verborgenen und dicht gemauerten Waſchküchen zuſammengekauert hockten und von Zeit zu Zeit durch lautes Jammern ihre Furcht an den Tag legten.

Auch in dem Hauſe, das Johannes Kepler in jener verhängnißvollen Zeit mit ſeiner Familie bewohnte, herrſchten Verwirrung und Schrecken in ihrer ſchlimmſten Geſtalt. Frau Barbara war mit ihren fünf Kindern in die feſtgemauerte Küche geflüchtet, und die hübſchen Kleinen kauerten wie ein Volk Rebhühner hinter den dicken, rauchgeſchwärzten Mauern des Schornſteins, bei jedem neuen Schuß die blonden Köpfchen im Schooße der Mutter oder eins an des andern Schultern bergend.

„Was das nur wieder zu bedeuten haben wird, das viele Schießen und Schreien", sagte der Aelteſte, Ludwig, endlich mit ziemlicher Ruhe; „kämpfen denn da ſchon wieder Katholiſche und Proteſtanten gegen einander? Und wird nun nicht endlich der liebe Gott einmal kommen und den armen Proteſtanten, die ihn ja doch auf die allein richtige Art anbeten, helfen, daß ſie dieſe Katholiken, Jeſuiten und den Kaiſer ſelbſt, der dem ganzen Lärm immer noch kein Ende macht, fortjagen?"

„Schweig, dummes Kind!" ſagte die bleiche Mutter, die ihr kleinſtes, vor wenig Wochen geborenes Mädchen mit dem Ausdrucke höchſter Angſt in ihren Armen wiegte; „davon verſtehen Kinder nichts und müſſen daher gar nicht mitreden. Wo nur der Vater bleibt! Du lieber Gott, erbarme Dich meiner und dieſer armen verlaſſenen Kinder! O, es iſt ein herbes Loos, in ſolchen Nöthen den Mann und Hausherrn nicht um ſich zu haben!"

Sie ſagte dies mit lautem Jammern und bemerkte dabei nicht, daß der ſo ſchmerzlich Vermißte bereits eingetreten war und ſein Barett und ſeinen Mantel abgelegt hatte.

„Seid ruhig und ohne Sorgen, meine Lieben", ſagte Johannes Kepler, ſeine beiden Hände nach Weib und Kind ausſtreckend. „Ihr habt nichts mehr zu fürchten; der Kampf

in den Straßen iſt durch Unterhandlungen zwiſchen dem edlen Grafen von Roſenberg und dem Feldobriſten Laurentius Ramé beendigt. Die Paſſauer verlaſſen ohne weitern Kampf die Stadt, werden auch die Städte Beraun, Budweis und Tabor räumen, da die Stände ihnen durch Herrn von Roſenberg die Verſicherung gegeben haben, das Anſehen Sr. Majeſtät zu ſchützen, ihren eigenen Rückzug nicht zu beunruhigen und ſie vor den Thoren der Stadt mit Lebensmitteln zu verſorgen. Der Vertrag iſt abgeſchloſſen; es ſind Boten in das Schloß zum Kaiſer geſendet worden, und ſchon werden die Wagen mit den Lebensmitteln gepackt, die dem gefürchteten Kriegsvolk entgegengehen oder nachgeſchickt werden ſollen."

In der That war das Getümmel in den Straßen verſtummt; man hörte auch keinen Schuß mehr fallen und in den Häuſern kamen die Bewohner, wieder dreiſt werdend wie die Mäuſe, wenn des Nachbars große Katze nach Hauſe geſchickt worden iſt, aus ihren Verſtecken hervor und begaben ſich an ihre gewöhnlichen Geſchäfte.

Auch Frau Barbara Kepler verließ mit ihren Kindern den Winkel, in welchem ſie gehockt hatten. Sie war bleich und ſah nicht wenig geängſtigt aus, als ihr Gatte ſie in den Lehnſtuhl an ihrem Fenſter zurückführte, den ſie vor Stunden mit ihrem Säugling im Arme beim Beginn des Straßenkampfes verlaſſen hatte, um ſich in

einen Winkel zu flüchten, wo sie vor den Kugeln sicherer zu sein hoffte.

„Du bist kränker geworden, mein armes Weib", sagte Johannes, indem er ihr theilnehmend den Kopf in die Höhe hob. „Doch solltest Du an dergleichen Scenen in dieser unruhigen und von Parteizwisten nur zu oft heimgesuchten Stadt schon einigermaßen gewöhnt sein."

Barbara seufzte tief auf. „Ach, wären wir nie in dies Land gekommen", sagte sie bitter. „Es ist hier schrecklich; das Blut fließt wie Wasser in den Straßen und eine Hand ist wider die andere in allen Dingen. Ach, und Du, Johannes, bist nie bei den Deinen, wenn wir Deiner am meisten bedürfen. Wo warst Du denn jetzt während aller dieser entsetzlichen Stunden?"

„Wo ich hingehörte, mein liebes Weib", entgegnete der Gelehrte sanftmüthig, „in den Schaaren der Bürger, die, angeführt von einem wackern Edelmann und Krieger, Haus und Herd, Weib und Kinder, ja, wie ich wohl sagen kann, die heilige Glaubensfreiheit gegen die zügellosen Söldlinge vertheidigten, die gegen des Kaisers Befehl sich räuberisch in unsere Thore gedrängt hatten."

Barbara's Blässe war bei diesen Worten ihres Gatten noch tiefer geworden. Sie schlug mit seltsamem Ausdruck ihre Hände über das Gesicht und sagte dumpf: „Gekämpft hast Du gegen diese Passauer? Und dachtest

Du nicht an uns, an dieſe fünf verlaſſenen Kleinen, die ohne Dich hier im fremden Lande Hungers ſterben müßten, an mich, die ich hier keinen Freund, keinen Verwandten habe? O Johannes, Johannes, wie haſt Du mir das anthun können!"

„Meine gute Barbara", ſagte Kepler mit herzlicher Freundlichkeit, „bin ich in dieſen unruhvollen Zeiten nicht wie jeder andere Bürger verpflichtet, Haus und Herd zu beſchützen gegen dieſe Eindringlinge, bin ich als Proteſtant nicht doppelt dazu verpflichtet, da ſie offenkundig die Abſicht an den Tag legen, unſern Glauben mit Feuer und Schwert auszurotten, und habe ich nicht um ſo mehr ein Recht, mich ihnen entgegenzuſtellen, als mein Kaiſer, deſſen Diener und Beamteter ich bin, ihnen den Eintritt in ſein Land unterſagt hat?"

„Still!" ſagte Barbara, ihre Hände über ihrem kleinen Säugling faltend, „ſprich ſolche Worte nicht aus, um Gotteswillen nicht, Johannes. Du biſt ein grundgelehrter Mann, aber Deine Gelehrſamkeit weiß beſſer Beſcheid im Himmel als auf Erden. Es geht Dir darin, wie Deinem Herrn, dem Kaiſer, der in den Sternen forſcht nach ſeinen noch ungeborenen Feinden und Widerſachern und ſich dabei von dem aufwärts gerichteten Haupte durch die Hände ſeines Bruders Matthias eine Krone nach der andern abnehmen läßt.

Sie betrügen ihn alle, den armen Mann, der jetzt noch König von Böhmen heißt, und dieſe ſchöne Polixena am meiſten. Sie, die Falſche, hat ihn dazu gebracht, dem Kriegsvolke, welches zu ſeinem Beiſtand und ſeiner Hülfe geworben wurde, den Befehl zu geben, nicht in das Böhmerland einzudringen. Sie will es dem Matthias dadurch ganz leicht machen, dem Fürſten, der ſie trotz all ihrer Intriguen nicht zu ſeiner Gemahlin erhoben, das Regiment aus den Händen zu winden."

„Barbara!" ſagte Kepler mit ungewöhnlicher Strenge in Ton und Blick, „verurtheile nicht mit liebloſer Zunge eine Frau, die uns nur Gutes erwieſen hat und deren Geiſt und ſonſtigen hohen Werth man genauer kennen muß, um ſie überhaupt beurtheilen zu können."

„Hat ſie Dich auch behext, Johannes?" fragte Barbara mit ſeltſamem Blick. „Es iſt kein Mann, kein einziger, der ihr in den Weg tritt, dem ſie's mit ihrem Zauber nicht anthut; nur von Dir glaubte ich bisher, daß Du feſt ſeieſt gegen ihre Künſte, und habe nie eine Untreue von Dir für möglich gehalten."

„Und darin haſt Du Dich auch nicht geirrt, mein Weib", entgegnete Kepler, „und nie ſollſt Du Grund haben, Dein Vertrauen zu mir zu bereuen. Es gibt eine Macht im Herzen des Mannes, die dem ſchlimmſten Liebeszauber zu widerſtehen fähig iſt, und ich würde ſie

anwenden, wenn die Schönheit, der Geiſt und die Liebenswürdigkeit einer Frau mir in irgend einem Augenblick meines Lebens unwiderſtehlich erſcheinen ſollten; bei mir liegt ſie in der ernſten, heiligenden Beſchäftigung mit meiner erhabenen Wiſſenſchaft. Was aber in aller Welt hat jetzt Deinen Zorn erregt gegen die Dame, die Du bis dahin geehrt und geſchätzt haſt, wie ſie's durch ihre Gnade und Güte gegen uns ſo ſehr verdient hat?"

„Ich will ihre Gnade gar nicht", ſagte Barbara mit zornigem Ausdruck. „Ich bedarf ihrer Gnade auch nicht. Ich bin wie ſie aus adligem Geſchlecht, wie ſie die Gattin eines Edelmanns von guter Geburt, bin ſchön wie ſie, und ginge die Welt ihren ruhigen Gang und hätte dieſer Ferdinand von Steiermark nicht meine Güter eingezogen, weil wir unſerem heiligen Glauben treu geblieben, ſo wäre ich auch reich wie ſie. Schau her, Johannes, es iſt ein Brief an mich gekommen aus der Heimat, Rabbi Löw hat ihn mir geſendet; das alte Fräulein Veneta von Eggenberg iſt geſtorben und hat uns all ihre fahrende Habe vermacht, aber der Erzherzog hat durch ſeinen Rath ihre Güter eingezogen und ſie den Vätern der Geſellſchaft Jeſu übergeben. So ſind wir denn trotz dieſes reichen Erbes arm wie jemals und werden es auch bleiben, bis Du einmal von Deiner großen Kunſt und Wiſſen-

ſchaft Gebrauch machſt und Dich von Fürſten und Königen nach Verdienſt bezahlen läßt."

Sie war bei dieſen Worten aufgeſtanden und ſchritt langſam im Zimmer hin und her, immer noch ihr kleines Mägdlein in ihren Armen wiegend.

Kepler verſuchte ſie auf jede Weiſe durch liebreiche Worte zu beruhigen, aber ſie war allzu ſehr verſtört durch den Kriegslärm und die Aufregung, welche die Nachricht aus der Heimat ihr verurſacht; ſie war zudem noch durchaus nicht als eine von ihrem letzten Wochenbett vollkommen Geneſene zu betrachten; war doch ihr Säugling noch keine drei Wochen alt, und wie vieles hatte während dieſer Epoche ſchwer und ſtörend auf ihr Gemüth eingewirkt.

Draußen in den Straßen von Prag herrſchte in der Stunde, da Kepler in ſeinem ſtillen Hauſe ſein aufgeregtes Weib beruhigte, der wildeſte Aufruhr.

Das ſo lange gefürchtete paſſauer Kriegsvolk war zurückgeſchlagen und zwar ohne die Beihülfe des Ungarnkönigs, des verrätheriſchen Matthias, der, ſein Verlangen nach der Krone Böhmens heuchleriſch mit dem Vorgeben maskirend, ſeinem ältern Bruder, Kaiſer Rudolf, ſowohl gegen dieſe Söldlinge als auch gegen ſeine aufrühreriſchen Unterthanen zu Hülfe zu kommen, in Eilmärſchen heranzog, nachdem er ſich in Wien mit den

deutſchen Fürſten darüber geeinigt hatte, daß Rudolf's Geiſtesſchwäche ihn zum Regieren unfähig mache. Mit den proteſtantiſchen Ständen Böhmens hatte Matthias ſchon ſeit längerer Zeit Unterhandlungen gepflogen, die denſelben die Freiheit ihrer Religionsübungen, wie zur Zeit ſeines Vaters Maximilian, vom Augenblick ſeines Regierungsantritts an zuſicherten. Ganz Böhmen befand ſich in Gährung, denn es waren von den Beamten Rudolf's, der den Majeſtätsbrief, in welchem ſein Vater dieſen ihre Rechte und Freiheiten zugeſichert, noch immer nicht unterſchrieben hatte, mannichfache Gewaltthaten gegen die lutheriſchen Prädikanten und gegen proteſtantiſche Altäre und Gotteshäuſer verübt worden. Nicht daß die Proteſtanten bei allen dieſen ſie betreffenden Leiden ganz unſchuldig geweſen wären, es ging Schlag um Schlag; die abgeſetzten Prädikanten hatten ſich meiſt erlaubt, die Echtheit ihres Glaubens und ihrer Gottesfurcht durch wüthendes Schimpfen auf den Papſt, den ſie den Antichriſt, und die römiſch-katholiſche Kirche, die ſie die babyloniſche Hure nannten, an den Tag zu legen. Der eigenſinnige Rudolf beſtätigte den Majeſtätsbrief nicht. Matthias ſchürte die Glut des Parteizwiſtes, und die Geſellſchaft Jeſu hatte ihren Einfluß zu einer Ausſöhnung dieſes Fürſten mit dem für den katholiſchen Glauben ſchwärmenden Ferdinand von Steier-

mark benutzt, den Rudolf zu dem eigentlichen Erben seiner Kronen und Reiche bestimmt hatte. Jetzt, wo die lange, düstere Angst vor dem Einrücken der Passauer beseitigt war, wo verständige Männer mit den Anführern dieser Soldateska wegen ihres gänzlichen Abzugs aus Böhmen unterhandelten, erhoben sich die Hoffnungen der Protestanten auf Religionsfreiheit, die Hoffnungen aller Parteien auf endliche Ruhe in dem wild empörten Lande von neuem. Der Majestätsbrief, der die Religionsfreiheit aller Parteien sichern sollte, war für Böhmen eine Bestätigung des innern Friedens, und wieder versammelten sich die böhmischen Standesherren und besonders die, welche an der Spitze der protestantischen Partei standen, um dem Kaiser abzutrotzen, was von ihm zu erbitten ihnen nicht gelungen war.

Auf inständiges Bitten der Gräfin Polixena befand sich der Kaiser mit seinen treuesten Räthen in dem Ständesaale. Der würdige, treue Freund und Minister des unglücklichen Fürsten, Cardinal Adam von Dietrichstein, die Herren von Slawata und von Martinecz, der erstere zur Zeit Burggraf auf dem Karlstein und als solcher Bewahrer der böhmischen Reichskleinodien, Adam von Waldstein und noch viele Andere waren in seiner nächsten Nähe.

An der Spitze der protestantischen Partei stand

Herr Wenzel von Budova, der Graf von Schlick, Graf Rosenberg, der tapfere Anführer im Kampfe gegen die Passauer, der Herr von Lobkowitz und noch viele andere große und edle Herren Böhmens. Eine große Volksmenge begleitete diese ihre Vertreter nach dem Hradschin hinauf, und man konnte das Geschrei derselben und ihr wüstes Getümmel bis hinauf in den Saal schallen hören, wo Kaiser Rudolf, von Krankheit geschwächt, bleich und matt zwischen seinen Räthen saß.

Die Sitzung begann mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten; Graf Schlick und Wenzel von Budova hatten das Wort und trugen dem Kaiser die ernsten, dringenden Wünsche der Protestanten seines Reichs vor.

Es waren fünfzehn Artikel, von denen die wichtigsten sich zunächst auf die Freiheit bezogen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen zu dürfen; auch wurden die Verträge der Baseler Kirchenversammlung für richtig erklärt, nach welchen die Utraquisten außer der Freiheit, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu genießen, alle Satzungen und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche hatten beibehalten müssen. Kein Herr sollte seine Unterthanen zur Annahme einer Religion zwingen dürfen. Niemals sollte eine Religionspartei die andere durch Haß und Spott kränken und verfolgen. Dann sollten würdige Männer zu Vertheidigern (Defensores) der Utraquisten

und der prager Akademie eingesetzt werden. Einem Jeden wird erlaubt sein, auf seinem Grund und Boden Kirchen seines Bekenntnisses zu erbauen.

Es solle kein Ausländer in Prag weder eine Prälatur noch ein hohes politisches Amt bekleiden, und es dürfen in wichtigen Reichsangelegenheiten nur geborene Böhmen zu Rathe sitzen.

Den Vätern der Gesellschaft Jesu wird nicht mehr gestattet, ohne Erlaubniß der drei Stände Böhmens in diesem Lande Güter anzukaufen. Der königliche Procurator muß Ritter und ein geborener Böhme sein.

Ungewöhnliche Befehle, welche wider die Gerechtsame des Königreichs und wider die Freiheit der Stände laufen, sollen nicht befolgt werden; auch soll man genau bestimmen, was Hochverrath sei und wie weit er sich erstrecke.

Als diese Artikel von Wenzel von Budova und dem Grafen Schlick mit aller Achtung vor des Kaisers persönlicher Gegenwart laut verlesen waren, fanden sie den Beifall fast aller anwesenden böhmischen Standesherren und wurden von denselben sogleich unterschrieben; nur zwei weigerten sich dessen mit allem Ernste, die Herren von Martinecz und Slawata, beide als Protestanten geboren, aber zur katholischen Kirche übergetreten.

Ihre Weigerung erregte den furchtbarsten Lärm in

dem großen lebhaften Menſchenkreiſe, ein Geſchrei, das hinabſchallte bis zu der unter den Fenſtern des Hradſchin verſammelten Menſchenmaſſe.

Der Kaiſer allein ſaß bleich und ſchweigend in dem ihn wild umwogenden Getümmel, und nur bisweilen ſchaute ſein hellblaues, leer blickendes Auge nach dem Fenſter, von dem einzelne Worte zu ihm emporſchallten.

„Was will man von mir? Was ſoll ich thun?“ fragte er von Zeit zu Zeit.

„Will Ew. Majeſtät jetzt auf das Verlangen Ihrer Unterthanen eingehen, den Majeſtätsbrief beſtätigen, den Proteſtanten Religionsfreiheit und dem Böhmerlande den Frieden geben?“ ſagte Herr Adam von Dietrichſtein mit Nachdruck, indem er leiſe hinzuſetzte: „So nur kann Ew. Majeſtät die Krone Böhmens gegen die Anmaßungen des Prinzen Matthias ſichern.“

„Ich will, gewiß, ich will!“ entgegnete der ſchwache Kaiſer mit ſichtbarer Haſt, und die Feder aus Dietrichſtein's Hand nehmend, unterſchrieb er den ſo lange verweigerten Majeſtätsbrief mit einem kräftigen Zuge.

Kaum war dies geſchehen, als ſich die Nachricht davon vom Hradſchin hinab durch die ganze Stadt verbreitete und dort einen Jubel erregte, wie man ihn am geſtrigen Tage nicht für möglich gehalten hätte. In allen Straßen tönte der Ruf „Vivat Rudolfus!“ aus tauſend

Kehlen. Bärtige Männer fielen bei demſelben ſich in die Arme, Kinder drängten ſich um ihre gerührten und entzückten Mütter, Greiſe mit weißem Haar hoben ihre Enkel auf ihre Arme, ihnen mit froher Miene verkündend, daß der heilige, gereinigte Glaube, auf den ſie getauft worden, jetzt in kaiſerlichen Landen wieder frei ſei und daß mit dieſem, einem höchſten, langerſehnten Gute, eine beſſere Zeit kommen würde über die entzweite Welt. „Vivat Rudolfus!“ riefen die ſchlanken Jünglinge, denen man es an Tracht und Geberden wohl anſehen konnte, daß ſie Schüler jener berühmten Anſtalt waren, an welcher vor hundert Jahren Johannes Huß gewirkt hatte, an deſſen Scheiterhaufen ſich jener grauſame Krieg entzündet, an deſſen Wunden Böhmen und ein großer Theil der Länder deutſcher Zunge noch bluteten.

„Glaubensfreiheit!“ jubelten die Schaaren der wackeren Handwerker, die mit ihren Arbeitsgeräthen auf der Schulter jetzt in der Mittagszeit an ihren häuslichen Herd eilten, und „Vivat Rudolfus!“ brüllten auch jene unzähligen Müßiggänger, die ſich damals, wie jetzt, arbeitslos und zwecklos in den Straßen jeder großen Stadt umhertrieben.

Es war ein Tag lauten, einſtimmigen Jubels, und man hätte meinen ſollen, daß ganz Prag dem proteſtantiſchen Glauben anhänge und daß ſich unter dem Scep-

ter Rudolf's II. eine katholiſche Partei nie dort befunden habe.

Der Kaiſer ſelbſt ſchien dieſe allgemeine Glückſeligkeit zu theilen. Er trat häufig an das Fenſter, an welchem ſich einige Jahre ſpäter eine andere ſehr ſchreckliche Scene durch die Wuth und den Jähzorn der jetzt durch ſeine Gnade ſo hoch beglückten Religionspartei ereignen ſollte, und grüßte das unten verſammelte Volk, das ihn mit immer neuem, nicht enden wollendem Jubel empfing und ein „Vivat Rudolfus!“ an das andere reihte, ſodaß es wie Donnergerolle bis über das Weichbild der Stadt hinaus tönte, wo die Abgeſandten des prager Magiſtrats den Führern des aus der Stadt gedrängten paſſauer Kriegsvolks das Verſprechen erneuerten, das abziehende Heer gegen Bezahlung mit allen nothwendigen Lebensbedürfniſſen verſorgen zu wollen. Es waren zu dieſem Zweck auch bereits alle nöthigen Veranſtaltungen getroffen worden. Wagen an Wagen, mit Heu und Hafer, mit fertig gebackenem Brod, Schinken, Wein-, Bier- und Branntweinfäſſern beladen, zogen in langen Reihen aus den Stadtthoren und wurden von den dazu vom Obriſt Laurentius Ramé auserwählten Offizieren ſeiner Truppen in Empfang genommen. Es ſchien ein großer Markt und ein allgemeiner Freudentag für Bürger und Soldaten zu ſein.

Das Heer des Obriſten Ramé war wie faſt alle Soldaten jener Zeit eine aus allen Nationen nicht nur Deutſchlands, ſondern des halben Europa zuſammengelaufene Bande, eine Maſſe, die der Botmäßigkeit eines kühnen Glücksſoldaten durch die ſtrengen Geſetze der Kriegszucht unterwürfig gemacht worden war. Auch auf ſie paßten genau jene Worte Schiller's:

Nun, und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zuſammengeſchneit und geblaſen worden?
Sehn wir nicht aus wie aus einem Spahn?
Stehn wir nicht gegen den Feind geſchloſſen,
Recht wie zuſammengeleimt und gegoſſen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?

Ramé ſelbſt, von Geburt ein Franzoſe, beſaß in hohem Grade jenes Organiſationstalent, das freilich mit nachſichtsloſer Strenge, ja eigentlich mit unbarmherziger Härte gepaart ſein mußte, um in jenen Zeiten die wilden zuſammengewürfelten Schaaren von ungerathenen Söhnen, zu Grunde gerichteten Bauern, liederlich gewordenen fahrenden Schülern, deſertirten Soldaten, bankrotten Krämern und Hauſirern zu einer Armee umzuſchaffen, die ihre Arme auf Befehl ihres Anführers an jeden Fürſten verkaufte, der dem Anführer eine Geldſumme bot, die ihn in den Stand ſetzte, ihnen knappen Sold zu bezahlen und für ſeine Perſon ein zügelloſes Leben in wildem

Saus und Braus zu führen. Ich kann über die Art und Weiſe dieſer Söldlinge, die neben unſern heutigen, aus den Kindern unſeres Landes, aus unſern Söhnen und Brüdern beſtehenden Kriegern nichts Anderes ſind als freche, mit Erlaubniß des Landesfürſten mordende Räuber, nichts Paſſenderes und Beſſeres ſagen, als was Schiller in „Wallenſtein's Lager“ ihnen über ſich ſelbſt in den Mund legt.

Auch für das ſchwer verrufene paſſauer Volk paßte jedes dieſer ſchrecklichen Worte genau, obgleich Laurentius Ramé vielleicht in keiner Beziehung dem großen Feldherrn an die Seite zu ſetzen iſt, den unſer großer Dichter uns in ſeinem unſterblichen Drama mit Meiſterhand gezeichnet.

Ramé hatte ſich, halb von den prager Bürgern unter dem Grafen Roſenberg beſiegt, halb infolge mit ihm gepflogener Unterhandlungen aus dem Weichbilde der Stadt zurückgezogen und lagerte am Fuße des Žižkaberges, der ſchon zur Huſſitenzeit viel Blut hatte fließen ſehen, um die Proviſionen in Empfang zu nehmen, deren Menſchen und Thiere dringend bedürftig waren.

Ein luſtiges Gewühl herrſchte dort, und es hatte nichts Auffallendes, daß auch Perſonen in bürgerlicher Kleidung in demſelben in tiefen Geſprächen mit den einzelnen Offizieren des gefürchteten Parteigängers zu

erblicken waren. Auch Geiſtliche befanden ſich in dem Feldlager, doch hatten ſie nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit jenem originellen Kapuziner, der ſeine Strafpredigt über das Treiben im Lager und den Charakter des berühmten Feldherrn ſo unerſchrocken inmitten ſeiner Truppen laut werden läßt. Es waren zwei Männer von hoher Geſtalt, beide über die Jugend hinaus, jedoch noch von ſtattlichem Anſehen; der eine, fein gekleidet, von auffallend ſchönem Angeſicht und der Tournüre, die man ſich nur in der beſten Geſellſchaft erwerben kann, unſer alter Bekannter Pater Johannes Fickler, ſein Begleiter der berühmte Aſtronom Cyſetus, der ihm zu der Reiſe nach Prag mehr noch von den Obern ſeines Ordens als von ſeinem jugendlichen Gebieter Erzherzog Ferdinand beigegeben worden war. Ihre Reiſe hatte zum Zweck, den Kaiſer Rudolf auf die beſte Weiſe von dem Uebereinkommen zu benachrichtigen, das jener und viele andere Fürſten des Reichs in Wien mit Matthias getroffen und das dieſen Prinzen halb und halb autoriſirte, ſeinen kaiſerlichen Bruder vom Throne zu ſtoßen, weil er durch mancherlei widerſinnige Handlungen Zweifel an ſeiner geiſtigen Geſundheit erregt habe.

Die beiden Väter von der Geſellſchaft Jeſu hatten gleich nach der Ertheilung des Majeſtätsbriefes und mitten unter dem lauten Volksjubel die Thore Prags

verlaſſen und waren auf Umwegen zu Ramé geeilt, mit dem ſie eine geheime Unterredung gehabt, deren einzelne Punkte wohl nie Jemand anders als den Obern des Ordens der Geſellſchaft Jeſu bekannt geworden iſt.

Als nach einigen Stunden Johannes Fickler im Zimmer Polixena's neben ſeiner frühern Schülerin ſtand, um Abſchied von ihr zu nehmen, da er noch am nämlichen Abende Prag zu verlaſſen im Begriff ſtand, war ſein Angeſicht von einer erſchreckenden Bläſſe. Kalte Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner hohen Stirn, die er von Zeit zu Zeit mit ſeinem Tuche abtrocknete, und die Nägel ſeiner ſchlanken Finger ſchimmerten bläulich wie die eines Fieberkranken.

„Was fehlt Euch, mein theurer, mein älteſter Freund?“ fragte die Gräfin mit ihrer gewohnten liebevollen Theilnahme.

„Fragt mich nicht“, entgegnete der Jeſuit, „aber betet für mich, meine geliebte Schülerin. Betet, daß der Herr der Welt, der nach ſeiner Weisheit überall die Kraft ſeiner Geſchöpfe nach der Laſt einrichtet, die ſein Wille ihnen auferlegt, mir endlich die Laſt, die ich trage, von den Schultern nehme und mich durch den Tod erlöſe von einem Daſein, das mir länger zu tragen zu ſchwer, o allzu ſchwer wird!“

Polixena legte theilnehmend ihre Hand auf ſeine

Schulter, die ſich unter dem feinen Tuche ſeiner Ordenskleidung wie die Schulter eines zu anatomiſchen Zwecken präparirten Skeletts anfühlte.

„Ihr ſeid krank, mein Vater, Ihr ſeid ſehr krank!“ ſagte die Gräfin beſorgt, „und es erſcheint mir heilige Pflicht, Euch nicht von hier fortzulaſſen, bis Euer Zuſtand ſich gebeſſert hat.“

„Mit nichten, meine Freundin“, entgegnete Fickler, „meines Bleibens iſt hier keinen Augenblick länger. Mein Reiſegefährte wartet ſchon auf mich im Hauſe unſeres beiderſeitigen Freundes, des Magiſters Kepler, mit welchem er noch Einiges in Betreff ihrer Wiſſenſchaft zu beſprechen hat. Wir haben ſtets gehofft, daß es Euch gelingen würde, dieſen ſeltenen Mann in den Schooß der heiligen Kirche zurückzuführen. Wie betrübend iſt es, daß der tiefſte Denker unſeres Jahrhunderts, der zugleich ein braver und hochherziger Mann iſt, durch grobe Ketzerei befleckt ſein muß!“

„Ich würde mein Herzblut hingeben, ſeine Seele vom ewigen Verderben zu retten“, entgegnete die Gräfin mit ſchnell aufflammender Glut auf ihren Wangen.

Pater Johannes ſeufzte tief und bat dann die Dame, von der er ſich verabſchiedete, um die Erlaubniß, ſeine Verwandte, ihre alte Dienerin Frau Apollonia Wellinger auf einige Augenblicke ſprechen zu dürfen, gab der Gräfin ſeinen Segen und entfernte ſich, begleitet

von einem herzlichen: „Auf Wiederſehen, Pater Johannes, auf baldiges Wiederſehen in alter Freundſchaft!“ das Polixena mit inniger Freundlichkeit ausſprach, wie von dem Hauche eines Sommerlüftchens hinaus in die winterlich rauhe Nacht begleitet, die auf den Höfen des ſtolzen Hradſchin ihm entgegenwehte. Er hatte ſeine Abſicht, mit ſeiner alten Freundin und Verwandten noch vor dem Scheiden ein Geſpräch zu haben, im Weh dieſes Abſchieds vergeſſen.

Als er durch das Eingangsthor der rieſigen Kaiſerburg ſchritt, ſchlug auf der Domuhr ſo eben die Stunde, zu welcher dieſelbe auf Befehl Kaiſer Rudolf's ſchon ſeit Jahren geſchloſſen wurde, und nur durch Anwendung größter Eile gelangte er in die Straße, die ihn nach der ſteil abſchüſſigen Spornergaſſe und von dieſer über die Moldaubrücke nach der Straße führte, wo unfern der Kirche Maria-Schnee Kepler's einfache Wohnung lag.

Eine tiefe Stille herrſchte in den dunklen Gaſſen; eine ruhige Nacht ſchien dem verfloſſenen Freudentage folgen zu wollen. Nur vor den Wachthäuſern, die der Graf von Roſenberg noch immer vorſichtig beſetzt hielt, brannten noch Pechpfannen mit ihrem rothen unheimlichen Glanz, und die einzelnen Wachtpoſten gingen, die Hellebarde auf der Schulter, mit gleichförmigen Schritten auf und nieder.

Die Nacht war trübe und mondlos; aus Kepler's Hauſe aber drang das Licht einer Lampe freundlich auf die düſtere Straße.

Hier ſaßen die beiden Aſtronomen Kepler und Cyſetus in tiefſtem Geſpräche bei einander. Es galt den beiden Geſetzen der Planetenbewegungen, die Kepler unlängſt ſeinen gelehrten Freunden und unter andern auch dem berühmten Profeſſor Galileo Galilei in Padua bekannt gemacht hatte. In fliegenden Worten und mit ſchlagenden Pulſen hatte Kepler, für den es keine Ermüdung gab, wenn ſeine Wiſſenſchaft ihn begeiſterte, wohl eine Stunde lang geſprochen, Cyſetus hatte ſeinen Reden mit Entzücken zugehört. Unter den Vätern der Geſellſchaft Jeſu befanden ſich im Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts viele Männer von großer Gelehrſamkeit, und Franz Cyſetus war unfehlbar einer derſelben.

Ehe Pater Johannes die Ruhe des Hauſes, in welches er zu treten beabſichtigte, durch Anwendung des an der Thür befindlichen Klopfers unterbrach, blieb er noch eine Zeit lang auf der Straße ſtehen und ſchaute ſpähend rings um ſich. Er ſchien etwas Außergewöhnliches zu erwarten, aber die ganze Straße lag in tiefer nächtlicher Ruhe.

„Dort oben", flüſterte er leiſe vor ſich hin, „ſitzt mein

Gefährte und vertieft ſich in den Wandel der Sterne, die er nur als goldene Punkte am fernen Himmelsraum kennt, und er weiß ſo gut wie ich, daß in jeder Minute hier unten in den Straßen der Stadt ein Sturm losbrechen muß, ſchlimmer als alle, die jemals nach Gottes Willen zwiſchen Himmel und Erde getobt haben. Er weiß, daß bald die Flammen mit glühenden Zungen an den Mauern lecken werden, wo jetzt viele, ſo viele tauſend Schläfer in Geſundheit dem künftigen Morgen entgegenzuträumen hoffen. Er weiß, der Mann, der ſich jetzt darüber belehren läßt, ob die Bahn der Erde um die in unmeßbarer Ferne flammende Sonne ein Kreis iſt oder eine Ellipſe, wie viele der Schläfer hier rings umher, lange bevor noch das leuchtende Tagesgeſtirn im Oſten emporſteigen wird, als Leichen mit offenen, zum Himmel ſtarrenden Augen an dieſem Boden liegen und ſeine eiſigen Steine mit ihrem Blute röthen werden, und er weiß auch, daß unſere Einwirkung dem beſiegten Feinde von neuem die Thore der jetzt friedlichen Stadt öffnete. Er weiß es und kann die Erinnerung daran aus ſeinem Gedächtniß verbannen!

Weh mir! Ich kann das nicht, ich fühle die ſchweren Thaten, zu denen der Orden mich gebraucht, immer wieder als meine eigenen auf meinem Herzen und Gewiſſen laſten und kann die Ruhe nicht finden, die ich als ge-

horſames Werkzeug der Verbindung, der ich angehöre, haben müßte und die ich bei meinem Eintritt in dieſelbe mit glühender Sehnſucht ſuchte. Weh mir, o dreimal weh mir, dem Unglücklichſten unter den Unglücklichen! Aber horch, was iſt das? Die Würgengel nahen, ſie ſind da und mit ihnen das Entſetzen.“ Mit eiligen Schritten verließ er die Hausthür Kepler's und eilte nach der Moldaubrücke an einen Platz unfern der Haſenburg, wo er den Zug der in tiefſter Stille in die Stadt geſchlichenen Paſſauer ſich ſammeln und ordnen ſehen konnte.

Ein dort von den kriegsgeübten Freiſchärlern aufgeſtellter Wachtpoſten faßte den Lauſcher, um ihn am Schreien zu verhindern, bei der Bruſt, und ehe er noch den Verſuch machen konnte, ſich aus den Armen des kräftigen Mannes loszureißen, ſchmetterte der Morgenſtern deſſelben auf ſein Haupt herab, das, nur von der ſchwarzen Mütze, die zu ſeiner Ordenskleidung gehörte, beſchützt, dem gräßlichen Schlage keinen Widerſtand leiſten konnte.

Ohne Bewußtſein ſank Pater Johannes Fickler, der Lehrer Erzherzog Ferdinand's und der edlen, großherzigen Polixena, der langjährige Beſchützer Kepler's, lautlos nieder, und das aus ſeiner Kopfwunde fließende Blut miſchte ſich leiſe weiterrieſelnd mit dem eiſigen Straßenkoth.

Der paſſauer Soldat, der in dieſer ſchrecklichen Nacht das erſte Blut in den Straßen des überrumpelten und verrathenen Prag vergoſſen hatte, wendete ſich von dem zu ſeinen Füßen zuſammengeſunkenen Körper ohne Schauder ab und trat mit aller Ruhe zu einer ganz in ſeiner Nähe ſtehenden Gruppe von Perſonen, die zwar an ihren Soldatenmänteln und Kopfbedeckungen keine Auszeichnung hatten, doch aber durch Haltung und Stellung verriethen, daß ſie zu den Befehlshabern der in die Stadt gerückten Truppen gehören mochten.

„Ihr ſeid's, Heinrich?“ ſagte einer der Offiziere, indem er mit leichtem Schritt dem Manne entgegentrat. „Was wollt Ihr? Iſt etwas vorgefallen?“

„Mein Obriſt“, entgegnete der Mann, „'s wird unruhig in den Straßen; unſere Leute ſind bei einander, wir ſind dem Waſſerthore hier ganz nahe und könnten vielleicht ohne Schwertſchlag uns zum Herrn der Brücke machen, wenn Ihr den Befehl dazu geben wolltet.“

„Iſt noch unthunlich“, antwortete Laurentius Ramé; „ich muß hier noch einen Boten abwarten, der unſere Freunde in der Stadt an mich abſchicken wollten. Aber halt, was iſt das hier?“ fragte er mit bemerkbarer Unruhe, da er im Vorwärtsgehen mit ſeinem Fuße an den Körper des Jeſuiten ſtieß, der ein leiſes, ſchmerzliches Stöhnen hören ließ.

„Eine Leiche", entgegnete der, den ſein Obriſt Heinrich genannt hatte, „ein zudringlicher Nachtſchwärmer, der, ohne die Loſung zu haben, hier umherſpähte und dem ich meinen Morgenſtern ein wenig zu koſten gab; er wird unſere Wege hier nicht mehr verrathen, mein Obriſt!"

Laurentius Ramé hatte ſich niedergebeugt, und mit ſeiner Hand das kleine, ſteife, um den Kopf enge, am obern Rande etwas weitere Barett aufhebend und daſſelbe mit ſeltſamen Blicken betrachtend, ſagte er finſter: „Du biſt immer allzu ſchnell, wo's gilt, Blut fließen zu laſſen, Heinrich. Dieſer Mann war jedenfalls ein Freund, wahrſcheinlich ſogar der Bote, den die Herren Patres, die uns geſtern früh dieſen Ueberfall anriethen und vermittelt haben, uns an dieſen Platz ſenden wollten. Er trug das Kopfzeug ihres Ordens, ſcheint aber Gott Lob noch am Leben zu ſein." Dann ſich zu dem ſchwer und ſchmerzlich Stöhnenden niederbückend, ſagte der wilde Parteiführer: „Wie iſt Euch, ehrwürdiger Bruder, und kann von unſerer Seite etwas für Euch gethan werden?"

Der Sterbende antwortete nur mit der Nennung eines Namens. „Kepler, Johannes Kepler", ſtöhnte er laut.

„Wollt Ihr dahin gebracht werden, ſo werde ich den Befehl dazu geben", ſagte Ramé mit ruhigem Ernſte.

„Noch regt ſich nichts in der in tiefen Schlaf verſunkenen Stadt, die Wachen am Thor ſind vollſtändig überrumpelt und ohne Gegenwehr niedergemacht worden, und wenn wir noch die Brücke beſetzen können, iſt die reiche Stadt unſer Eigenthum. Gebt Eure Hellebarde dem Manne, den ich zu Eurer Ablöſung herſenden werde, und tragt dieſen Verwundeten in das Haus, das er Euch bezeichnen wird. Die Kraft dazu habt Ihr, wie ich weiß, Heinrich!“

Obriſt Ramé entfernte ſich raſchen Schrittes und der abgelöſte Soldat hob die leichte Geſtalt des Verwundeten ohne große Anſtrengung auf ſeine Schultern und trug dieſelbe nach deſſen leiſe geflüſterten Anweiſungen nach dem Hauſe Kepler's, aus deſſen Fenſter noch immer das Lampenlicht auf die öde Straße herabſchimmerte, ein Beweis, daß die beiden gelehrten Aſtronomen ihr Geſpräch noch immer nicht beendet hatten.

In der That ſaßen die beiden, in Glauben und Anſichten ſehr verſchiedenen, aber durch ihre edle Wiſſenſchaft in Freundſchaft vereinten Männer ſich noch im lebhaften Geſpräch mit leuchtenden Blicken gegenüber. Vor ihnen, auf Kepler's Arbeitstiſche, lagen mehrere, mit Ellipſen verſchiedener Art vollgezeichnete Pergamentblätter. In jeder derſelben war einer ihrer Trennpunkte mit jenen feinen Strichelchen umgeben, durch welche

Aſtronomen und Phyſiker damals wie heute die Sonne zu bezeichnen pflegen, und die radii vectores, von dieſem Punkte nach allen Seiten hin ausgehend, theilten die Peripherie bald in zwölf, bald in noch mehrere größere und kleinere Bogen.

Kepler hatte ſein ſchönes, noch ſo jugendlich erſcheinendes Angeſicht in die Hand geſtützt und ſagte, ſeinem Gefährten voll ins Auge blickend:

„Ihr irrt Euch, werther Herr; nicht mir, ſondern meinem großen Vorgänger Tycho de Brahe müßten die Ehren dieſer großen und ſchönen Entdeckung zu Theil werden, das iſt meine Anſicht und ich habe ſie auch ſchon Sr. Majeſtät, meinem gnädigen Kaiſer, ſo unverhohlen wie jetzt Euch ausgeſprochen. Tycho's zwanzigjährige, ununterbrochen mit höchſtem Fleiß und äußerſter Genauigkeit fortgeſetzte Beobachtungen der Marsbahn zeigten an derſelben die Ellipſe ſo deutlich, daß ein Laie ſie in ſeinen ſchönen Aufzeichnungen und Karten hätte herausfinden müſſen; daß er ſelbſt nicht, wie ich, aus derſelben den natürlichen Schluß auf die Bahn aller andern Planeten machte, lag nur an dem Irrthum, mit welchem ſeine Eitelkeit, die ſein falſches und kleinliches Syſtem in der Gelehrtenwelt zur Geltung bringen wollte, ſeinen ſonſt ſo klaren Geiſt umdunkelte. Tycho de Brahe würde der größte Aſtronom aller Zeiten geworden

ſein, wenn nicht ſein thörichter Vorſatz, den gerechten Ruhm des Copernicus zu überſtrahlen, ihn von den beſchränkten Anſichten ſeiner Zeitgenoſſen abhängig gemacht hätte. Sein großer Geiſt hätte ſich wohl emporſchwingen können zu dem Gedanken, daß die Erde nur ein unſcheinbares Pünktchen iſt im Weltall, ein Tröpfchen nur im Ocean der Sterne, den Gottes Wille aus der Fülle ſeines allmächtigen Seins hervorſtrömen ließ, aber der ſonſt mit den größten Eigenſchaften begabte Mann nahm die Gedanken ſeiner Zeitgenoſſen, nicht die Größe des Herrn zur Richtſchnur ſeines Strebens; er wollte nicht wie Copernicus Gottes Gedanken erforſchen, ſondern ein ſeinen Mitmenſchen gefallendes populäres Syſtem erdenken. Sein Ruhm, nicht die Erkenntniß der Wahrheit, war das Endziel ſeines Strebens, darum blieben ſeine Augen verſchloſſen vor der Wahrheit, die ſein Fleiß, die Genauigkeit und Ausdauer, mit denen er zwanzig Jahre lang ſeine Beobachtungen anſtellte, ihm deutlich, ſelbſt für mein ſchwächeres Auge erkennbar, herausſtellten. Mit der Gewißheit, daß die Marsbahn eine Ellipſe ſei, an deren einem Brennpunkt die Sonne ſteht, mußte ſich, wenn er ſich nicht beſtrebt hätte, ſein von ihm erfundenes kleinliches Weltſyſtem dem Copernicaniſchen gegenüber zur Geltung zu bringen, wenigſtens ſogleich die Vermuthung einſtellen, daß auch die Erde und

die übrigen unſichtbaren Wandelſterne eine ähnliche Linie um das Centralgeſtirn beſchreiben. So würde er den Ruhm des Copernicus überflügelt haben."

„Aber, mein Herr und Freund", ſagte Pater Cyſetus, dem eifrigen Sprecher mit Theilnahme in die Augen blickend, „ſcheint es Euch nicht wie mir, daß die Kreisbahn der Planeten vollkommener und gleichſam dem Gedanken des Weltſchöpfers würdiger ſei?"

„Mit nichten", entgegnete Kepler; „eine größere Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen entwickelt ſich bei der Ellipſe, bei gleicher Regelmäßigkeit derſelben. Der kürzere radius vector bei der Sonnennähe unſeres und jedes Planeten bedingt ein raſcheres Vorwärtsbewegen deſſelben in gleichen Zeiträumen, und zwar iſt der Bogen, den der Planet auf ſeiner Bahn beſchreibt, genau ſo viel länger in der Sonnennähe, als der radius vector in derſelben kürzer iſt. So führt die Sonne ihre Planeten gleichſam wie eine Mutter ihre Kindlein am Gängelbande, wie die Hirtin ihr Lieblingslamm an einer Schnur um ſich herum. Die Länge des radius vector und die Länge der Bahn, die die Erde zurücklegt, zuſammen bleiben in jedem Monate, an jedem Tage, in jeder Stunde und Sekunde untereinander gleich, und daraus folgt, daß auch die in gleichen Zeiträumen zurückgelegten Flächenräume ſich jahraus jahrein gleich bleiben, welch

eine Mannichfaltigkeit der Geſtaltungen die von der Erdbahn und dem radius vector in jedem gleichen Zeitraum aus geſchnittenen Dreiecke auch unter einander bilden. Aber halt, was iſt das? Welch ein Lärm beunruhigt die Stadt in dieſer ſpäten Nachtſtunde?" ſagte Kepler ſich ſelbſt unterbrechend.

Man hatte ſo eben mit großer Heftigkeit an die Thür der ſtillen Wohnung des Gelehrten gepocht; doch war es nicht dies Pochen geweſen, was die Unterhaltung der beiden eifrig ſprechenden und nachdenkenden Perſonen unterbrochen. Von der Stadt tönten der laute Lärm vieler Menſchenſtimmen, Flüche und wildes Geſchrei, auch Gewehrſalven und Kampfgetümmel der mannichfaltigſten Art in das ſtille Zimmer herüber.

„Die Paſſauer ſind wieder in der Stadt", ſagte Pater Cyſetus. „Aber was will man hier bei Ihnen, Magiſter Kepler? Hören Sie nicht, daß man an der Thür Sie beim Namen ruft und Einlaß und Schutz von Ihnen begehrt? Ich werde Sie begleiten, wenn Sie Ihre Thür zu öffnen gehen, und ich denke, daß mein Ordenskleid ausreichen wird, Mißhandlungen und Plünderung von Ihnen und den Ihrigen fern zu halten."

Als die beiden Männer den Flur und die durch Schlöſſer und Riegel geſchützte Hausthür erreicht hatten, war eben auch Frau Barbara Kepler aus ihrem

Schlafzimmer herbeigeeilt, um nach der Urſache der Störung des nächtlichen Friedens zu forſchen. Sie war im leichten Nachtgewande und ſchien ſehr geängſtigt und verſtört zu ſein.

„Oeffnet, öffnet, Ihr drinnen, im Namen des dreieinigen Gottes“, rief eine rauhe Stimme. „Obriſt Laurentius Ramé, der die Stadt genommen, verſpricht dem Hauſe, das dem Sterbenden, der bei mir iſt, Aufnahme gewährt, ſeinen Schutz.“

„Oeffnet“, flehte dann wieder eine zweite Perſon, „und gönnt einem, der Euch ſtets herzliches Wohlwollen erwieſen, ein Plätzchen zum ruhigen Sterben.“

Ohne ſich lange zu beſinnen, öffnete Kepler die feſtverwahrt Thür, und im Augenblick, daß ſie ſich aufthat, drängte ſich ein großer Mann durch die Oeffnung, der in ſeinen mächtigen Armen die kraftloſe, zum Tode erbleichte Geſtalt des Jeſuitenpaters Johannes Fickler trug.

„Verſchließt das Haus ſorgfältig, ſichert Alles vor dem Eindringen des Schwarms, der uns wahrſcheinlich gleich folgen wird“, ſagte der Träger mit einer gewiſſen Freundlichkeit, die ſeltſam mit ſeinem rauhen und wilden Weſen contraſtirte, und ſich an Barbara beſonders wendend, ſetzte er hinzu: „Eilt, wenn Ihr des Herrn Johannes Kepler Hausfrau ſeid, und gebt dem Schwerverwundeten ein Lager und einen Trunk Waſſer.“

Alle beeilten ſich, dem Leidenden jeden möglichen Beiſtand zu leiſten, und nach wenigen Minuten befand ſich Pater Johannes auf einem reinlichen Lager, wo ſein Ordensbruder ſeine blutende, klaffende Wunde unterſuchte und verband, da einige Kenntniß der Heilkunde unter den Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu keine Seltenheit und in den damaligen Zeiten eigentlich auch jedem Gebildeten nützlich und nothwendig war.

Frau Barbara ſchien von dem Vorfalle aufs äußerſte erſchüttert zu ſein.

„Was iſt geſchehen? Was gibt's draußen? Warum bringt man den verwundeten Pater in unſer proteſtantiſches Haus?“ fragte ſie einmal über das andere unter Händeringen und Schluchzen; Niemand aber ſchien die geringſte Zeit zur Beantwortung ihrer Fragen finden zu können, denn nicht nur der Zuſtand des Leidenden, ſondern auch der mehr und mehr zunehmende Lärm auf den Straßen nahm die Aufmerkſamkeit der drei Männer vollſtändig in Anſpruch. Nur der alte rohe Soldat ſchien einiges Mitleid mit dem Zuſtande der geängſtigten Frau zu fühlen. Er redete ihr hin und wieder freundlich zu, ſich zu faſſen, meinte, ſie ſolle ſich nicht fürchten, denn er ſei durch den Herrn Obriſten Ramé befehligt, das Haus zu ſchützen, in welchem die beiden Herren Patres ſich bis zu ihrer Abreiſe in Prag aufhal-

ten würden, und er würde ſein Möglichſtes thun, um alle Unbilden, die der Einfall ſeiner Kameraden in der Stadt herbeiführen könne, von ihrem Hauſe, ihrer Familie und ihr ſelbſt fern zu halten.

Unterdeß ertönten die Sturmglocken von den Thürmen der Stadt, Schaaren bewaffneter Bürger eilten zu den Sammelplätzen, welche Graf Roſenberg ihnen für den möglichen Ueberfall der Paſſauer ſchon am Tage des Rückzugs derſelben angegeben hatte. Auch Kepler wollte ſich waffnen, aber nicht nur Barbara's verzweifeltes Geſchrei, ſondern auch die ernſten Bitten und Vorſtellungen des Paters Cyſetus und ein gewiſſer feſter Widerſtand des alten paſſauer Kriegsmanns machten ihm das unmöglich.

„Bleibt, wo Ihr ſeid, Herr Magiſter", ſagte der ſeltſame Greis. Jeder mit den Waffen in der Hand gefundene Bürger von Prag wird von den Leuten des Ramé als Empörer gegen Se. Majeſtät ſogleich gehängt. Seid ruhig, Euer Haus, das jetzt dieſe beiden Herren aufgenommen hat, wird nicht als das eines Proteſtanten behandelt werden und Euern einzelnen Arm wird der Graf von Roſenberg ſchwerlich vermiſſen, wenn er es wagt, gegen kaiſerlichen Befehl ſich auf einen Kampf mit den kriegsgewohnten Paſſauern mitten in den Straßen der Stadt einzulaſſen."

„Bleibt", ſagte auch Pater Cyſetus, „bleibt in den Mauern Eures Hauſes, bei Weib und Kind, denen Eure Nähe in dieſen Stunden großer Angſt ſo ſehr nothwendig iſt. Das paſſauer Volk iſt nicht ohne kaiſerliche Einwilligung inmitten Prags; ſchlimme Zeiten ſtehen den Proteſtanten Böhmens bevor, und nur der Ruhige kann vielleicht noch auf Schonung hoffen. Bleibt und ſorgt mit mir für den Unglücklichen, der wahrſcheinlich nur noch wenige Stunden zu leben hat und der Euer Verwandter iſt und trotz Eures verſchiedenen Glaubens in allen Lebenslagen Euer Freund war."

„Euer Verwandter?" fragte der alte Soldat, den Verwundeten mit ſonderbaren Blicken betrachtend. „Ja, ja, es iſt der Johannes Fickler aus Blaubeuern, der Vetter der Renata Streicherin, der vor zwanzig Jahren katholiſch wurde und den ſein Verhängniß hier in Prag treffen mußte, wo er den Glauben ſeiner Väter abſchwor."

„Aber wer ſeid Ihr denn, alter Mann?" fragte Johannes Kepler, der, mit der Partiſane in der Hand neben Cyſetus ſtehend, immer wieder den Verſuch machen wollte, hinaus zu den ſich zum Widerſtande gegen die Eingedrungenen ſchaarenden Bürgern zu gelangen.

In dieſem Augenblick drängten ſich trotz des Widerſtandes der Mutter die beiden älteſten Kinder Kepler's, Ludwig und Margarethe, in das Zimmer.

Die Kleinen kamen frisch und rosig, barfuß und mit keiner andern Hülle als ihren weißen Hemdchen bekleidet, aus ihren warmen Bettchen und drängten sich an den Vater, ihn mit der Bitte: „Bleib bei uns, geh nicht hinaus in den Lärm und das Schießen, wo schon der Mann, der hier in Deinem Bette liegt, fast zu Tode gekommen ist", eifrig und liebevoll bestürmend.

„Bleibt", sagte der alte Passauer noch einmal, mit einem tiefen und trüben Ernst, „verlaßt Eure Kleinen nicht, die Eurer bedürfen, denn des Himmels Fluch folgt dem Vater, der seine Kinder verläßt. Bleibt, Johannes Kepler, und gebt einem mit diesem Fluche Beladenen Eure Verzeihung." Er hatte bei diesen Worten seine Hand, die rauh, geschwärzt und mit Blut befleckt war, dem Mathematiker, der sich mit dem ganzen Ausdruck seiner Vaterliebe über seine Kleinen gebeugt hatte, entgegengestreckt, Kepler aber hatte, nur mit der Beruhigung der Kinder beschäftigt, diese Bewegung nicht bemerkt.

„Sieh, Vater", sagte der kleine Ludwig, „der alte Mann will etwas von Dir."

„Wollt Ihr mir verzeihen um des unschuldigen Kindes willen, das, ohne mich zu kennen, für mich bittet?" sagte der Greis noch einmal, als Kepler sein Angesicht jetzt zu ihm erhob.

Dieser schlug ohne weitere Frage jetzt in die ihm ge-

botene Hand und ſah dann mit großem Erſtaunen, daß die mächtige Geſtalt des grauhaarigen Mannes bei der Berührung ihrer Hände wie von einem Blitz getroffen erſt zuſammenzuckte und dann in die Kniee ſank, indem er mit einem Ton, der aus einer gebrochenen Seele zu kommen ſchien, die Worte: „Mein Sohn!“ rief.

Pater Cyſetus ſprang dem Niederſinkenden mit Eifer und Umſicht zu Hülfe; dieſer aber richtete ſich ſchnell empor, wehrte den Jeſuiten von ſich ab und ſagte energiſch: „Nach einem verlorenen, in Sünde und Laſter und darum auch in der Tiefe des Elends hingebrachten Leben gibt mir Gott Gelegenheit, meinen Sohn, den ich als ungeborenes Kind um einer Buhlerin willen verließ, als Mann von Ehre, treu dem Glauben ſeiner Väter, ſehen zu dürfen. Gib mir Deine Hand, Johannes Kepler, daß ſie mich aufrichte aus der Schmach der Erniedrigung, mit der belaſtet ich hier zu Deinen Füßen kniee.“

Der Gelehrte trat dicht zu dem alten Landsknecht hin, legte ſeine Arme um den Nacken deſſelben und hob ihn vom Boden empor. Frau Barbara und die beiden Kinder ſtanden zitternd neben dieſer erſchütternden Scene, während Pater Cyſetus ſich, auf den Athem des Verwundeten horchend, über das Lager deſſelben beugte. „Magiſter Kepler“, hauchte dieſer mit kaum

hörbarer Stimme, „gebt mir Eure Hand, damit ich Abſchied von Euch nehme.“

Kepler trat, indem er den ſo plötzlich wiedergefundenen Vater ſanft nach ſich zog, zu ſeinem vielfachen Wohlthäter, der in ſeinem Hauſe ſein thätiges und ſchmerzvolles Leben beſchließen ſollte.

„Sucht Gott, wie Ihr bis jetzt gethan, immer wieder in ſeinen Werken und verkündet ſeinen Preis durch Euern gerechten Wandel“, flüſterte der ſterbende Jeſuit, indem er ſeinen brechenden Blick auf das ſchöne Antlitz des Mannes heftete, der in ſeinem hohen Geiſte und einfachen Herzen jene echte Frömmigkeit bewahrt hatte, die in jeder Religionsform die Menſchenſeele beglückt und tröſtet und ſicherlich von keiner einzelnen ausgeſchloſſen, aber auch auf keine einzelne beſchränkt iſt.

„Habt Dank, Pater Johannes, für all das Gute, das Ihr trotz unſeres verſchiedenen Glaubens mir und den Meinigen gethan habt, und möge der Herr der Welt Euch durch den Tod zu der ewigen Seligkeit eingehen laſſen, die der Menſchengeiſt, der ihn auf Erden ſuchte, in ſeinem Anſchauen finden wird.“

„Amen!“ flüſterte der Sterbende, und das ſchwer verletzte und noch mehr durch Sorgen, Kummer und Reue beſchwerte Haupt ſank in die Kiſſen zurück, um ſich nicht mehr zu erheben.

Auf einen Wink des Paters Cyſetus beugten die Anweſenden neben dem blutigen Lager die Knice, und der kleine Ludwig Kepler, der, eins ſeiner Händchen ſeinem geliebten Vater, das andere ſeinem noch ganz unbekannten Großvater überlaſſend, zwiſchen beiden kniete, betete mit ſeinem Kinderſtimmchen, ohne zu ſtottern oder ſich zu unterbrechen, das Vaterunſer.

Es war eine kleine, aus den mannichfachſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte Gemeinde, die ſich an dieſem Sterbebette vereinte, aber alle, von dem alten Landsknecht herab bis zum unmündigen Kinde, waren von gleich tiefer Andacht durchdrungen, und während durch die Stadt der wildeſte Kampf der verſchiedenen Religionsparteien tobte, breitete der Frieden der Ewigkeit ſeinen heiligen Schleier über das blaſſe Antlitz des Entſchlafenen.

Drittes Kapitel.

Die wilde Nacht, in welcher das paſſauer Kriegsvolk in Prag eingebrochen, war vorübergegangen. Dem lautloſen Einſchleichen der Räuber war ein wüthender Straßenkampf derſelben mit den prager Bürgern unter der Oberleitung des Grafen von Roſenberg und mehrerer andern proteſtantiſchen Edeln gefolgt, der zwar die Eindringlinge nicht aus der Stadt getrieben, aber doch viele Häuſer und Plätze vor ihrem Wüthen geſchützt hatte.

Es war den Bürgern gelungen, das Brückenthor, das zur Altſtadt führte, zu ſchließen. Auf der großen Moldaubrücke waren ganze Haufen der rüden Soldateska getödtet worden, und als der Tag am Himmel erſchien, lagen ihre verſtümmelten Leichen dort, untermiſcht mit den Leichen von prager Bürgern, die in ihren Häuſern von ihren Weibern und Kindern vergebens zurückerwartet wurden. Alle Furien ſchienen in dieſen

ſchrecklichen Stunden auf die unglückliche Stadt losgelaſſen zu ſein, denn jetzt, als infolge des tapfern Widerſtandes der Bürger die Paſſauer faſt wie Beſiegte ſich auf Befehl ihrer Anführer in feſten Stellungen ſammelten, während die Zerſtreuten und Verſprengten in den Klöſtern und Gotteshäuſern Aſyle ſuchten, bemächtigte ſich der wildeſte Grimm der Bewohner Prags, der vorzüglich gegen jene Zufluchtsſtätten ihrer Feinde ſeine Richtung nahm.

Man rief ſich zu, daß die Mönche im Kloſter zu Emaus viele Paſſauer verſteckt hielten, und dorthin ſtrömte nun die ergrimmte Schaar der niedrigſten Pöbelhorden; denn die beſſern Bürger hatten ſich, ſobald als die Ruhe nur einigermaßen wiederhergeſtellt war, in ihre Wohnungen und zu ihren geängſtigten Familien zurückgezogen.

In den Klöſtern verübten die Vertheidiger der Stadt in ihrem proteſtantiſchen Eifer jetzt vielfache Exceſſe. Paſſauer Soldaten wurden aus ihrem Verſteck im Kloſter Emaus hervorgeriſſen und grauſam ermordet, aber nicht dieſe allein, ſondern auch drei der Chorherren des Stifts traf ein gleiches Schickſal. Auf dem Wyſchehrad wurden die Häuſer der Domherren geplündert und ein gleiches Schickſal traf die Pfründner bei Maria-Schnee; wilde Verwirrung herrſchte an allen Orten und

ernſte Trauer um ein vermißtes Familienglied faſt in jedem Hauſe.

In dieſen Scenen des Schreckens bewahrten jedoch die Anführer des paſſauer Volks ihre Haltung, und an der Spitze derjenigen ſeiner Truppen, die ſich auf den Sammelplätzen eingefunden, marſchirte Laurentius Ramé, ohne von ſeiten der Prager einen geregelten Widerſtand zu finden, hinauf nach dem Hradſchin, wo ſie unter dem Jubelrufe „Vivat Rudolfus!“ dem Kaiſer den Eid der Treue leiſteten.

Einen Augenblick lang ſchien das untreue und wankelmüthige Herz dieſes unglücklichen und irrenden Fürſten ſich dem jubelnden Gefühle eines Siegs über ſeine rebelliſchen Unterthanen erfreuen zu wollen; er ließ ſich unter den verſammelten Anführern der Truppen ſehen, empfing mit Lächeln ihre Huldigungen und fragte mit Theilnahme nach den beiden Jeſuitenpatres, deren Schickſal indeß für den Augenblick Niemand bekannt ſchien. Als ihm gemeldet wurde, daß die Brückenthore noch immer geſperrt ſeien, daß viele Truppen ſich in der Altſtadt unter dem Befehle Roſenberg's und anderer proteſtantiſcher Standesherren ſammelten und daß die Stände Böhmens feſt entſchloſſen ſeien, ſich allen Ernſtes den Paſſauern, obgleich ſie dem Kaiſer öffentlich gehuldigt hatten, zu widerſetzen, ließ er in Eile einen Rath zu-

ſammenberufen und ſandte diejenigen ſeiner katholiſchen Räthe, die er für die treueſten und umſichtigſten hielt, hinunter nach dem altſtädtiſchen Rathhauſe, wo die proteſtantiſchen Anführer ſich ſeit dem Morgen verſammelt hatten. Unter dieſen Abgeordneten befanden ſich viele kühne und entſchloſſene Männer, unter andern auch Wilhelm von Slawata, ſeit längerer Zeit von den Proteſtanten ſehr gehaßt.

Die Abgeordneten des Kaiſers forderten, daß die zur Vertheidigung der Stadt zuſammengezogenen Kriegsmannſchaften ſich, wenn ſie nicht als Rebellen behandelt ſein wollten, ſogleich mit den Paſſauern, die Sr. Majeſtät bereits gehuldigt, vereinigen, ihr ſchweres Geſchütz denſelben ausliefern und ihnen die Brückenthore öffnen ſollten.

Die Antwort von ſeiten der Proteſtanten war, daß ſie ſich unmöglich mit Truppen vereinigen könnten, die im Lande ſchon ſo viel Schaden angerichtet, ſich der Stadt zum Theil mit Gewalt, zum Theil durch Verrath noch in dieſer Nacht bemächtigt und in allen Stücken als Feinde gezeigt hätten. Sie wären vielmehr feſt entſchloſſen, dieſe fremden Truppen durch alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel aus dem Lande zu vertreiben, und würden ihnen deshalb auch weder die Brückenthore öffnen, noch weit weniger ihr Geſchütz überliefern.

Auf dieſe Antwort übergab der Kaiſer den paſſauer Obriſten Sulz und Althan fünf ſchwere Geſchütze, die von dieſen ſo aufgepflanzt wurden, daß ſie die ſchöne Altſtadt hätten in Grund und Boden ſchießen können, worauf die verſammelten Stände beſchloſſen, nach Wien eine Botſchaft an Matthias zu ſenden und ihn zu erſuchen, mit ſeinem Heere ſogleich nach Böhmen zu ihrem Beiſtande herbeizueilen.

Die Appellation ſeiner Unterthanen an ſeinen gehaßten Bruder war jederzeit für Rudolf's Uebermuth ein ſchwerer Schlag, beſonders aber jetzt, wo er die Hülfe der Truppen, die er doch eigentlich in den Ländern ſeiner Neffen Ferdinand und Leopold und zum Widerſtand gegen jenen, ſehr gegen den Willen der geſammten böhmiſchen Stände hatte werben laſſen, offenkundig benutzt hatte. Er wollte um jeden Preis Frieden machen mit ſeinen rebelliſchen Unterthanen. Seine Räthe fingen von neuem zu unterhandeln an. Der Kaiſer erklärte in Gegenwart von zwanzig paſſauer „Kriegsbedienten", die Truppen der prager Altſtadt muſtern zu wollen, die ihm ſodann den Eid der Treue ſchwören und durch endliche Oeffnung der Brückenthore die Communication zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen herſtellen ſollten; auch ſolle man den aufrühreriſchen Pöbel aus Prag verweiſen und den Paſſauern freies

Geleit ſichern, daß ſie unbehindert Prag verlaſſen könnten.

Dabei fand der Kaiſer es für gut, den Herren von Roſenberg, von Lobkowitz und allen Andern, die die Vertheidigung Prags geleitet, ſeinen Dank zu ſagen und ſie der Fortdauer ſeiner kaiſerlichen Gnade zu verſichern.

Was die Stände antworteten, war für die Verhältniſſe gemäßigt und verſtändig genug. Sie willigten zunächſt darein, daß ihre Truppen in Gegenwart der paſſauer Offiziere dem Kaiſer den Eid der Treue leiſten ſollten, erklärten aber die Oeffnung der Thore nicht eher für möglich, als bis die fremden Truppen drei Meilen von der Stadt entfernt wären. Auch würden ſie den Paſſauern kein Geleit zum Abzuge geben, da dieſe ohne ihr Geleit und ſehr gegen ihren Willen die böhmiſchen Lande betreten hätten.

Rudolf war über dieſe Antwort entrüſtet. Nicht ſeine empörten Unterthanen fürchtete er, mit einigen Zugeſtändniſſen hinſichtlich freier Religionsübung glaubte er das Volk, mit einigen Gnadenbezeugungen die Vornehmen immer noch beruhigen und ſich geneigt machen zu können. Das Herbeiſtrömen einer Menge waffenfähiger Männer aus Böhmen und Mähren, auch aus dem nahen, ebenfalls von religiöſen Unruhen zerriſſenen Schle-

ſien hielt er für eine vorübergehende Demonſtration, da dieſe zu Fuß und zu Roß herbeiſtrömenden Schaaren nur die Inſchrift „Contra Ramé“ auf ihren Fahnen und Feldzeichen trugen. Matthias, ſein feindlicher Bruder, war das Schreckgeſpenſt, das er allein fürchten zu dürfen glaubte. Er wünſchte deshalb dringend eine Unterredung mit den beiden Jeſuiten, den Abgeordneten ſeines Neffen Ferdinand, doch ſchienen dieſe mehrere Tage wie verſchwunden, und er glaubte, ſie ſeien abgereiſt, bis am dritten Tage nach jener grauſigen Nacht Gräfin Polixena ihren kaiſerlichen Freund benachrichtigte, daß einer der Geſuchten, der würdige Pater Cyſetus, ſich im Hauſe des Magiſters Kepler befände, woſelbſt ihre Kammerfrau, die Schwäbin Apollonia, ihn geſehen.

„Das iſt der Mann, deſſen ich bedarf“, frohlockte der Kaiſer, und bald darauf betrat der eilig Herbeigerufene das Zimmer der Frau von Roſenberg, wohin er durch Apollonia gerufen worden war.

Die Gräfin war allein, als er erſchien, und ein tiefes Weh bemächtigte ſich ihrer Seele, als ſie erfuhr, daß und auf welche Weiſe der Mann geſtorben ſei, den ſie ſeit ihrer Kindheit für ihren treueſten Freund gehalten.

„Und Herr Johannes Kepler lebt und iſt in dieſen rauhen Zeiten der Welt und ſeiner Familie erhalten?“ fragte ſie dann raſch.

„Er lebt", entgegnete Cyſetus, „zum Heil der Wiſſenſchaft, deren glänzendſtes Licht er iſt, und hat ſich in dieſen Tagen um mich und meinen dahingeſchiedenen Freund ſo große Verdienſte erworben, daß wir wohl die Verpflichtung hätten, ihm auf die eine oder die andere Weiſe unſere Dankbarkeit zu bezeigen. Magiſter Kepler iſt ein merkwürdiger, ich glaube ſagen zu müſſen, ein wahrhaft wunderbarer Mann, und wohl hoffe ich, daß er endlich in den Schooß unſerer heiligen Kirche zurückkehren wird. Stets zum Frieden rathend, ſtets nicht blos die Rechte und Wünſche ſeiner eigenen Partei, ſondern auch die der Gegner in Anſchlag bringend, wo es zu rathen oder zu handeln gilt, ſcheint er nichts vor Augen zu haben, als was die Gerechtigkeit verlangt. Er rief dem Pöbelhaufen, der das Kloſter von Emaus ſtürmte, zu, der Chorherren zu ſchonen, und daß die ſchönen Gebäude nicht durch die raſenden Mordbrenner ein Raub der Flammen geworden, iſt ihm allein als Verdienſt anzurechnen. Unter ſeinem Dache habe nicht nur ich, ſondern hat auch die Leiche meines Freundes Schutz gefunden, denn der wüthende Pöbel verlangte unſere Auslieferung unter den entſetzlichſten Drohungen. Da man auf irgend eine Weiſe in Erfahrung gebracht, oder da es ſich das empörte Volk wenigſtens einbildete, daß wir die Einlaſſung der paſſauer Truppen auf den Be-

fehl des Kaiſers vermittelt und denſelben auch ſpäter noch Sr. Majeſtät Inſtructionen überbracht hätten, ſo wäre ſelbſt die ſtille Leiche meines Freundes, der von der Hand eines paſſauer Soldaten gefallen war, vor den roheſten Mißhandlungen nicht geſichert geweſen; mich, den Lebenden, aber hätten dieſe Wütheriche unfehlbar in Stücke geriſſen, obſchon der Tod des Paters Fickler von der Hand eines paſſauer Soldaten doch den Beweis hätte führen müſſen, daß keine Verbindung zwiſchen uns und jenen ſtattgefunden."

„Mein würdiger Herr und Freund", entgegnete die Gräfin mit leichenblaſſen Wangen, „Sie ſind hier im Hauſe der Schülerin Ihres zu Gott gegangenen Freundes, der vieljährigen Vertrauten und Rathgeberin Kaiſer Rudolf's. Es iſt jetzt, wie die Angelegenheiten ſtehen, weiſe, daß Sie jede Verbindung Sr. Majeſtät mit dem paſſauer Kriegsvolk in Abrede ſtellen, und ſelbſt in dieſen verſchwiegenen Wänden würde kein Hauch meines Mundes das Gegentheil behaupten. Se. Majeſtät erachten es für dringend nothwendig, und ich fühle die Richtigkeit dieſer Maßregel, ſich mit ſeinen Ständen dauernd und ernſthaft zu verſöhnen, und ich ſoll das Mittel ſein, mindeſtens einen der gefürchteten Anführer des Heeres, das den Paſſauern ſo großen Schaden gethan, zu einem treu ergebenen Diener meines Kaiſers zu machen."

In dieſem Augenblick erhob Frau Apollonia Wellinger die Gardine der Thür, die zu dem Vorzimmer führte, und meldete mit ihrer ſanften, klaren Stimme, daß Se. Majeſtät ſo eben im Begriff ſei, den Palaſt der Frau Gräfin zu betreten.

Polixena fuhr wie von einer Feder geſchnellt von ihrem Seſſel empor und befand ſich gleich darauf an den Stufen der Freitreppe ihres Schloſſes, die der Kaiſer ſo eben zu betreten im Begriff war.

Mit einer Geberde, die ſeines ritterlichen Vaters nicht unwürdig geweſen wäre, reichte der Monarch ſeinen Arm der ſchönen und geiſtvollen Frau, auf deren Treue er zu allen Zeiten mit gleicher Sicherheit rechnen konnte.

Als beide ſich im Zimmer befanden, winkte der Kaiſer auch dem anweſenden Jeſuiten, Platz zu nehmen, und ließ ſich von dieſem dann zunächſt die nähern Umſtände von dem Tode Johannes Fickler's erzählen.

„Wir haben einen klugen Rathgeber, vielleicht ſogar einen treuen Freund an dem Manne verloren", ſagte er mit leiſem, trübem Kopfſchütteln; „werdet Ihr, Herr Cyſetus, im Stande ſein, ſeinen Platz würdig auszufüllen, auch beſonders jetzt in der zarten Angelegenheit, in welcher Wir Eurer bedürfen?"

„Ich darf meinen guten Vorſätzen keine Worte geben", entgegnete der Jeſuit mit Würde, „denn es iſt Ew. Majeſtät wohl bewußt, daß die Mitglieder unſeres heiligen Ordens Leib und Leben in den Angelegenheiten, die zur Ehre der Kirche dienen, hinzugeben jederzeit verpflichtet und durch den Orden ſelbſt wohlgeſchult und vorbereitet ſind."

„Wohl denn, zur Ehre der heiligen Kirche, mein Herr Pater!" ſagte der Kaiſer mit Nachdruck. „Unter den Anführern jener Heerhaufen, die ſich Soldaten der proteſtantiſchen Kirche Böhmens nennen, befinden ſich mehrere, die ſeit Jahren ſchon mit allem Eifer um die Hand dieſer edlen und mit Gütern reich geſegneten Dame, der Wittwe Unſeres in Gott ruhenden Freundes, des Obriſtburggrafen von Roſenberg, Gräfin Polixena von Roſenberg, aus dem edlen Geſchlechte der Grafen von Pernſtein ſtammend, in allen Ehren werben. Frau Polixena iſt nun kraft eines Gelübdes, das ſie der allerheiligſten Mutter des Erlöſers gethan, geſonnen und verpflichtet, denjenigen der Herren, die gegen dieſe verruchten Paſſauer gekämpft, mit ihrer Hand und Perſon zu beglücken, der, von ſeinen Ketzereien laſſend, zur heiligen Mutterkirche zurückkehrt. Wir, ihr Freund und Oberlehnsherr, geben zu dieſem gottſeligen Entſchluß Unſere kaiſerliche Einwilligung und

erklären auf der Hochzeit des alſo verbundenen Paares Gaſt und Brautführer ſein zu wollen. Dieſe Unſere Willensmeinung denjenigen mitzutheilen und zwar in einer Weiſe, wie es ſich für Unſere kaiſerliche Gnade und die Ehre der hohen Dame ſchickt, beauftragen wir Euch, Pater Cyſetus, und erwarten in möglichſt kurzer Zeit die Erklärung der Bewerber durch Euern Mund."

Der Jeſuit verbeugte ſich mit tiefer Ehrerbietung; es war ein Auftrag, deſſen ſichere und zuverläſſige Ausführung ihm, das fühlte er wohl, auch Ehre bei den Obern ſeines Ordens bringen würde; doch konnte er nicht umhin, vor dem Kaiſer und der Gräfin es auszuſprechen, wie er der Anſicht ſei, daß die Gaben ſeines in Gott ruhenden Ordensbruders dieſen zur Ausführung dieſes Auftrags beſſer als ihn ſelbſt befähigt haben möchten.

Eine Stunde ſpäter befand ſich die Gräfin wieder allein in ihrem ſtolzen Palaſte, dem Erbe ihres erſten großmüthigen Gatten. Sie ſah bleich und müde aus; das Bedürfniß ſich mitzutheilen, lag ſchwer auf ihrem Frauenherzen. Bitter fühlte ſie den Verluſt des Freundes, der ſeit ihren Kinderjahren der Vertraute ihrer Gedanken geweſen war, an deſſen wohlwollende Aufrichtigkeit ſie in allen Lebenslagen geglaubt hatte und von deſſen plötzlichem und gewaltſamem Tode ſie ſo eben die traurige Gewißheit erhalten hatte.

Den Kopf in die Hand geſtützt, ließ die ſchöne und vornehme Dame ihren Thränen freien Lauf und fand in dem Strömen derſelben die ſüßeſte Erleichterung des Herzens.

Polixena von Roſenberg war eine der ältern Schweſtern aus ihrem ſehr vornehmen, aber mit neunzehn Töchtern geſegneten Hauſe. Ihre Mutter, die ſehr edle Gräfin von Pernſtein, war Ehrendame und die vertraute Freundin der Kaiſerin Maria, der geliebten Gemahlin des Kaiſers Max, geweſen, die im Laufe einer in ſeltener Weiſe glücklichen Ehe ihren Gatten mit ſechs hoffnungsvollen Söhnen beſchenkt hatte. Die Kinder beider Frauen hatten ſchon in den früheſten Lebensjahren mit einander geſpielt, und es iſt unzweifelhaft, daß die kleine Polixena von Pernſtein ſchon die Knabenliebe des jungen Erzherzogs Rudolf geweſen war.

Frau von Pernſtein, eine Spanierin von hoher Geburt, war über ihren reichen Töchterſegen gerade nicht übermäßig entzückt und kannte kein eifrigeres Streben, als jedes der ſchönen Mädchen, die wie ein Blütenkranz ihr Haus ſchmückten, durch Verheirathung mit einem reichen, ſtandesmäßigen Gatten in eine Stellung zu verſetzen, die der ganzen Familie zur Ehre gereichte. Alle Töchter der Pernſteins waren gut unterrichtet, ſtreng in Ehre und Sittſamkeit erzogen und von der Natur mit

großer Schönheit ausgeſtattet. Früh hatte man ſie gelehrt, daß die Töchter der Großen dieſer Welt nicht das Recht hätten, bei der Wahl ihrer Gatten auf die Stimme des Herzens zu hören und daß ihnen ſelbſt das Recht nicht zuſtände, ihre Hand Bewerbern zu verweigern, deren Vermögen, Adel und Glauben den Anſprüchen ihrer Aeltern genügten.

Die zarte, liebliche Geſpielin des künftigen Kaiſers wurde von ihrer vorſichtigen Mutter am ſtrengſten bewacht, wenn ſich auch in ihrem kindlichen Herzen keine Leidenſchaft für den um mehrere Jahre ältern Spielgefährten entwickelte. Polixena war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als ſie ſich mit dem ſechsundvierzigjährigen Obriſtburggrafen von Roſenberg, deſſen vierte Gattin ſie werden ſollte, mit Bewilligung aller Betheiligten verlobte.

Prinz Rudolf, der erwählte Nachfolger ſeines kaiſerlichen Vaters, ſchien mit der Abſchließung dieſer nach bürgerlichen Begriffen ſo ungleichen Ehe keineswegs unzufrieden zu ſein, und die junge Gräfin von Roſenberg blieb auch nach ſeiner Thronbeſteigung am Himmel der Schönheiten ſeines Hofs der glänzendſte Stern.

Der Gatte, der das ſchöne junge Geſchöpf während der kurzen Dauer ihrer Ehe täglich mehr lieben und achten gelernt hatte, ſtellte ihre Verhältniſſe für den möglichen Fall ſeines Todes ſo feſt, daß ſie als achtzehnjährige

Wittwe nicht nur die ſchönſte, ſondern auch die reichſte unter den vornehmen Damen des hohen böhmiſchen Adels war, als deren vornehmſte ſie als die Wittwe Roſenberg's unzweifelhaft angeſehen werden mußte. Kaiſer Rudolf, damals auch noch in der Blüte ſeines Lebens ſtehend, hatte es nicht unter ſeiner Würde gehalten, ihr den Platz an ſeiner Seite anzubieten, aber Polixena's Freundſchaft für den Jugendfreund und loyale Treue gegen den von mancherlei Verräthereien umgebenen Fürſten waren groß genug, ſie ſolch glänzendes Anerbieten ehrerbietig ablehnen zu laſſen. Sie ſelbſt machte den durch die Prophezeiungen ſeiner Sterndeuter eingeſchüchterten Fürſten auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, ſeine Regierung durch eine andere, allen Standesanſprüchen genügende Vermählung zu befeſtigen.

„Es iſt nicht der gleiche Fall", ſagte die edle Dame, „wenn Ew. Majeſtät die Wittwe eines Roſenberg auf den böhmiſchen Thron zu erheben geruhen wollten, als wenn ein Roſenberg einſt die Wittwe eines böhmiſchen Königs zur Gemahlin nahm. Zudem haben ſich die Zeiten und Verhältniſſe Böhmens ſehr geändert. Rückſichten auf Böhmens Glück müſſen ſelbſt bei der Wahl einer Gattin Ew. Majeſtät königliches Herz zunächſt leiten, und Polixena, die Freundin Ihrer Kindheit, wird in allen Zeiten ihres Lebens Ew. Majeſtät und deren erhabener

Gemahlin treueſte Unterthanin und zärtlichſte Freundin bleiben."

Als die Dame, die jetzt weinend in der Einſamkeit ihres Zimmers ſaß, dieſen Ausſpruch that, war der Mann, den ſie beweinte, ſchon ihr Lehrer, Freund und Rathgeber; aber die großherzige Frau hatte von zwei Umſtänden in ſeinem wahren Leben keine Vorſtellung; zunächſt von der tiefen verzehrenden Leidenſchaft, die er, den ſie für ihren aufrichtigſten Freund hielt, für ſie im Buſen trug, dann aber auch davon, daß ſie durch ihn zum Werkzeug und zwar zum willenloſen Werkzeug jener mächtigen Congregation gemacht werden ſollte, deren geheimnißvolles Wirken noch heute in der Welt gefürchtet wird.

Polixena vertraute ihrem Lehrer Johannes Fickler als einem Mann von hoher Ehre, von aufrichtigſter Frömmigkeit und als demjenigen, der ihr junges Herz zu jeder Zeit ſchnell und ganz verſtanden hatte, aber ſie war, obgleich durch Geburt und Erziehung fromme Katholikin, doch viel zu ſelbſtſtändig, als daß ſie ſich hätte einem Rath fügen ſollen, der ihren geläuterten Begriffen von Frauen- und Standesehre ſchnurſtracks widerſprach. Wie hätte ſie auch, die die Hand des Kaiſers aus Loyalität nicht annahm, in eine ſchmachvolle Verbindung mit ihm treten können? Seit jener Zeit hatte ihre Ge-

fühlswelt überdies eine Veränderung erlitten, von welcher ihr ſtolzes Herz ſich noch vor wenigen Jahren nichts hätte träumen laſſen. Es war ihr auf ihrem Lebenswege ein Mann begegnet, der ihr als die Verkörperung edelſter, vollendetſter Männlichkeit die Perle des echten Frauenglücks in ſeiner Hand zu halten ſchien.

Die ſchöne, ſtolze, gefeierte Gräfin hatte ſchon beim erſten Anblick des Jünglings Kepler gefühlt, daß in deſſen klaren Blicken für ſie ein ganzer Himmel aufgeſchloſſen ſei, und ſo war ſie, die vornehme Dame, jahrelang mit tiefſtem Intereſſe dem Ruhme gefolgt, den jener ſchlichte Fremde ſich mit jedem Jahre mehr in einer ihr zwar fremdartigen, aber für ihren Geiſt durchaus nicht ganz verſchloſſenen Sphäre erwarb.

Die Zeit vor dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs war abſtractem Nachdenken durchaus nicht ungünſtig. Jedermann, faſt ohne Unterſchied des Standes, beſchäftigte ſich mit den theologiſchen Wiſſenſchaften, und die feinen Unterſchiede zwiſchen den Lehren Zwingli's, Calvin's, Wicleff's, Luther's, der Albigenſer und Lollharden, die heutzutage wohl nur gelehrte Theologen genau anzugeben wiſſen, waren Gegenſtände des Geſprächs in jedem bürgerlichen Familienkreiſe.

Aber auch in anderer Richtung war der Funke ernſten Nachdenkens in alle Herzen geworfen worden. Das

Copernikaniſche Syſtem hatte nicht blos bei den Fachgelehrten großes Aufſehen erregt, ſondern überall, bei Gelehrten und Ungelehrten, eine Art freudiger Ueberraſchung hervorgebracht; man fühlte ſich gewiſſermaßen ſtolz, das täglich Geſehene, Unbegreifliche, das große Wunder, das wir mit dem Namen Natur bezeichnen, in ſo einfacher, ſo paſſender, ſo leicht verſtändlicher Weiſe erklären zu können.

Die Mütter erzählten den horchenden Kindern von dem ſich umwälzenden Erdball; doch nicht unter den Laien, die die einfache Wahrheit der neuen großen Lehre leicht einſahen, ſondern unter den Gelehrten entſpannen ſich wilde Streitigkeiten, indem dieſe das augenſcheinlich erkennbar Wahre mit gewiſſen Ausſprüchen der Bibel in Einklang zu ſetzen ſuchten, die ſie nun einmal für buchſtäbliche Wahrheit gehalten wiſſen wollten.

Unſere heutige Zeit macht dem Katholicismus ſehr mit Unrecht den Vorwurf, ſich der Copernikaniſchen Lehre entgegengeſetzt zu haben. Der große Mann, den wir mit Stolz unſern Landsmann nennen können, war ſelbſt katholiſcher Geiſtlicher, und zwar Domherr zu Frauenburg in Preußen. Gerade die proteſtantiſchen Geiſtlichen waren es, die mit zelotiſchem Eifer ſich einer Lehre widerſetzten, die den Lehren der Bibel geradezu widerſprach.

Durch ihren verehrten Lehrer Pater Johannes Fickler hatte Polixena zuerſt von der Weisheit und Gelehrſamkeit des jungen würtembergiſchen Magiſters ſprechen hören. Der Jeſuit war es auch geweſen, der ſeine wißbegierige Schülerin auf die ſchlichten und ſo treffenden Aeußerungen ſeines jungen Verwandten aufmerkſam gemacht hatte, daß die Bibel kein Lehrbuch der Naturwiſſenſchaften, deren Standpunkt ſich mit jedem Jahr der fortſchreitenden Erkenntniß ändert, ſondern das der ewigen Wahrheiten, der Moral und Gottesverehrung ſei. Dieſe Aeußerungen fanden einen tiefen Anklang im Herzen der wiſſensdurſtigen Frau, und wenn in Wort oder Brief der Jeſuit ſeine Schülerin auf einen neuen Ausſpruch ſeines geſchätzten Verwandten aufmerkſam gemacht hatte, was ziemlich oft geſchah, und er ihre Vermittelung für die Anſtellung deſſelben am kaiſerlichen Hofe in Anſpruch nahm, wenn er die ſanfte Duldſamkeit des edlen Denkers vor ihr und ſich ſelbſt als Geneigtheit zu ſeinem Rücktritt in die katholiſche Kirche erklärte, wenn Tycho de Brahe, Kaiſer Rudolf und ihr alter jüdiſcher Freund Rabbi Löw die große Gelehrſamkeit des noch ſo jugendlichen Mannes prieſen und die harten Prüfungen ſeines Lebens bedauerten, ſah Polixena ſtets das ſchöne, beſcheidene Jünglingsantlitz mit dem entflohenen Vogel in der Hand in der Weinlaube zu Stuttgart vor den Augen ihres Geiſtes, bis

ſie ihn als reifern Mann in Prag wiederſah und Gelegenheit fand, ihm ſo viel Gutes zu erweiſen, als nöthig iſt, eine edle Frauenſeele auch ohne alles Uebrige für einen Mann zu intereſſiren. Denn es bleibt eine in alle Ewigkeit beſtehende Wahrheit, daß die Liebe eines großherzigen Weibes durch nichts ſo raſch und leicht genährt wird, als durch die freundlichen Sorgen für das Wohl des Geliebten. Daß Polixena in der alten würdigen Erzieherin Kepler's eine Frau fand, die wie nie eine andere vor oder nach ihr ſie zu würdigen und zu verſtehen fähig war, knüpfte ein neues und ſchönes Band zwiſchen der vornehmſten Dame an Rudolf's Hofe und dem armen Hofaſtrologen, dem der Kaiſer die Arbeit, die ihn ernährte, die Berechnung der Pruteniſchen Tafeln, nur darum anvertraute, um ſeine große Gelehrſamkeit zu Zwecken zu benutzen, die nach der Anſicht Kepler's nicht ſowohl ſündlich als unſagbar thöricht waren. Uebrigens galt Kepler bei ſeinen Zeitgenoſſen für den größten Aſtrologen der Gegenwart. Die Weiſſagungen in ſeinen Kalendern, von ſeinem ſcharfen Verſtande und ſeiner geſunden Urtheilskraft eingegeben, trafen ſehr oft zu, aber er hatte ſie nicht ſowohl aus den Conſtellationen der Planeten berechnet, als aus den in der Gegenwart oder Vergangenheit bekannten Urſachen gefolgert. Seine meteorologiſchen Kenntniſſe dankte er großentheils ſeiner

Erziehung in und mit der Natur. Apollonia's und des alten Magiſters Beilmann Wetterkunde waren nicht unbedeutend geweſen, und beide hatten ihre einfachen Regeln auf ihren Schüler vererbt. Phyſik war außerdem ein Lieblingsſtudium Kepler's, und ſeine optiſchen Erfindungen und Beobachtungen haben noch bis auf den heutigen Tag, bei dem ſo unendlich erhöhten Standpunkte aller Naturwiſſenſchaften, ihren Werth und ihre Geltung behalten. Gräfin Polixena, die bedeutendſte Frau ihres Zeitalters, war, wenn auch nicht ganz und gar befähigt, den großen Geiſt dieſes Mannes zu verſtehen, doch in mannichfachen Beziehungen ſeiner würdig; denn ſtand ſie ihm im Forſchen nach der Wahrheit als Wiſſenſchaft auch ſehr nach, ſo war doch ihr Streben, das Rechte zu üben, in ſeiner ernſten Kräftigkeit dem ſeinigen gleich, wie ganz verſchieden auch die Pflichtenkreiſe ſein mochten, in welchen jede dieſer Menſchenſeelen zu wirken von Gott berufen war. An einer einzigen Stelle trafen beider Pflichten zuſammen oder berührten ſich wenigſtens. Beide waren treue Diener, ja ſogar aufrichtige Freunde des von allen Seiten verrathenen Kaiſers und von Herzen bereit, ihm jedes Opfer zu bringen, das ſich mit Ehre und Pflicht vereinen ließ.

Nach dem Abzuge des paſſauer Kriegsvolks, deſſen ſchwere Exceſſe von allen ſeinen Unterthanen dem Kaiſer

zugeſchrieben wurden, hielt es alſo Polixena für ihre Pflicht, ihr Gelübde zu halten und demjenigen der proteſtantiſchen Standesherren Böhmens ihre Hand und ihr großes Vermögen zu übergeben, der ihr durch ſeinen Rücktritt zum Katholicismus den Beweis liefern würde, daß er dem Matthias gegenüber, der ſich das Anſehen eines Schützers des Proteſtantismus gab, die loyale Treue gegen Rudolf bewahren würde. Die Dame wußte ſehr wohl, daß ſich unter denen, die gegen die Paſſauer gekämpft hatten, beſonders zwei befanden, die ſich ſeit Jahren darum bemüht hatten, ihre Hand zu erringen, beide Repräſentanten großer böhmiſcher Familien, beide ihr durch Rang und Vermögen vollſtändig ebenbürtig, beide auch im Aeußern wohlgeeignet, als Gatten der ſchönſten Frau ihrer Zeit würdig zur Seite zu ſtehen. Der um viele Jahre jüngere Bruder ihres erſten Gemahls, der letzte des ſtolzen Hauſes Roſenberg, war der eine, der andere Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz, Vetter der ſchönen Eva, deren Vater damals noch immer in einem unbekannten Kerker ſchmachtete oder bereits in demſelben geſtorben war.

Beiden konnte die Dame Achtung und Vertrauen, obſchon keine eigentliche Liebe in die Ehe zubringen, beide aber hätten das Gefühl, das ſie für einen tief unter ihrem Stande ſtehenden, verheiratheten Mann

hegte, für nichts gehalten, nicht einmal für eine vorübergehende Laune! Ein Schooßhündchen, der hübſche Papagai, den Kepler einſt der Gräfin wiedergegeben, würden ihnen etwa ebenſo gefährlich für das Herz Polixena's erſchienen ſein, als der würtembergiſche Magiſter, der für Geld allerhand berechnete, was am Himmel vorgehen ſollte, und für Bürger und Bauern Kalender machte.

Kepler ſelbſt, deſſen erhabene Seele ſein Zeitalter ebenſo wenig als die Höhe ſeines Wiſſens zu würdigen verſtand, befand ſich eben zu jener Zeit in einer ſehr traurigen Lebenslage.

Der Kampf mit den kleinlichen, niederdrückenden Sorgen ums tägliche Brod war ihm etwas Bekanntes und Gewohntes. Er hatte es gelernt, inmitten der beſchränkteſten Verhältniſſe, die ihm durch die Art und Weiſe ſeiner Gattin keineswegs erleichtert wurden, ſeine Gedanken auf die erhabenen Gegenſtände ſeiner Berufsſtudien zu richten. Man erzählt von dem großen Iſaak Newton, ſeinem Nachfolger, daß er ſtets daran habe erinnert werden müſſen, daß die Eſſenszeit gekommen ſei, und daß ſeine Umgebung ihn mit Leichtigkeit dahin brachte, zu glauben, er habe ſeine Mahlzeit bereits eingenommen; ähnlich und doch auch wie anders war dies in Kepler's Lebensverhältniſſen! Seine eigenen Bedürf-

niſſe würden von ihm ſelbſt wohl nie als etwas Drückendes empfunden ſein, aber fünf kleine Kinder, von denen das jüngſte noch an der Mutterbruſt lag, erwarteten ihr Alles aus ſeinen Vaterhänden, und Barbara erinnerte ihn ſtets, gleichviel, ob zur rechten oder zur unrechten Zeit, an das, was nothwendig wurde. Ach, und er liebte ſeine Kinder mit ſo großer Innigkeit! Ihre Bedürfniſſe konnte ſein warmes Vaterherz nicht für etwas Geringes halten, und die Klagen ſeines Weibes über Sorge und Mangel fraßen doppelt und dreifach an ſeinem Herzen.

Nach dem Einfalle des paſſauer Kriegsvolks hatte der Kaiſer keinem ſeiner Hofbedienten die geringſte Zahlung geleiſtet; auch Kepler befand ſich mit ſeiner Familie deshalb wieder in tiefer Noth.

Pater Cyſetus hatte dafür geſorgt, daß die Leiche ſeines Gefährten aus dem proteſtantiſchen Hauſe entfernt, nach dem Kloſter zu Emaus gebracht und dort nach katholiſchem Ritus begraben wurde. Kepler betrauerte den Jeſuiten als einen dahingeſchiedenen Freund und Verwandten, ohne an der Verſchiedenheit des Glaubens Anſtoß zu nehmen.

Der alte Landsknecht aber, der ſich für den längſt verſchollenen Vater Kepler's ausgegeben, hatte in der Nacht des wilden Straßenkampfes die geängſtigte Fa-

milie wieder verlaſſen und bis zur Entſcheidung des Gefechtes war nichts von ihm gehört worden. Als jedoch am folgenden Morgen in der Stadt wieder Ruhe zu herrſchen begann, als die empörten Bürger das eingeſchloſſene und halb beſiegte Kriegsvolk nach allen Richtungen hin mit wildeſter Wuth verfolgten, fand Kepler eine mit Blut bedeckte Geſtalt zuſammengekauert in einem dunklen Winkel ſeines Hausflurs, die Geſtalt deſſen, der ſich wenige Stunden vorher ſeinen Vater genannt hatte.

„Wie kommt Ihr hierher?“ fragte der Gelehrte mit einem jähen Schreck.

„Ich will hier ſterben!“ antwortete der Blutende. „Ein Sohn wird ſeinem Vater das Fleckchen nicht verſagen, um in Ruhe ſterben zu können.“

„Ihr ſeid verwundet?“ fragte der Hausherr.

Der Alte richtete ſich, einen Fluch murmelnd, unter heftigen Schmerzen empor, riß mit einer zuckenden Handbewegung eine Schnur entzwei, die um ſeinen Hals befeſtigt geweſen, und warf ein kleines Päckchen, welches er an derſelben getragen, weit von ſich.

„Der Teufel hat mir gelogen!“ rief er dabei wild, ſank dann aber ſogleich wieder heftig wimmernd zuſammen.

Der geſtern noch trotz ſeiner Jahre ſo rieſenſtarke Mann erlag den wilden Schmerzen einer Schußwunde, die ihm die Eingeweide zerriſſen.

„Es iſt aus mit mir", jammerte er mit verzweifeltem Tone, „ganz aus, und der Teufel fordert meine Seele, weil er weiß, daß ich jetzt anfangen würde, ſeiner Macht durch ein beſſeres Leben Trotz zu bieten."

Wer auch der Unglückliche ſein mochte, und obgleich er zu einer Bande unbarmherziger Feinde gehörte, das ſanfte Herz Johannes Kepler's fühlte tiefes Mitleid mit ſeinen Leiden.

Nachdem er ihm mit eigener Hand ein möglichſt bequemes Lager da, wo er zuſammengeſunken war, hergerichtet hatte, beſorgte er ihm einen friſchen Trunk, den jener mit Begierde zu ſich nahm, verband mit eigener Hand ſo gut als möglich ſeine Wunde und verſuchte ihn durch ſanftes Zureden zu beruhigen. Bei dieſer Samariterbeſchäftigung traf ihn Barbara, die beim Anblick des Paſſauers entſetzt zurückprallte und mit aller Entſchiedenheit und Bitterkeit ihres Weſens verlangte, daß das Entſetzliche aus ihren Augen entfernt und der ſterbende Feind ſofort auf die Straße geworfen werde.

Johannes Kepler widerſetzte ſich dem Willen ſeiner Frau, den er für die höchſte Grauſamkeit hielt, mit ſeiner ernſten Sanftmuth, die immer da, wo er ſie in ihrem Zuſammenleben anzuwenden für recht und nothwendig gehalten, den Sieg davongetragen hatte; diesmal aber ſtieß er auf einen Widerſtand, der nicht weniger

grauenerregend war als der Gegenſtand, der den traurigen Zwiſt des Ehepaars herbeigeführt hatte. Barbara verfiel in Krämpfe, die ſo heftig waren, daß ſie die Beſorgniß ihres Gatten im höchſten Grade erregen mußten.

So ſtand denn Kepler Minuten, Viertelſtunden lang ohne Hülfe und Beiſtand zwiſchen dem jammernden, wahrſcheinlich ſterbenden Mann, der ſich für ſeinen Vater ausgab und dem zuckenden, ſchluchzenden Weibe, der Mutter ſeiner Kinder, die ihm noch vor wenigen Wochen eins geboren hatte. Er mußte es als ein Glück anſehen, daß dieſe endlich das Bewußtſein verlor, ſodaß er ſie von dem Ort entfernen konnte, wo der Gegenſtand ihrer wilden Aufregung beſtändig vor ihren Augen lag.

Als er, nachdem er ſie in ihr Bett gelegt und den kleinen verſtändigen Ludwig als Hüter der kranken Mutter zurückgelaſſen hatte, zu dem Unglücklichen zurückkehrte, deſſen letzte Momente heranzunahen ſchienen und der ihm möglicherweiſe das Leben gegeben haben konnte, hatte das wilde Gebahren ſeines Weibes und deſſen entſchiedene Weigerung, ſo großes Elend lindern zu wollen, einen gar ſonderbaren Eindruck auf den Verwundeten gemacht. Er lag, ohne einen Laut der Klage oder einen Fluch auszuſtoßen, zuſammengekrümmt auf dem Lager, das Kepler's Barmherzigkeit ihm bereitet hatte, und ſtreckte die-

ſem, als er ſich ihm nahte, ſeine bleiche, zitternde, fieberheiße Hand entgegen.

„Du haſt auch einen Drachen zum Weibe“, flüſterte er mit gebrochener Stimme, „und harrſt in Züchten und Ehren bei dem böſen Weibe aus. Du biſt beſſer, mein Johannes, als es Dein gottloſer Vater war, und wirſt dafür von Gott geſegnet ſein, denn er läßt es den Guten wohlergehen.“ Dann machte er ein Zeichen, Johannes möge ſein Ohr zu ſeinem Munde neigen, und flüſterte in daſſelbe: „Auf meiner Bruſt wirſt Du einen Säckel finden, das Alles enthält, was ich bei meinen Kreuz- und Querzügen in aller Herren Ländern erbeutet und zuſammengeſcharrt. Es ſoll Dein Erbe ſein und Gott ſegne es Dir und Deinen Kindern. Es iſt mir nicht vergönnt, Dich zu ſegnen, denn ich habe die Gnade Gottes verſcherzt und einen Bund mit dem böſen Feinde geſchloſſen; ich darf mich nicht, wenn auch nur wenige Tage, an Dir und Deinen holdſeligen Kindern erfreuen. In der Welt heißt es jetzt, Deine böſe Mutter, die mein Leben zu Galle machte und mich dem Teufel in den Rachen jagte, ſei eine Hexe und würde wie die verfluchte Streicherin am Brandpfahle enden müſſen. Ihr geſchieht ſchon recht daran, denn wahrlich, ſie hat den Tod verdient. Ein böſes Weib kann auch einen beſſern Mann, als ich es war, ins Verderben bringen.“ Dann jammerte er wieder:

„Trinken, trinken! Laß mich trinken, mein Johannes, und bete fleißig für Deinen Vater, der als ein verfluchter Sünder sterben muß.“

„Seid Ihr also wirklich Heinrich Kepler, der Sohn des Sebaldus Kepler von Weil der Stadt?“ fragte Johannes mit bebender Stimme.

„Der bin ich“, entgegnete der Verwundete mit Festigkeit, „und wenn Ihr der Hofmathematikus Kaiser Rudolf's, der große Gelehrte, von dem man so viel spricht und dessen Weisheit die Großen dieser Welt so laut preisen, der Sohn des verlaufenen Heinrich Kepler aus Weil seid, so bin ich ganz gewiß Euer Vater. Aber wärt Ihr das auch nicht, Ihr habt christliche Barmherzigkeit geübt an einem Sünder, der als Euer Feind und der Feind Eures Glaubens Euer Haus betrat; seid tausendmal dafür gesegnet! Mein Johannes war auch ein Kind so gut und klug, daß ich in den wenigen glücklichen Stunden meines Lebens wohl gehofft habe, es würde ein rechter Mann aus ihm werden.“

Wieder unterbrachen Schmerzen und Zuckungen die Worte des Sterbenden, Johannes Kepler aber, hingerissen von dem Gefühl des Mitleids und sanfter Vergebung, beugte sich über seine blasse Stirn und hauchte einen warmen Sohneskuß auf dieselbe, während heiße Thränen seinen Augen entquollen.

„Mein Sohn weint auf mich, mein reiner Sohn

wäſcht mit ſeiner Vergebungsthräne meine ſchweren Sünden ab von dem befleckten Haupte ſeines Vaters!“ ſagte der Unglückliche mit einer rührenden Sanftmuth. „O, mir wird wohl! Gib mir noch einmal Deine Hand, Johannes, und bete, daß der Segen eines ſterbenden Sünders Deinen ſchuldloſen Kindern nach ihrer Unſchuld, nicht nach ihres Großvaters Verbrechen angerechnet werde, und nimm das, was dort liegt, und laß mich, ehe meine Augen ſich ſchließen, ſehen, welch hölliſcher Zauber bis dahin mein Leben erhalten hat!“

„Laßt das, mein Vater!“ ſagte der Gelehrte, liebreich den Schweiß von dem Antlitz des Sterbenden trocknend. „Da, trinkt noch einen Schluck Waſſer, und dann wollen wir im gemeinſamen Gebet Eure Seele der Gnade Gottes übergeben, der das Blut ſeines Sohnes hat fließen laſſen, die Sünder ſelig zu machen.“

„Meinſt Du, Johannes“, fragte der Alte ſchüchtern, „daß auch einem ſo verruchten Schelm wie mir kann vergeben werden? O, ich möchte Dir beichten, daß Du mich freiſprechen könnteſt von meinen Sünden und Uebertretungen!“

„Sterbt Ihr, mein Vater, im feſten Glauben, daß Jeſus Chriſtus ſein Blut vergoſſen hat für alle Sünder, wie ſchwer ihre Uebertretungen auch geweſen?“ fragte Johannes mit ſanftem Troſtwort.

„Ja!“

„Glaubt Ihr, daß der Menſchenſohn aus reiner Liebe und aus Barmherzigkeit mit dem Elende der Sünder all die unermeßlichen Qualen ſeines Leidens und Sterbens auf ſich genommen, damit ſie ſich der Hoffnung getröſten können, daß Gottes Zorn verſöhnt und ſeiner Gerechtigkeit durch ſein Blut genug gethan ſei?“

„Ja!“

„Bereut Ihr von Herzen Eure Miſſethaten und fühlt Ihr, daß Ihr, falls es Gott gefiele, Euer Leben zu verlängern, dieſelben gewiß nicht wieder begehen würdet?“

„Ja, mit dem Beiſtande meines guten Sohnes würde ich ein neuer Menſch werden!“

„Vergebt Ihr denen, die Euch beleidigt haben, ſo aufrichtig, als Ihr wünſcht, daß Euch Gott vergebe?“

Der Sterbende zögerte ein wenig, dann aber antwortete er feſt: „Ja, ich vergebe der Katharina, die ich ja auch oft gekränkt und beleidigt hatte, ehe ſie mich von Haus und Hof in Elend und Verzweiflung und endlich in den bittern Tod jagte!“

„Amen!“ hauchte Johannes, der an dem Lager ſeines unglücklichen Vaters auf die Kniee geſunken war. Dann

betete er mit lauter Stimme und andächtig zum Himmel gerichteten Augen das Vaterunſer. Der Sterbende betete lautlos mit; er hielt die Hand ſeines frommen Sohnes in der ſeinigen, und dieſer fühlte das allmälige Erſchlaffen ihrer Muskeln und die leiſe eintretende Todeskälte derſelben in dem Momente, als an der geſchloſſenen Hausthür durch zweimaliges leiſes Kratzen ein Zeichen gegeben wurde, daß ein zur Familie oder doch zu deren intimſten Freunden Gehörender Einlaß begehre.

Kepler, der ſehr wohl wußte, daß nur Apollonia das Zeichen kannte, öffnete der bewährten Freundin, die auch jetzt wieder, wie ſchon oft in ſeinem Leben, ihm ſo ganz zur rechten Zeit zu Hülfe zu kommen ſchien.

Es war wirklich die alte Schwäbin, die zum erſten Male ſeit der Schreckensnacht ſich von ihrer jungen Herrin entfernt hatte, um nach ihrem Sohne und deſſen Familie zu ſehen.

Der Tod hatte mit ſeiner eiſigen Hand faſt zärtlich die rauhen Züge des wilden Landsknechts berührt. Das kalte Angeſicht lag ruhig lächelnd da und zeigte in dieſer Ruhe die Aehnlichkeit mit dem einſt hübſchen Heinrich Kepler, den Apollonia in ihrer Jugend wohl gekannt und oft bemitleidet, wenn auch wohl noch öfter hart getadelt hatte.

„Gott hat Dir eine große Gnade zu Theil werden laſſen“, ſagte ſie ſanft; „Du haſt Deinem verirrten Vater die Augen zugedrückt. Gebe ihm der Herr Vergebung und den ewigen Frieden!“

„Amen!“ ſetzte Kepler leiſe hinzu, ohne darauf zu achten, daß ſeine alte Freundin ſich niedergebeugt und die Schnur und das kleine Päckchen, das der Geſtorbene von ſich geworfen, aufgehoben hatte.

Sie betrachtete die eigenthümlich geflochtene Schnur mit nachdenkenden Blicken, und es ſchien, als ob beim Anblick derſelben die Thränen ſich unaufhaltſam ihr in die Augen drängten.

„Das hat der Geſtorbene gehabt?“ fragte ſie dann leiſe.

Der Sohn bejahte.

„Solche Schnüre habe ich als kleines Kind viele, ja wohl viele hundert Ellen flechten müſſen“, ſagte ſie dann wehmüthig. „O wie mich dieſer leichte Faden an meine ſchwere Vergangenheit erinnert, die jetzt ſo lange ſchon hinter mir liegt! Mit ſolchen Schnüren knüpfte die ſchlimme Frau, die mich erzog, ihre Amulete und Schutzzettel denen um, die thöricht genug waren, ihre Betrügereien mit ſchwerem Gelde zu bezahlen.“

„Ihr ſprecht, meine Mutter, als ob Ihr das ver-

ruchte Thun der Renata Streicherin für nichts Anderes hieltet, als für eine Täuſchung, die ſie ſich gegen Leichtgläubige erlaubte; war denn ſie, die als Hexe am Brandpfahle ſtarb, nicht unendlich ſchlimmerer Verbrechen als der Betrügerei ſchuldig?“

„Sie war eine ſchwere Verbrecherin und der entſetzliche Tod, den die Unvernunft ihrer Richter ihr anthat, war durch ſchwere Thaten wohlverdient“, entgegnete Apollonia mit Würde. „Auch der Unglückliche, der hier ſich zum ewigen Schlafe niedergelegt, kann ſein verfehltes Leben größtentheils ihren abſcheulichen Machinationen zuſchreiben; aber, mein Sohn, Dir, der mein Leben ſo genau kennt, Dir, der mich mit Sohnestreue ehrt und liebt, kann ich, die ich ſchon einmal Kerkerhaft und Folterqualen überſtanden habe, ruhig ausſprechen, daß ich Alles, was man ihre Hexenkünſte nannte, ſo gut und vielleicht noch beſſer — denn ich bin von Natur geſchickter und anſtelliger wie ſie — verrichten kann. Sie hatte recht ſchöne Kenntniſſe, aber ihr eigener Verſtand und die Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie Natur und Menſchen beobachtete,, nicht teufliſche Hülfe, haben ihr dieſelben gegeben. Weißt Du doch auch aus dem Safte guter Kräuter geſunde Tränke zu brauen, und Rabbi Löw, der gelehrte, fromme Jude, hat Dich noch manches Andere gelehrt. Aber ſie braute auch entſetzliche, die Sinne und das Blut

aufregende oder raſch alle Kräfte des Körpers einſchläfernde Gifte gleichfalls ohne Hülfe übernatürlicher Weſen, die ſie bald als Liebestränke, bald als Schlaftrunk verkaufte und die, o wie oft, in zu großem Maße angewendet, Raſerei, Lähmungen und ſchmerzhaften Tod herbeiführten. Sie war keine Buhlerin des Teufels, den ſie in leiblicher Geſtalt ſo wenig geſehen hat als ich, als die frömmſte Heilige des römiſchen Kalenders, oder als Katharina von Bora, die wackere Hausfrau des Mannes, der als der Verbeſſerer unſeres Glaubens ſich mehr als einmal dem Flammentode ausſetzte. Es ſcheint mir ſeltſam, daß Du, mein Sohn, der die einfachen Naturgeſetze gefunden, nach denen die fernen Planeten ihre unveränderlichen Bahnen am Himmelsgewölbe gehen, Du, der ſo ſanft und ernſtlich den Kampf gegen die Verſuchungen in der eigenen Menſchenbruſt gekämpft und beſtanden, noch eine directe Einwirkung eines ſichtbaren Teufels für wirklich beſtehend annimmſt. Haſt Du vor kürzerer Zeit wieder Nachrichten gehabt über die Anfechtungen, mit denen man in unſerer Heimat Deine arme Mutter quält? Du haſt keine Vorſtellung davon, wie ſehr der Gedanke an ihr mögliches Schickſal mich beunruhigt."

„Aber ſie iſt keine Hexe, und den Verleumdungen, mit denen man ihre und folglich auch meine Ehre be-

fleckt bin ich ernſthaft entgegengetreten", rief Kepler eifrig.

Apollonia ſtrich bei dieſen Worten mit einer ganz mütterlichen Geberde dem großen Gelehrten über die hohe Denkerſtirn, indem ſie ſeufzend flüſterte: „O Thor, befangen in den Vorurtheilen einer finſtern Zeit. Sie iſt keine Hexe, gewiß iſt ſie es nicht, aber ſie iſt eine gefürchtete und gehaßte alte Frau, ſchutzlos, ſelbſt ohne den Schutz gewöhnlicher Klugheit. Auch ich war keine Hexe und ertrug doch die Leiden der Folter, und eine Hexe war auch die Streicherin nicht mehr als ich. Schau her, hier kann ich Dir den Beweis in die Hand legen, welcher Art die Hexereien waren, die man der geldgierigen Betrügerin am meiſten zur Laſt legte. Dieſes beſchmuzte, mit Blut und Schweiß befleckte Stück Papier iſt ein von ihr unter angeblichen Hexereien angefertigtes Amulet, das den Träger deſſelben hieb- und ſchußfeſt machen ſollte."

Die kleine ſanfte Frau hatte bei dieſen Worten das feſt zuſammengefaltete Ding ergriffen, das Heinrich Kepler an der einſt von ihr ſelbſt angefertigten Schnur viele Jahre um den Hals getragen hatte. Mit geſchickter Hand legte ſie es auseinander, denn ſie wußte ſehr wohl, wie die Streicherin dieſe Amulete, die ſie ſich zehnfach mit Gold aufwiegen ließ, zu falten pflegte. Sie ſtrich dann

das kleine Stück vergilbten Papiers mit dem Handballen glatt und reichte es Kepler, der es mit ernſter Miene zu leſen verſuchte. Nur wenige Worte in deutſcher Sprache waren darauf geſchrieben, doch ſchien es dem Gelehrten unmöglich, ſie zu leſen, bis er endlich nach mehrmaligem Anſetzen nichts Anderes herausbrachte als die mit mehreren Ausrufungszeichen verſchärfte Anrede: „Hundsfott, wehr' Dich!!!“ deren Befolgung im Schlachtgewühle allerdings das beſte Mittel ſein dürfte, unverwundet zu bleiben.

„Und man nennt ſolches Mittel, ſich hieb- und ſchußfeſt zu machen, die paſſauer Kunſt?“ ſagte Kepler, und keine Spur eines Lächelns lag auf dem ſchönen Geſichte des in ſo ſeltſamer Weiſe Belehrten.

„Nun, dies rohe, aber tüchtige Kriegsvolk befolgte die Regel der alten als Hexe verbrannten Baſe Streicherin und hat ſich einen ehrenhaften Kriegerruf dadurch erworben“, ſagte Apollonia mit einem feinen Lächeln, das auch noch dem faltigen Geſicht der Matrone ſchön genug ſtand, um der Anſchuldigung, die man einſt der blühenden jungen Frau gemacht hatte, daß ſie durch daſſelbe alle Herzen bezaubern könne, eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit zu geben.

„Aber nun, mein Sohn“, ſetzte ſie, jede Spur deſ-

ſelben in ihrem Geſicht auslöſchend, hinzu, „wo iſt Deine Frau, wie geht ihr's? Hat Dein armer Vater ſeine holden Enkel geſehen und geſegnet?“

Kepler gab ihr Antwort auf ihre theilnehmenden Fragen, und Apollonia eilte, um den kleinen Ludwig bei der Mutter abzulöſen.

Viertes Kapitel.

Barbara Kepler lag ſehr krank auf dem Bette, wohin ihr Gatte ſie getragen, und ihr Ludwig, der verſtändige Knabe, der es ſich ſtets zur Gewiſſensſache machte, ſeinem herzlieben Papa ein frommes, gehorſames Kind zu ſein, ſaß ganz ſtill und aufmerkſam daneben und betrachtete die Holzſchnitte in ſeinem Katechismus oder lernte von Zeite zu Zeit ein „Was heißt das?“ zu den heiligen zehn Geboten. Es ward dem lebhaften Knaben nicht gerade ganz leicht, ſich ſo ruhig zu verhalten, und ſeine Augen leuchteten daher freudig auf beim Eintritt ſeiner beſten Freundin, der lieben Großmutter Apollonia.

Die alte Frau lobte mit freundlichen Worten das gute Verhalten des kleinen Krankenwärters, fragte nach dem Befinden der Mutter, und horchte mit großer Aufmerkſamkeit auf die etwas ſeltſam klingenden Berichte darüber. Die Mutter war ſehr böſe geweſen, ſo böſe wie ſonſt nie; ſie hatte dem Kleinen, als er ihr in

beſtem Willen ein Glas Waſſer, das der Vater zu dieſem Zweck ihm ins Zimmer geſetzt, zum Trinken geboten, ſo heftig aus der Hand geſchlagen, daß die Flüſſigkeit über die Bettdecke geſtrömt und das Glas zu Boden fallend in Scherben zerſplittert war. Dann hatte ſie mehrmals ſehr laut geſchrien, darauf ein Meſſer verlangt, weil ſie den kleinen Säugling ſchlachten müſſe, und, da Ludwig erklärt, daß er ihr zu dieſem Zwecke kein Meſſer bringen könne und wolle, den Knaben heftig an den Haaren gezauſt und war endlich ſichtlich ermattet wieder ins Bett gegangen, wo ſie noch mit weit offenen Augen um ſich ſtierend da lag und den Kopf mit ſchon lange fortgeſetzter gleichmäßiger Bewegung von einer Seite auf die andere wälzte.

Apollonia war ſehr erſchrocken über das, was ſie hörte und ſah. Mit liebevoller Freundlichkeit redete ſie zu der Kranken, die ihr aber nicht das geringſte Zeichen von Verſtändniß, keine Antwort auf irgend eine ihrer Fragen gab.

„Wann hat das kleine Schweſterchen zuletzt bei der Mutter getrunken?“ fragte ſie endlich den Knaben.

Dieſer wußte es nicht genau, konnte aber mit Gewißheit angeben, daß es, ſolange die Mutter hier unter ſeiner Aufſicht gelegen, nicht geſchehen ſei.

Apollonia eilte nun zu dem kleinen Kinde, das in

der Wiege nur wenige Schritte von Kepler's Arbeitstiſche ſchlief. Das arme Geſchöpfchen war krank und durſtig und nahm das mit etwas Milch gemiſchte Fenchelwaſſer, das die Großmama ihm in einem Fläſchchen bot, mit großer Begierde an. Dann trug ſie es zur Mutter, hoffend, daß der Anblick des hülfloſen Geſchöpfes günſtig auf Barbara wirken dürfte; dem kleinen Ludwig aber gab ſie den Auftrag, den Vater zu bitten, er möge ſo raſch als möglich Rabbi Löw, den Freund des Hauſes, erſuchen, ſich der kranken Mutter anzunehmen.

Ohne Apollonia's Ankunft wäre im Hauſe Kepler's, trotz ſeiner Bemühungen, den Bedürfniſſen des Kinderhäufchens Genüge zu leiſten, wohl eine ſchlimme Verwirrung geweſen.

Im Hausflur lag immer noch auf dem blutigen Strohlager die Leiche des alten paſſauer Landsknechts. Der kleine Säugling und das dreijährige reizende Lenchen, Kepler's Lieblingstöchterchen, waren ſehr krank und Barbara's Zuſtand wurde mit jeder Stunde beſorgniß-erregender.

Rabbi Löw konnte wenig oder gar keinen Troſt geben und bat ſeinen jugendlichen Freund nur, auch dieſer Prüfung mit echtem Muthe Stand zu halten. In der Stadt herrſchten ſchwere Seuchen; die barmherzigen Brüder zogen durch die Straßen, die im nächt-

lichen Kampfe Gefallenen zu begraben und die noch athmenden Verwundeten ſo viel als möglich zur Pflege und Abwartung in die Klöſter und Siechhäuſer zu ſchaffen.

Es waren Zuſtände, die man mit Recht als das traurige Vorſpiel jenes entſetzlichen Jammers betrachten konnte, den ein dreißigjähriger blutiger Krieg von da ab über Deutſchland brachte.

Zwei Männer ſchienen indeß von all den Verwirrungen, die um ſie her tobten, nicht allzu ſchwer berührt zu werden, Kaiſer Rudolf auf dem ſtolzen Hradſchin und Johannes Kepler in ſeinem einſamen, von Tod und Krankheit heimgeſuchten Hauſe.

Den Kaiſer beſchäftigte jetzt früh und ſpät nur eine Angelegenheit, die Vermählungsfeierlichkeiten der Gräfin Polixena. Der Schwager dieſer letztern, der Graf von Roſenberg, hatte nicht die Abſicht, ſich die Hand der ſchönen Frau, die einſt das Ideal ſeiner Jugendträume geweſen, durch eine Handlung zu erwerben, die er von ſeinem Standpunkte aus für Felonie halten mußte. Er gehörte zu den zwar gemäßigten, aber ſehr geachteten Führern der Proteſtanten, war jedoch, obgleich noch befreundet mit Thurn und Schlick, bei weitem anſpruchsloſer und ruhiger als dieſe Männer, die man ſtets da, wo es lauter Hader und offene Empörung gab,

als die wildeſten Schreier in den empörten Haufen fand. Der junge Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz war aber zum angenommenen Bewerber der ſchönen Gräfin geworden, ſeit er wenige Tage nach dem Kampfe mit den Paſſauern öffentlich im St.-Veitsdome mit ſeinen anſehnlichſten Hausbeamten der Meſſe beigewohnt hatte.

Seit dieſem Moment war es Rudolf's größte Sorge, daß die zweite Vermählung ſeiner Freundin mit keinem geringern Glanz als ihre erſte gefeiert werde.

Während Erzherzog Matthias ſich in Eilmärſchen der Stadt Prag näherte, die er als in Verbindung mit den Paſſauern und in Aufruhr gegen ſeinen kaiſerlichen Bruder in ſeinen Reſcripten darzuſtellen liebte, gab der Kaiſer Anweiſungen auf in ſeinem Schatze nicht vorhandene Summen, mittels welcher bei der Hochzeitsfeier Polixena's das Volk auf den Straßen von Prag mit Braten und Wein bewirthet werden ſollte. Er beſtimmte ſo und ſo viel tauſend Gulden, die der kaiſerliche Almoſenier an Klöſter und milde Stiftungen vertheilen, andere, die in kleinen Münzen unter das den Zug umdrängende Volk geworfen werden ſollten. Er rechnete die Zahl der geladenen Gäſte zuſammen und war ſehr ſorgfältig in der Auswahl derjenigen, denen eine ſolche

Ehre zu Theil werden ſollte; er kümmerte ſich ſogar um die Gewänder und Spitzen und die Edelſteine der Brautkrone und des Halsgeſchmeides, welche die edle Dame an dieſem ihrem Ehrentage ſchmücken ſollten.

Daß ſein Todfeind heranzog und ſeine Abſichten gegen den ſchwachen Bruder unter offenbar erlogenen, jedes Halts entbehrenden, Freundſchaftsverſicherungen verſteckte, ſchien den verblendeten Monarchen gar nicht zu kümmern.

Von Kepler, ſeinem Aſtrologen, forderte er vor allem die Stellung der Nativität der beiden ſeine Sorge und kaiſerliche Aufmerkſamkeit jetzt ganz allein in Anſpruch nehmenden Verlobten, und er nahm es dem geplagten Gelehrten ſehr übel, daß er ſeine häuslichen Leiden und bedrängten Verhältniſſe als Vorwand angab, ſeinen kaiſerlichen Herrn um Entbindung von dieſer Arbeit zu bitten.

Johannes Kepler, früh und ſpät an den Bettchen ſeiner kranken Kinder ſitzend, von bittern Sorgen um die nöthigſten Lebensbedürfniſſe gequält, da ſein Gehalt nicht gezahlt wurde, weil die kaiſerlichen Kaſſen ſich wegen der Hochzeitsfeierlichkeiten der Gräfin in gänzlich erſchöpftem Zuſtande befanden, mußte ſein Herz und all ſein Denken jetzt beſonders auf den traurigen Zu-

ſtand ſeines Weibes richten. Apollonia und Rabbi Löw waren in dem tiefen Elende, das mitten in dem allgemeinen Leid der Zeit ſich noch beſonders auf Haus und Herz des armen Gelehrten geworfen hatte, zwar ſeine treuen Freunde und Rathgeber, aber beide konnten ſich ihm nicht ſo hingeben, als ſeine Verhältniſſe es dringend nothwendig machten.

Apollonia's Kräfte wurden in den Unruhen, die die Hochzeit ihrer großmüthigen Herrin mit ſich brachten, aufs äußerſte in Anſpruch genommen, und Rabbi Löw beſuchte zwar die drei Kranken in Kepler's Hauſe täglich, aber er konnte in der Hauptſache ſeinem Freunde über das Befinden derſelben keine Beruhigung geben. Die kleine geduldige Magdalene litt an dem bösartigen Fieber, das in den Mauern Prags unzählige Menſchen darniedergeworfen hatte. Das kleinſte Kind verſchmachtete mehr und mehr, weil Barbara die Nahrung für daſſelbe verloren hatte, die ſich, wie der gelehrte Arzt behauptete, infolge von Gemüthsaufregungen an die Gehirngänge der Leidenden gezogen hatte und die Geiſteszerrüttung hervorbrachte, die ſich an jedem Tage mehr und ſchrecklicher bei der Unglücklichen bemerkbar machte; die Nahrung, die Kepler's Vaterhand dem Würmchen reichte, gab ihm kein Gedeihen. Es ſcheint, als ob es ein Naturgeſetz ſei, daß alle hochbegabten Menſchen

ihre Kräfte in ganz besonders schweren Kämpfen mit dem Schicksal üben und entwickeln müssen.

Auch Kepler's große Seele, die geschaffen schien, eine heilige, fast übermenschliche Befriedigung in der Betrachtung der Natur, in der Erkenntniß der Erhabenheit des höchsten Weltgeistes durch die Erkenntniß der Schönheit, Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit seiner Werke zu finden, dem es die Herrschaft, die er über sich selbst hatte, leicht machte, sich über das Elend der Erde hoch zu erheben. Kepler mußte sich durch das schönste und heiligste Erdenband, durch sein Familienleben, durch seine tiefgefühlte Vaterliebe und durch die Rücksichten, die er seinem Weibe, der Mutter seiner Kinder, schuldig zu sein überzeugt war, von dem Glück, das er so ganz zu genießen fähig war, zurückgehalten sehen. Armuth und Hunger hätte er für sich selbst nicht nur ohne Zagen und Murren, sondern mit Heiterkeit, oft vielleicht sogar, ohne ihr Nagen zu fühlen, ertragen können; aber die Leiden seiner kranken Kinder, das wahnsinnige Jammern des Weibes, dem er seinen Schutz vor Gott versprochen hatte, sie legten ihm Fesseln um die beschwingte, zu Gott aufstrebende Seele.

Sein kleiner lieber Ludwig war in den Nöthen, die jetzt auf den armen Vater einstürmten, sein treuester Beistand. Der alte passauer Landsknecht war noch nicht

begraben und ſtill und kalt lag die Leiche des verirrten Vaters im Hauſe des frommen, rechtſchaffenen Sohnes.

Das Gleichniß vom verlorenen Sohne, das uns der Erlöſer in ſo einfach rührender Weiſe erzählt, wird ſich auf Erden tauſendmal wiederholt auffinden laſſen und liegt tief begründet in der menſchlichen Natur. Es gibt nicht viele Väter, die ihrem aus Elend und Verzweiflung heimkehrenden Sohn die Thür des Vaterhauſes verſchließen würden; denn muß ſich nicht jeder Vater ſagen, daß er die Verirrungen ſeines Kindes auf die eine oder die andere Weiſe mitverſchuldet habe, indem er das Gemüth deſſelben, da es noch weich und bildungsfähig war, nicht auf die rechten Wege leitete?

Hier hatte der Sohn, der in jeder Beziehung ſchuldloſe Sohn dem ſündigen Vater vergeben, einem Vater, dem er nichts zu verdanken hatte als eben nur das Leben, einem Vater, der ſich bis zum letzten Augenblick ſchwer an ihm verſündigt hatte, denn ſein Eindringen in den geängſtigten Familienkreis des proteſtantiſchen und in allen Ehren lebenden Mannes mußte, das konnte dem alten Landsknecht nicht unbekannt ſein, einen Flecken auf den Ruf deſſelben werfen. Auch war Barbara, das wußte Kepler ſehr wohl, durch dies Eindringen in ihrem noch ſo der Schonung bedürftigen Zuſtande bis zum Tode er-

ſchreckt worden; dennoch war keine Bitterkeit gegen den unglücklichen Vater in des Sohnes Bruſt zurückgeblieben.

Es waren nun drei ſchreckliche Tage vergangen ſeit Heinrich Kepler's ſchmerzvollem Tode, und es ward zur dringenden Pflicht, die Leiche endlich der Erde zu übergeben. Wie dringend auch Kepler wünſchte, ſie nach proteſtantiſchem Ritus und in Begleitung eines Geiſtlichen dieſer Confeſſion beſtatten zu laſſen, es fand ſich dazu in der wild aufgeregten, jeden Tag von neuen Emeuten durchtobten Stadt keine Gelegenheit.

Apollonia hatte es über ſich genommen, einen Sarg für die irdiſchen Reſte ihres Jugendbekannten herbeizuſchaffen, und dies war ihr auch nach vieler Mühe durch die Vermittelung des wackern Meiſters Euſebius, des Haushofmeiſters der Gräfin, gelungen.

Als die Leiche von dieſem würdigen Mann und von dem tief bewegten Sohn in ihre letzte Ruheſtätte gelegt ward, erinnerte die anweſende Apollonia, daß man jedenfalls verpflichtet ſei nachzuſehen, ob der Verſtorbene noch irgend etwas bei ſich habe, das den Ueberlebenden als Zeichen der Identität ſeiner Perſon dienen könne. Auch Johannes Kepler erinnerte ſich, daß der Todte ihm mitgetheilt, er wolle ſeinen Kindern das Gold hinterlaſſen, das er als ſein Beſitzthum auf ſeiner Bruſt trage. So fanden denn die Nachſuchenden außer mehre-

ren Goldſtücken von franzöſiſchem, holländiſchem und deutſchem Gepräge in einem dicht verbundenen ſeidenen Beutel, den Kepler als eine Kinderarbeit ſeiner Schweſter Margarethe erkannte, auch den Trauring mit dem Namen ſeiner Mutter und dem Datum des Hochzeitstags und ein kleines Kreuz von Bronze, das er, das kleine Johannesle ſeines Vaters, einſt als Kind von dem Oheim Guldenmann empfangen und dem Vater auf deſſen Bitten geſchenkt hatte.

Ein Gefühl unſaglicher Wehmuth und tiefſter Rührung ging durch Kepler's weiche Seele, als er dieſe untrüglichen Zeichen vorfand, daß der Unglückliche, den man hier begraben wollte, wirklich ſein Vater geweſen und daß er mitten in den wildeſten Verirrungen ſeines Lebens Erinnerungszeichen an die verlaſſenen Seinigen bei ſich getragen und in Ehren gehalten hatte.

An dem ſtillen Grabe auf dem Kirchhof, der zur Teinkirche gehört, ſegnete der Sohn den verirrten Vater und weihte ſeine letzte Ruheſtätte mit ſeinen Thränen zur ewigen Ruhe ein.

Es gibt einen ſchönen Spruch, der ſich im Leben guter Menſchen wieder und wieder bewährt. Er heißt: „Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“ Die rührende Wahrheit deſſelben zu erweiſen, könnte

jeder Leidenstag aus dem Leben Kepler's dienen. Nicht ſeine hohe Gelehrſamkeit, nicht ſein Ruhm und ſeine ſeltenen Naturgaben erſcheinen dem ſchlichten Frauenherzen, aus welchem dieſes Buch gefloſſen, ſo werth, daß gerade unſere Zeit an den längſt Dahingeſchiedenen erinnert werde, aber ſeine Gelehrſamkeit war eben nichts Anderes als ſein frommes Suchen und Forſchen nach Gott in der Natur. Ihn ſuchen, finden und lieben war das hohe Glück ſeines ſonſt ſo armen Erdenlebens, und ſo ward eben ſein ganzes Leben zur Beſtätigung jenes ſo tröſtenden Spruchs. Zwiſchen Glauben und Wiſſenſchaft herrſcht ein Jahrtauſende alter Streit, und wohl hat unſer Humboldt ein wahres Wort geſagt, als er behauptete, die Aſtronomie habe dem Glauben den Himmel über dem Haupte und die Geologie ihm die Hölle unter den Füßen weggezogen.

Welchen Standpunkt aber auch die Naturwiſſenſchaften in der Geſchichte des menſchlichen Fortſchritts einnahmen und in künftigen Jahrhunderten einnehmen werden, immer kann und wird derſelbe nur der Stütz- und Schwerpunkt der echten Religioſität ſein und nie dieſelbe in ihren Grundfeſten unterwühlen.

Nicht der Glaube an einen materiellen Himmelsſaal oder Garten jenſeits des Sternengewölbes oder der an einen materiellen Höllenpfuhl in unbekannten Welt-

regionen unterhalb einer feſtſtehenden Erde ſind die Grundfeſten der Religion; ihr eigentlicher und eigenſter Stützpunkt iſt die in jedem Menſchenherzen wurzelnde Gewißheit, daß das Gute, die Fortentwickelung der Schöpfung als Weltganzen zur höhern Vollkommenheit, als unwiderrufliches Geſetz Gottes in jede Menſchenbruſt, in jede Sternenbahn, in die Richtung jeder Achſe der ſich um die Sonne wälzenden Weltkörper geſchrieben iſt; und dieſe Gewißheit wird der Forſcher nach den Kräften der Natur auch noch nach Jahrtauſenden in derſelben finden. Wenn auf der kleinen, dunklen, in einem Winkel des Alls kreiſenden Erde ein unvollkommenes Geſchlecht von Geſchöpfen wohnt, das die Sehnſucht nach Vervollkommnung neben den ſinnlichen Trieben, die ihm zu ſeiner Erhaltung und zur Erhaltung ſeiner Gattung ins Leben mitgegeben wurden, in ſeiner Bruſt als wahren warmen Naturtrieb fühlt, und das nun eben durch die beiden in ſeinem Ich waltenden, anſcheinend ſich widerſprechenden Richtungen in Leid und Unruhe, in Zerwürfniſſe mit ſich ſelbſt und in eine Furcht gegen Gott gerieth, die ihm die Tugend zur Pflicht und die Sinnenluſt ſo ſüß gemacht hat, ſo ward dieſem ſchwachen Geſchlecht durch das Chriſtenthum und durch die Wiſſenſchaft die nothwendige Vermittelung gegeben. Denn das Chriſtenthum zeigt uns am Beiſpiele des

Erlöſers, daß das Streben der Menſchenſeele nach höchſter Vervollkommnung in ſich ſelbſt ein Glück, eine Befriedigung enthält, die eigentlich der menſchlichen Natur weit angemeſſener iſt, als das blos ſinnliche Behagen, das wir mit den weit niedriger ſtehenden Bewohnern unſeres Sterns theilen und nie in einem höhern Grade als ſie empfinden können. Der am Kreuze ſterbende Welterlöſer zeigte uns inmitten ſeiner Qualen und Schmerzen, daß die menſchliche Natur weſentlich verſchieden von der thieriſchen, von den elementaren Einflüſſen, die auf den Körper wirken und uns ſo an unſern Wohnplatz die Erde feſſeln, unabhängig ſei, oder es wenigſtens durch Uebung desjenigen, was wir Tugend nennen, werden könne. Wie uns die Tugend, die wir üben können, den Beweis gibt, daß wir weit über das Thier erhabene, daß wir geiſtige Weſen ſind, ſo gibt uns dieſe Gewißheit auch wieder die Ueberzeugung, daß wir, die wir als Erdenbewohner nicht über der Grundurſache der Schöpfung und Erhaltung des Weltganzen ſtehen können, auch in jener ſelbſt einen Geiſt zu verehren und zu lieben haben. Unſer Auge, das uns in die Tiefen der Himmel ſchauen und mit Hülfe unſerer Vernunft die Bahnen der fernſten, duftartigen Kometen, der kleinen Jupitersmonde und jener kleinen, mit unſern feinſten Inſtrumenten nicht mehr

meßbaren Planeten, die ihre Bahnen zwiſchen der Mars- und Jupitersbahn um den Centralkörper ſchlingen, berechnen läßt, zeigt uns freilich bei den ſchärfſten Beobachtungen der Natur nicht Gott ſelbſt, körperlich, perſönlich, wie unſere Zeit es nennt, aber es zeigt uns, daß Geſetzmäßigkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit, Schönheit, daß die Sicherung für Erhaltung des Weltganzen und jedes einzelnen Theils Grundbedingungen der Schöpfung ſind.

Zeigt uns alles dies aber die Wiſſenſchaft, ſo tritt ſie nicht in Widerſpruch mit der Religion, die uns Gott als einen Vater lieben und als unſer höchſtes Vorbild betrachten lehrt. Du ſollſt Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth, iſt das höchſte Gebot des jetzt von Unvernunft und Mißverſtändniß angefochtenen Chriſtenthums, und: Darum ſollt ihr vollkommen ſein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ein neben jenem ſtehendes. Nie wird und kann die Erkenntniß der Natur an dieſen erhabenen Lehren etwas ändern, und nie können dieſelben von jener beſtritten oder angefochten werden.

Erkenntniß der Natur iſt Erkenntniß Gottes durch ſeine Werke. Gebietet uns nun das Chriſtenthum, dem Ewigen, dem Vollkommenen nachzuſtreben, und fühlen wir bei der Erkenntniß ſeiner Erhabenheit und unſerer

Schwäche eine natürliche Furcht, zittern wir vor den Folgen unſeres Thuns, das die geſetzmäßige Vervollkommnung des Weltalls durch ſeine ſchlimmen Wirkungen auf uns und andere einzelne Theile deſſelben ſtörend zu unterbrechen ſcheint, ſo gibt uns auch da das Chriſtenthum wieder ſeinen ſchönen Troſt. Die Vervollkommnung unſerer Mitmenſchen können wir durch unſer Thun ſchwerlich hindern, denn das Beiſpiel des Erlöſers zeigt uns, daß die höchſte menſchliche Vollkommenheit bei allen Unvollkommenheiten des Erdendaſeins erreicht und nur gerade in dieſer unvollkommenen Welt erſtrebt und errungen werden kann. Nur der mit Dornen gekrönte, von Geißelhieben blutende, unter ſeinem Kreuze zuſammenſinkende Chriſtus, der, als ſeine Mörder die Nägel durch ſein zuckendes Fleiſch ſchlugen, beten konnte: „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ nur er, der im Moment der bitterſten Todesqual betete: „In Deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ und ſterbend die ſelige Freude empfinden konnte, die ſein Ausruf: „Es iſt vollbracht!“ in rührender Einfachheit verkündigt, nur er iſt das deutliche Bild der vollkommenen, über alle Knechtſchaft erhabenen Freiheit des Menſchengeiſtes, die die Erde und ſeine ihr gehörenden Sinne ihm auferlegen.

Und er iſt auch für jeden einzelnen bereuenden

ſündigen Menſchen der Freund, der ihm Vergebung verſichert und dem gröbſten Verbrecher Muth zuſpricht, ſich aufzuraffen aus dem wilden Elende der Verzweiflung an ſich ſelbſt. Ruft nicht jeder unter der Dornenkrone des Gekreuzigten hervorrieſelnde Blutstropfen dem niedrigſten Wüſtling, der auf dem Siechbett bei den ſelbſtverſchuldeten Körperleiden jammert, zu: Ich litt ohne eigene Schuld wie du und konnte es in Geduld und Freudigkeit ertragen, habe Muth! Ruft ſein ſanftes Wort: „Kommt her alle, die ihr mühſelig ſeid und beladen", auch dem wüſteſten Mörder in ſeiner Verzweiflungsangſt vor der Strafe in Zeit und Ewigkeit zu: Ich litt und ſtarb in Qualen, damit du und alle, die wie du leiden, an die Verſöhnung mit Gott glauben und den Muth zu einem neuen reinen Kampf mit den Leiden und Bedürfniſſen der Erde ohne Zittern beginnen können?

Ich bitte meine geneigten Leſer, die mir im Leben meines Helden, meines hochverehrten Kepler, bis hierher gefolgt ſind, um Verzeihung für dieſe lange Abſchweifung von der Erzählung ſeiner Geſchichte. Auch Kepler war Naturforſcher und war, wie es im Geiſte ſeiner Zeit lag, obgleich Proteſtant, doch ein frommer, gläubiger Chriſt, aber er war in den proteſtantiſchen Formen ſeines Chriſtenthums fern von allem zelotiſchen Eifer, duldſam gegen alle, die ſich an keine engen Formen

halten konnten, oder ſich an andere als die ihm vorgelegten zu halten gewöhnt hatten. Er ſuchte als Aſtronom in den Geſetzen, die er in den Himmelsbahnen erkannte, die ewige Zweckmäßigkeit, die Schönheit, die ewige Vernunft, den Gott, den er ahnte. Seine große Seele verſuchte im Weltall die Gedanken des Weltſchöpfers, die ſie zu ahnen fähig war, mit Sicherheit zu erkennen und beſtätigt zu finden. Die Leiden der Erde, die er in ihrer ganzen Schwere zu tragen hatte, konnten ihn freilich an dieſen heiligen Beſchäftigungen bisweilen hindern, aber dieſe Beſchäftigungen ſelbſt, in denen er ſeine höchſte Freude fand, durften ihn niemals hindern, das zu thun, was er für noch höher als die Erkenntniß Gottes, was er als ſeine Pflicht, das heißt den Befehl Gottes an ihn ſelbſt erkannte.

Dieſe ſeine Erdenpflichten waren für ſeine edle und hohe Natur außerordentlich ſchwer. Im Beginn ſeiner Ehe hatte er mit vielem Ernſte daran gearbeitet, die Frau, der er Liebe und Treue gelobt, in ihrer Weiſe glücklich zu machen, und dabei hatte er ſich in der Selbſtüberwindung mit dem Ernſt eines Märtyrers üben müſſen. Aber indem er um Barbara's willen auf ſeine Kleidung, ſeine Manieren, auf ſeine Sprache und ſein Betragen achten lernte, um der Tochter aus höherem Stande, der Wittwe eines vornehmen Mannes, die

jetzt ſein Weib war, vor der Welt keine Schande zu machen, hatte er, der Sohn Heinrich und Katharina Kepler's, die eine Wirthſchaft in einem ſchwäbiſchen Dorfe geführt, ſich die Manieren angeeignet, die ihn befähigten, am Hofe Kaiſer Rudolf's zu erſcheinen, ohne irgendwie einen Anſtoß zu geben. Schwere Sorgen waren es, die ihn in ſpätern Zeiten zwangen, auf die Erbärmlichkeiten des täglichen Broderwerbs ſehr oft zurückzukommen, wenn ſeine Seele ſich eben auf Seraphsfittigen in jene Regionen emporgeſchwungen, wo der Erdball mit Fürſten und Kaiſern, mit hungernden Bettlern und jammernden Kindern nichts iſt als ein unſcheinbares Tröpfchen im Ocean des Weltalls, und wo die ſelbſtleuchtenden Sonnen dem frommen Herzen des Beobachters der Natur als die Seraphim erſcheinen, die ihre vom Strahl des Ewigen erhellten Antlitze lächelnd niederbeugen zu ihren dunklen Begleitern. Wenn Kepler aus dieſen erhabenen Regionen herabgerufen wurde durch die Stimme ſeines Weibes, die ihn an die Bedürfniſſe ihrer Kinder und ihre eigenen faſt mit Härte erinnerte, ſo lernte er die Fittige ſeines Geiſtes ſchnell zuſammenfalten, um ſie, ſobald er ſeiner Erdenpflicht genügt hatte, ebenſo ſchnell wieder auszubreiten. Seine eigentliche Amtsarbeit, die Berechnung der Pruteniſchen Tafeln, beſtand in ſehr wenig ergötzli-

chem Rechnen, auf das er jedoch die allergrößte Aufmerkſamkeit verwenden mußte. Die kleinſte Störung, die von den Seinen ſo wenig vermieden wurde, machte es nicht ſelten nothwendig, daß er die Arbeit eines Tages, ſelbſt einer Woche von neuem beginnen und gänzlich wiederholen mußte, aber dadurch gewann er auch die ungeheure Sicherheit in dieſen Arbeiten. Seine Beſtallung bei Kaiſer Rudolf verpflichtete ihn freilich, außer zu jenen ſich auf die Bewegungen der Weltkörper gründenden Zeitrechnungen, auch noch zu aſtrologiſchen Arbeiten, deren Nichtigkeit ſeinem großen Geiſte längſt eingeleuchtet hatte und zu denen er ſich doch nicht ſelten bequemen mußte, um ſeinen lieben Kleinen Brod und einige Lebensfreuden in einer Zeit zu ſchaffen, wo alle Erwerbsquellen zu verſiegen begannen, wo Noth und Elend mit Geiersflügeln über Deutſchlands Gauen heranzogen, und es machte den großen Gelehrten demüthig, daß er der Thorheit dienen mußte, wie ſehr er ſie auch unter ſich ſah.

„Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“ Johannes Kepler an dem Krankenbette ſeiner Kinder, neben ſeiner im Wahnſinn tobenden Frau dürfte vielleicht ein erhabeneres Bild echter Menſchengröße ſein, als der Auffinder jener drei nach ihm benannten Geſetze unſeres Planetenſyſtems, welche erſt die Lehre des Copernicus zu einer Gewißheit machten,

dem großen Newton den Weg wiesen und die Gelehrten der heutigen Zeit in den Stand setzen, ihre Berechnungen der Himmelserscheinungen so einzurichten, daß sie ein Fernrohr heute stellen, in seiner Stellung befestigen und dann mit mathematischer Gewißheit sagen können, in welchem Jahre, Tage, Stunde, Minute und Sekunde ein bestimmter Stern in dem Sehfelde jenes Instruments in seiner gegenwärtigen Stellung sichtbar werden müsse. Nicht Copernicus ist es, der die erhabene Wissenschaft der Himmelskunde auf ihre jetzige Höhe geleitet hat, denn das Copernikanische System wäre ohne Kepler's genaue Bestimmungen der Bewegungen der Himmelskörper nichts Anderes, als das Oeffnen eines Thores, durch das der bis dahin eingesperrte Menschengeist einen unbestimmten und ungenauen Ueberblick in eine herrliche Gegend erhält; Kepler wies die Wege in jene Gegend und zeigte uns mit Deutlichkeit ihre erhabenen Schönheiten. Ja, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Kepler, neben seinem wahnsinnigen Weibe, neben seinem sich im Fieber verzehrenden Lieblingskinde, er, der trotz seines großen Geistes, trotz seiner wohlerkannten Gattenpflichten der Schwäche erlegen war und einer tiefen, hoffnungslosen Liebe zu einem schönen und edlen Weibe Raum gegeben hatte, vergaß des schmerzlich süßen Traums, den er zu träumen sich gestattet hatte. Die

Erſcheinung Polixena's, die wie eine Fee, wie ein Götterbild in ſein Leben getreten war, gewann nicht die Macht, dämoniſch auf ihn zu wirken. Das Ideal ſeiner Jugend ward auch nicht zum Götzenbilde, vor dem er ſeine großen Lebensaufgaben als Opfer ſchlachtete. Wie ein ſchönes Wolkengebilde hatte es über ſeiner Jugend geſchwebt, und in ihm entwickelte ſich jetzt in der ſchwerſten Zeit ſeines Männerlebens das Wunder des in der Pracht ſeiner Farben ſtrahlenden Regenbogens, jedem Schauenden die Verſicherung gebend, daß trotz der ſtrömenden Wolken doch die Sonne in ihrer ganzen Pracht ſich am Himmel befindet.

Fünftes Kapitel.

Die Hochzeit der Gräfin von Rosenberg ward von Kaiser Rudolf gefeiert; die schweren Gewitter, die mit jeder Stunde drohender am Himmel des böhmischen Königreichs und ganz Deutschlands emporzogen, zeigten auch nicht den geringsten Einfluß auf den Herrn der Christenheit, der zur Zeit noch böhmischer König und deutscher Kaiser war. Johannes Fickler, der Freund und geistliche Berather Polixena's, schlief in seinem stillen Grabe sanft nach dem schweren Traum seines Lebens voll Sehnsucht und Selbstverleugnung, und Pater Cysetus, sein Gefährte bei der delicaten Sendung, die Rudolf verkünden sollte, daß sein Neffe und erwählter Nachfolger seinen Frieden geschlossen mit seinem natürlichen Nachfolger, den er wohl mit Unrecht für seinen Todfeind hielt, war nach Graz zurückgekehrt.

Rudolf schien nicht mehr daran zu denken, daß die deutschen Fürsten ihn bei ihrer Zusammenkunft in Wien

auf Matthias' Wunſch und mit Ferdinand's Zuſtimmung für zu ſchwach und zur Regierung unfähig erklärt hatten. Die Unruhen in Prag, ſeiner eigenen Reſidenz, beachtete er nicht.

Das laute Murren eines Volkes, welches jetzt ſchon ein Jahrhundert lang Glaubensfreiheit begehrte und den Tod des erſten Apoſtels der böhmiſchen Geiſtesfreiheit, des Magiſters Johannes Huß, durch einen vieljährigen Krieg mit Feuer und Schwert an dem ganzen katholiſchen Deutſchland gerächt hatte, ſchien dem in ſchwerem Irrthum befangenen Kaiſer der Aufmerkſamkeit gar nicht werth zu ſein.

Freilich beſaß Rudolf nicht das Mittel, womit die Fürſten ſpäterer Jahrhunderte ihre bittenden, murrenden und revoltirenden Völker niederhielten. Er hatte kein ſtehendes Heer, und das, was er an deſſen Stelle als Mittel zur Befeſtigung ſeiner Macht ins Land gerufen, das paſſauer Kriegsvolk, war von den Böhmen unter Anführung und Uebereinſtimmung mit den erwählten Vertretern ihres Landes geſchlagen worden. Obriſt Ramé, der franzöſiſche Parteigänger, jedenfalls auch einer jener Kriegsknechte, die Jahrhunderte lang im franzöſiſchen Intereſſe mit Feuer und Schwert dahin wirkten, die Macht Deutſchlands zu lähmen, die Zwietracht in ſeinem Innern zu hellen Flammen zu ſchüren und in den hei-

ligen Boden des Landes, das Wiſſenſchaft und Kunſt faſt ohne Pflege ſeiner Fürſten aus ſeiner eigenen Kraft erzeugte, die Drachenzähne des Kadmus zu ſäen, aus denen die Kämpfer für Parteizwiſte erwuchſen, die das edelſte Land Europas, ſein eigentliches Herz, Deutſchland, nie einig, alſo auch nie groß werden ließen. — Laurentius Ramé befand ſich bei der Vermählung Polixena's mit dem edlen jugendlichen Grafen Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz, der vor wenigen Tagen ihm im Kampfe auf den Straßen Prags tapfer gegenübergeſtanden, noch immer in der kaiſerlichen Reſidenz.

Die Proteſtanten hatten aus der ſchwer beunruhigten Stadt eine Geſandtſchaft an den Erzherzog Matthias abgehen laſſen, welche das Heranrücken deſſelben mit ſeiner bedeutenden Armee ſo viel als möglich beſchleunigen ſollte, und obgleich dieſe Geſandtſchaft den Erzherzog um Hülfe für die Prager gegen des Kaiſers unerträgliche Eigenmächtigkeiten anflehte, ſo hielt Matthias es auf den Rath ſeines ſchlauen Miniſters, des Cardinals Khleſl, doch für gut, dem Kaiſer gegenüber die Rolle eines loyalen Unterthanen und hülfreichen Bruders bis zu dem Augenblick zu ſpielen, wo er die Krone von ſeinem Haupt auf das eigene ſetzen konnte.

Ehe indeß ein Mann von den Truppen des Matthias

Prag erreicht hatte, hielten die Paſſauer es für gerathen, ſich gänzlich aus Prag zu entfernen.

Die dorthin aus allen Gegenden Böhmens, ſowie aus Schleſien und Mähren herbeigeſtrömten ſtreitbaren Männer, welche ſich ſchon durch ihre Fahnen und Feldzeichen als Feinde dieſer Eindringlinge erwieſen, waren alle voll Rachſucht gegen die wilden Parteigänger, die beim Durchzuge durch ihre Städte und Dörfer die ſcheußlichſten Greuelthaten verübt hatten.

So eilte denn Ramé, die Stadt zu verlaſſen, und es iſt eine Thatſache, daß Kaiſer Rudolf die flüchtenden Freibeuter mit Geſchütz und Munition verſorgen ließ.

Nur wenige Meilen von Prag, bei dem Dorfe Hluboſitz, wurde das paſſauer Volk indeß von den prager Bürgern und ihren ländlichen Bundesgenoſſen eingeholt und in einem blutigen Gefechte geſchlagen. Zwar waren Ramé's Truppen geſchulte, an das Kriegshandwerk gewöhnte Soldaten, von denen jeder einzelne ſchon in allen Himmelsſtrichen gefochten und Handgeld von den Herren der verſchiedenſten Länder genommen hatte, und die prager Bürger konnten ſich mit denſelben nicht vergleichen, aber ſie waren, wie jeder Mann in jener Zeit, in Führung der Waffen geübt, fochten für ihr Recht, das ſie durch kaiſerliche Verſicherung noch vor kurzer Zeit befeſtigt geglaubt hatten, und ſie erran-

gen einen Sieg und brachten eine Anzahl Gefangener in die Mauern Prags, unter denen ſich auch einer der höhern Anführer des paſſauer Volks befand.

Dieſer Mann, Obriſt Tenn oder, wie Andere ſchreiben, Denknagel, war ein Verwandter des Schwiegerſohns von Tycho de Brahe, der ſich im Gefolge des Cardinals Khleſl am Hofe des Erzherzogs Matthias, Königs von Ungarn, befand.

Das empörte Volk von Prag ſetzte ihn in harte Gefangenſchaft und verſuchte durch ihn zu erfahren, zu welchem Zwecke Kaiſer Rudolf die Paſſauer herberufen habe; ſeine Ausſagen mußten aber erſt durch die Folter erpreßt werden. Er ſagte, daß der Erzherzog Ferdinand von Steiermark und deſſen Bruder, der jugendliche Biſchof von Paſſau, die Böhmen für Empörer und im Begriff, den Kaiſer Rudolf vom Throne zu ſtürzen, erklärt hätten, daß deshalb das paſſauer Kriegsvolk den Befehl gehabt hätte, Se. Majeſtät bei Dero Ueberſiedelung von Prag nach Paſſau zu beſchützen, den König Matthias ernſtlich zu bekriegen, ihm womöglich das Leben zu nehmen und ſodann alle Ketzer in Prag und ganz Böhmen mit Feuer und Schwert auszurotten, und nannte die beiden Standesherren Martinecz und Slawata als entſchiedenſte Feinde des neuen Glaubens.

Mehr als dieſer Ausſagen bedurfte es nicht, um

die Prager in die höchſte Wuth und Aufregung zu verſetzen.

Während Kaiſer Rudolf die Hochzeit ſeiner Jugendfreundin mit der Luſt eines harmloſen Knaben feierte, ihren ſchönen Gemahl zum Beweiſe ſeiner Gnade in den Fürſtenſtand erhob und mit dem armen gelehrten Johannes Kepler eine lange Unterredung hatte über die Entdeckungen, die dieſer über die Planetenbewegungen gemacht, rückten achttauſend Mann von den ungariſchen Truppen des Königs Matthias in Prag ein, und dieſer ſelbſt, der ſich in Iglau in Mähren aufhielt, empfing eine Geſandtſchaft der böhmiſchen Stände, an deren Spitze ſich ein Graf Kinsky befand und die dem Nahenden die Verſicherung ihrer Ergebenheit zu Füßen legen, aber auch verlangen ſollte, daß Matthias den von den Paſſauern jetzt noch bedrückten Städten Hülfstruppen ſchicken und es möglich machen ſollte, ihnen aus den Kriegskaſſen jener Entſchädigung zu verſchaffen.

Wer übrigens in jenen verhängnißvollen Tagen Gelegenheit hatte, den Kaiſer Rudolf von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, würde wohl ſchwerlich errathen haben, daß dieſer Fürſt großen Grund hatte, um Thron und Leben beſorgt zu ſein.

Als Johannes Kepler an dem Krankenbett ſeines Magdalenchens den Ruf erhielt, vor Sr. Majeſtät zu

erſcheinen und derſelben die Ergebniſſe ſeiner Arbeiten ſeit dem Tode Tycho's de Brahe vorzulegen, mußte er ſich erſt ſammeln, um an die Möglichkeit und Wirklichkeit ſolchen Befehls zu glauben.

Es war wohl das letzte Zucken ſeines Herzens, als er inne ward, daß er Polixena, jetzt Fürſtin von Lobkowitz, in des Kaiſers Gegenwart wiederſehen ſollte. Tief aufathmend warf er ſich vor dem Bettchen ſeines ſterbenden Lieblings auf die Kniee nieder. Der Säugling war ſchon am Tage vorher verſchieden, und Barbara's Krankheit hatte ſich nicht im mindeſten verändert, das heißt, man mußte die unglückliche Frau körperlich für ganz geſund halten, aber das Licht ihrer Vernunft war nach Rabbi Löw's und des gelehrten Engländers Doctor Dee Anſicht, der vor ſeiner ſchnellen Abreiſe von Prag die Familie Kepler's noch einmal beſucht hatte, völlig erloſchen.

Zwar hatte der Rabbi ſeinem Freunde mit allem Ernſte die Möglichkeit einer völligen Wiederherſtellung der unglücklichen Frau verſichert, aber dieſe Hoffnung war immer zweifelhaft und lag in nebliger Ferne. Für die Gegenwart drückten Centnerlaſten von Sorgen auf die Seele des armen Gelehrten, der bei ſeinen Amtsgeſchäften, bei der ſchwierigen Vertheilung deſſen, was er erwarb und was ihm ſo ſchlecht gezahlt wurde, auch an

die Mahlzeiten ſeiner Kinder, an ihre Kleider und an die Pflege und Wartung ſeiner Kranken zu denken hatte.

Die Vermählung Polixena's hatte daher auf ſein gequältes Herz etwa den Eindruck gemacht, wie das Niederſinken eines glänzenden Sterns, der unter der Beobachtung ſeines Auges unter dem Horizont verſchwindet. Er ſah denſelben aus dem nächtlichen Dunkel ſeines Daſeins noch, ohne zu fühlen, daß dieſes durch das Verſchwinden deſſelben noch tiefer, noch intenſiver werde.

Als Kaiſer Rudolf inmitten aller Wirren der Zeit, die ihn, wie das Netz einer Spinne eine goldſchimmernde Fliege, umſchlangen, ſeinen Hofaſtrologen vor ſich beſchied, um mündlich von ihm etwas über die ſchönen Entdeckungen zu hören, die Kepler freilich ſchon faſt zwei Jahre früher in einem Buche bekannt gemacht hatte, welches er die neue Aſtronomie benannt und ſeinem kaiſerlichen Herrn zugeeignet hatte, war der Gelehrte nicht wenig erſtaunt, ja eigentlich ſehr erſchrocken, denn er konnte ſich nicht verbergen, daß dieſe Aufforderung gewiſſermaßen ein Gruß ſei, den die Fürſtin von Lobkowitz ihm ſende.

Auch hatte er ſich nicht geirrt, denn er traf ſie in den Gemächern des Kaiſers, die ſie wie mit Licht zu erfüllen ſchien.

Die Fürſtin begrüßte den Gelehrten mit gewohnter

Huld, und auch der Kaiſer empfing ihn gnädig und lenkte das Geſpräch ſogleich auf Kepler's ihm zugeeignete neue Aſtronomie.

„Aber ſagt mir, Magiſter Kepler, iſt es nicht ſeltſam und eigentlich etwas wunderlich von Euch, daß Ihr Eure Entdeckungen dem Herrn von Brahe ſo zu ſagen in die Schuhe ſchiebt? Wohl war der gelehrte Däne ein großer Mann, aber Entdeckungen, die die Wahrheit des Copernikaniſchen Syſtems beſtätigen, ergänzen und erklären, kann man ihm, dem Widerſacher des Copernicus, doch nicht zuſchreiben, ja hätte er ſie gemacht, das heißt, am Himmel aufgefunden, nimmer würde er ſie der Welt mitgetheilt haben, denn die Wahrheit ſeines eignen Sonnenſyſtems zu erweiſen war der Zweck ſeines Studiums und ſeines ganzen Lebens."

„Mein kaiſerlicher Herr", entgegnete Kepler mit beſcheidener Würde, „das iſt ja eben die Gotteskraft der Wahrheit, daß nicht nur ihre Freunde, ſondern auch ihre Gegner ſie beſtätigen müſſen. Tycho de Brahe, der große, obgleich aus menſchlicher Eitelkeit irrende Geiſt, iſt jetzt wohl längſt eingetreten in Regionen der Schöpfung, wo er die Wahrheiten, deren Daſein Copernicus ahnte, zu ſehen und zu erkennen fähig iſt, und hat, wie wir als Chriſten glauben und hoffen, das zukünftige Leben einen Zuſammenhang mit unſerem jetzigen Daſein auf Erden,

ſo muß er ſelige Freude empfinden bei dem Gedanken, daß ſein Fleiß, ſeine Ausdauer, ſeine ſo ſcharfe Beobachtungsgabe mir, ſeinem ſchlichten Nachfolger, die ſchöne Gelegenheit gaben, die dem Copernicus noch verſchleierte tiefe Wahrheit zu finden, vermittelſt welcher künftige Zeiten den Geſetzen Gottes in der Natur immer genauer und deutlicher auf die Spur kommen werden. Tycho hat durch ſeine Beobachtungen des Planeten Mars wirklich die Möglichkeit gegeben, das Copernikaniſche Syſtem zu überflügeln. Ehre ſei ihm, und mir vor allen geziemt es, ſie ſeinem Andenken darzubringen."

„Ihr ſeid ein braver Mann, Magiſter Johannes Kepler", ſagte der Kaiſer, ſeinem Aſtrologen huldvoll die Hand bietend. „Kommt näher und erzählt mir noch mehr von den himmliſchen Heerſchaaren, von denen Ihr ſo gut zu reden wißt. Zweierlei nur iſt ſchade bei Euch, daß Ihr ein ſo eingefleiſchter Ketzer und daß Ihr ſo eigenſinnig ſeid, Eure ſchönen Kenntniſſe nicht zum Nutzen Eurer Nebenmenſchen verwenden zu wollen."

„Majeſtät", entgegnete Kepler mit milder Demuth, „über die Wahrheiten des Glaubens können nie zwei Menſchen mit einander ſtreiten, die in verſchiedenem Glauben geboren und aufgewachſen ſind. Würdet Ihr mich nicht für einen Rebellen halten, wenn ich meinem Kaiſer gegenüber, deſſen treueſter Unterthan ich doch zu ſein hoffe,

meinen Glauben für den reinern, für einen offenbar verbesserten erklärte? Ich thue dies nicht, mein erhabener Gebieter, aber nicht aus Furcht vor Eurem Zorne unterlasse ich es, sondern aus demselben Grunde, aus dem ich die Bekanntmachung der zwei von mir entdeckten Gesetze der Planetenbewegung viele Wochen und Monden unterließ; ich wollte die Berechnungen prüfen, wollte zusehen, ob und wie sie mit den Naturerscheinungen übereinstimmten. Mein Kaiser, die heilige Schrift sagt: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Auch der Glaube eines Menschen muß erprobt werden. Ew. Majestät kann den Protestantismus ausrotten, denn Ihre Macht reicht aus, alle Bekenner desselben in Ihren Landen zu tödten, die Wahrheit ihres Glaubens ist dadurch jedoch keineswegs widerlegt. Aber gebt Euern Unterthanen allen, um was sie so glühend bitten, freie Religionsübung, gestattet allen, Gott in ihrer eigenen Weise anzubeten, und prüfet dann, welches die treuesten Bürger, die besten Familienväter, die bravsten Leute sind. Ich sage nicht, daß es die Protestanten sein werden — Gott bewahre mich vor so unbedachtsamer Behauptung! — aber wenn Ihr sie nicht schlechter findet als Eure katholischen Unterthanen, so wird Euch die Ueberzeugung werden, daß auch jene Glaubensform ihre Berechtigung hat, da sie wie ihre ältere Schwester das Menschenherz im Kummer trösten und im Kampf mit

den Leidenſchaften ſtärken kann, und Ihr werdet der Welt den Frieden, Euch ſelbſt aber die Gelegenheit gegeben haben, die verſchiedenen Glaubenswahrheiten zu prüfen.“

„Iſt das auch Eure Anſicht, Polixena?“ fragte der Kaiſer, mit tiefem Ernſt in das ſchöne Antlitz blickend.

„Nein!“ entgegnete die Gräfin feſt und ſcharf. „Die Wahrheit kann nicht zweierlei Art, ſie kann nur eine ſein.“

Kepler ſchaute die Sprechende mit trübem Ernſte an.

„Die Wahrheit!“ ſagte er dann mit traurigem Tone. „Habt Ihr ſie in Eurer Hand? Hat ſie irgend ein zwiſchen Himmel und Erde lebendes Weſen in der ſeinigen? Irrend ſucht jeder von uns ſie auf dem weiten, dornigen Wege des Erdenlebens; der Glaube iſt ſie ja nicht ſelbſt, ſonſt wäre er nicht Glaube, ſondern Wiſſen! Welcher Glaube der kürzere, der geradere Weg zur Wahrheit ſei, das werden wir nicht eher erfahren als vor dem Throne des Allerhöchſten, der die Wahrheit iſt und das Leben. Fürſtin Polixena, Stern am Himmel meiner Jugend, auf Wiederſehen dort! Ich muß zu meinen kranken Kindern!“

Der Kaiſer hatte dem Aſtronomen mit leiſer Handbewegung ein Zeichen gegeben, daß er entlaſſen ſei, und die Fürſtin blickte mit verſchleiertem Auge und bebendem Herzen ihm noch minutenlang nach, als er das Zimmer verlaſſen hatte.

„Es iſt ein armer, unglücklicher Mann, doch Muth hat er wahrhaftig!“ ſagte Rudolf nach Kepler's Entfernung. „Ich kann immer nur wiederholen: ſchade, daß er ein Ketzer iſt!“

„Hat der Magiſter ein krankes Kind?“ fragte Polixena mitleidig.

„Ja, und ſeine Frau hat ſchon ſeit Wochen den Verſtand verloren, und die ganze Sorge um Haus und Kinder liegt auf ihm. Er iſt wirklich ein armer Schelm, und noch dazu fehlt's ihm gewiß auch wieder ſehr an Gelde, denn ob er jetzt etwas aus unſern zerrütteten Kaſſen gezahlt bekommt, weiß ich zwar nicht, denn er pflegt von ſeinen Nöthen eben kein groß Geſchrei zu machen, aber ich kann's kaum glauben.“

Die Fürſtin ſchlug die Hände mit einer ſchmerzlichen Bewegung vor die Augen.

„Und ſeine Pflegemutter, die einzige treue Freundin, die der Arme hier im fremden Lande hat, habe ich bei mir behalten und es als einen Beweis ihrer Treue und Dankbarkeit gegen mich gefordert, daß ſie in dieſer verhängnißvollen Zeit in meiner Nähe bleibe!“

„Ei nun“, entgegnete der Kaiſer lächelnd, „er wird ſich ſchon auch ohne ſie einrichten, wenn ſie Euch noch länger nothwendig iſt. Er hat gar Vielerlei ſchon durchmachen müſſen in ſeinem Leben und iſt doch eigentlich

immer nur ein Mann aus dem Volke, der an Arbeit und Sorge gewöhnt ſein muß.“

Noch am nämlichen Abend, als Kepler in ſeinem öden Hauſe beſchäftigt war, ſeine geſunden Kleinen mit einem einfachen Nachteſſen, ſein armes krankes Magdalenchen mit einem kühlen Trunke zu verſehen, erfreute das Klopfen Apollonia's an ſeine Hausthür ſein ermattetes Herz, und als er zu öffnen eilte, fand er die mütterliche Freundin von einem Diener der Fürſtin begleitet, der all ihr Gepäck in das Haus des Sohnes trug, bei dem zu bleiben ihr ihre Herrin zur Pflicht gemacht hatte. Stärkungsmittel und kleine Erfriſchungen, Wein und Obſtſäfte waren dem Manne für die Kranken im Hauſe mitgegeben worden, und Apollonia befand ſich auch im Beſitz hinreichender Geldmittel, um die ſchwerſten augenblicklichen Sorgen von der Seele Kepler's nehmen zu können. Ein Mutterherz und eine hülfreiche Mutterhand im Hauſe, wo Leid und Krankheit ihren Sitz aufgeſchlagen, iſt wie der Regenbogen nach langem Gewitter, der verkündet, daß nun bald Frieden werden wird zwiſchen Himmel und Erde.

Zu derſelben Stunde, als ihre geſchätzte Dienerin in das Haus Kepler's wie ein guter Genius eintrat, rüſtete ſich die Fürſtin zu einer Reiſe nach ihrem ſchönen Wittwenſitze Raudnitz, den ſie als ein Erbe ihres erſten

Gemahls beſaß. Die ſchöne Lage des Schloſſes, nahe am Ufer der Elbe und noch in einer Gegend, wo die Bergreihe, die man jetzt unter dem Namen der ſächſiſchen Schweiz kennt, ſich nicht in die Ebene verliert, machte ihr daſſelbe beſonders werth.

Der neue Herr dieſes ſchönen Schloſſes, Fürſt Adalbert von Lobkowitz, war bereits vorausgeeilt, ſeine heißgeliebte junge Gattin daſelbſt zu empfangen.

Kaiſer Rudolf hatte, um ſeine Jugendfreundin zu überraſchen, ſein wohlgetroffenes, von Sedler gemaltes Bild bereits in das für Polixena beſtimmte Zimmer bringen laſſen. Alles und alle ſchienen zuſammenwirken zu wollen, das Leben derjenigen zu verſchönern, die freilich nur allein wußte, daß auch in ihrem Herzen der Schmerz wohne, jener ernſte Gaſt, der in jedem Menſchenherzen ſeinen Sitz aufſchlagen muß, der den Erdenbürger am Eingang ins Leben empfängt und ihn begleitet bis zum Grabe.

Die Fürſtin Polixena war eine von den ſtattlichen Schönheiten, denen Putz und Schmuck ſo wohl ſtehen und deren Reiz nicht eigentlich durch ein beſcheidenes Hauskleid erhöht werden kann. Sie war müde, denn ſie hatte den Weg von Prag nach Raudnitz zu Pferde zurückgelegt, und trotz des ſanften Ganges ihres ſchneeweißen Zelters fühlte ſie ſich von dieſer Reiſeart einigermaßen angegriffen.

Mit Hülfe einer jugendlichen Dienerin, die ſie erwählt hatte, ihr Apollonia ſo gut als möglich zu erſetzen, hatte ſie ihr Reiſegewand von utrechter Sammet abgelegt, und ein weites, faltiges, weiches Kleid hing nur loſe um ihre ſtattliche Geſtalt. Die braunen reichen Locken und Flechten waren vom Reithute zerdrückt und vom Winde auf der Reiſe in Verwirrung gebracht; ihre zarten Füße, von den Gemslederſchuhen befreit, ſteckten in mit Pelz gefütterten Pantoffeln, und ermattet hielt ſie ihre Hände im Schooße gefaltet.

„Jetzt wird ſie ihm die Laſten abgenommen haben, die ſeine Seele erdrücken mußten“, ſagte ſie leiſe vor ſich hin. „Gelobt ſei Gott! O muß denn ſo viel Elend in einem Menſchenleben zuſammentreffen, und kann es denn möglich ſein, daß ein Männerherz ihm Widerſtand zu leiſten fähig iſt? O mein Geiſt verfinſtert ſich, denke ich an das Haus, wo er, deſſen ganzes Sein zum Himmel emporſtrebt, durch den Wahnſinn ſeines armen Weibes an die kleinlichſten Sorgen und das niederdrückendſte Elend der Erde gefeſſelt iſt! Und ich kann nichts für ihn thun, werde es auch nicht können, ſolange das Leben währt, und ſelbſt jenſeits des Grabes ſind wir getrennt, getrennt für Zeit und Ewigkeit! O, und wie ſoll der Unglückliche ſein ferneres Erdenleben ertragen in der Ehe mit einer Frau,

die ihn, als ſie noch geſund war, ſo wenig zu verſtehen und zu beglücken fähig war! Zwar meint Doctor Dee, daß ihr Erdendaſein nur von kurzer Dauer ſein könnte, doch Rabbi Löw hofft ihre baldige Geneſung. Hofft? Er fürchtet ihre baldige Geneſung, ſollte ich ſagen, denn für den Mann, deſſen Frau ſie geworden, wäre es wohl beſſer, wenn ſie ſtürbe und ihm die Freiheit einer zweiten Wahl ließe."

Die hohe Dame war mit gefalteten Händen vor dem Crucifix auf ihrem Betpulte in die Kniee geſunken. „Gib ihm, dem edlen, herrlichen Mann, noch in ſpätern Jahren das Glück einer liebevollen, verſtändnißinnigen Ehe", flehte ſie aus tiefſtem Herzen, „und führe ihn durch dieſelbe zum wahren Glauben und ſo zur ewigen Seligkeit. So gewiß ich meinem edlen Gatten ein treues, gehorſames, herzliches Weib ſein und ihn zu aller Zeit durch meine freundliche Demuth auf dem rechten Wege erhalten will, ſo gewiß, mein Herr und Gott, gib ihm Lebensglück durch ein edles, ihn treu liebendes Weib. Er traf eine falſche Wahl, weil die äußere Aehnlichkeit ſeines Weibes mit mir ihn täuſchte; laß es mir gelingen, gebenedeite Mutter des Erlöſers, Du, die Du mein Herz kennſt, für ihn ein Weib zu erziehen, mir ähnlich in Herz und Seele, aber beſſer, ſeiner würdiger als ich, und gib,

daß ich auch als Gattin eines andern Mannes ſeiner Liebe und Ehrerbietung würdig bleibe."

Sie richtete ſich empor, ordnete ihre Gewänder und trat ihrem jugendlichen Gatten entgegen, der nach ſeinem ritterlichen Aeußern wohl werth ſchien, ein höheres Gefühl als das der Pflichttreue im Herzen ſeiner angebeteten Gattin zu erregen.

Fürſtin Polixena war um einige Jahre älter, als ihr zweiter Gemahl, und dies war in dem Augenblick, wo ſie jetzt nebeneinander ſtanden, einigermaßen erkennbar.

Das Haupt Zdenko Adalbert's, von dichten dunkelblonden kurzen Locken umringelt, erſchien ganz eigentlich als das eines Jünglings; ſeine ſchwarzen, blitzenden Augen ruhten mit dem Ausdruck ſeligen Entzückens auf der ermüdeten Geſtalt, und ſie leiſe an ſeine Bruſt ziehend, flüſterte er: „Die Reiſe hat Euch angegriffen, Polixena, meine Geliebte, endlich, endlich mein Weib! Ich hab' Euch ſchwer errungen, aber jetzt ſeid Ihr mein, und Himmel und Erde ſollen mir die Geliebte nicht mehr entreißen."

Die Fürſtin blickte ihm ſanft in die ſchönen, leuchtenden Augen, ſo ſanft, daß die Glut in ſeinem Herzen dahinſchmolz. Nicht in lodernden Küſſen ward es ihm möglich, ſein Gefühl für ſie auszudrücken, ſondern

leiſe zog ihn die Fülle deſſelben nieder, und zu ihren Füßen knieend ſagte er: „O Polixena, ich frage Euch nicht, ob Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe, Euch, auf die das Auge des Kaiſers mit Ehrfurcht blickte; welcher geringere Mann könnte hoffen, Eurer Liebe werth zu ſein, aber ich frage Euch, wollt Ihr meine Liebe Euch gefallen laſſen, meine Ritterdienſte annehmen und mir die Seligkeit gewähren, zu hoffen, daß Ihr Euch endlich auch demjenigen zuneigen werdet, der Euch liebte, der Euch vergötterte von dem Augenblick an, da er zu fühlen, zu denken, ſich zu erinnern fähig war?“

Die Fürſtin legte ihre Hand auf ſein Haupt, wo ſie die reichen Locken faſt verbargen.

„Ihr ſeid mein Gemahl“, ſagte ſie, „und als ſolchem werde ich Euch all meine Gedanken und Gefühle, alle Kräfte meiner Seele weihen und mich glücklich ſchätzen, Euch zeitliches Glück gegeben zu haben.“

„Die Seligkeit der Erde“, flüſterte er glühend, „ich habe ſie neben Euch.“

Apollonia waltete jetzt in Kepler's Hauſe und der Genius des Glückes ſchien, wie immer, ſo auch hier lächelnd neben ihr herzuſchreiten. Sobald ſie ſich von

Zuſtande des ganzen Haushalts genau überzeugt hatte, richtete ſie zunächſt ihr Augenmerk auf Barbara's Zuſtand und hatte bald ſo viel Autorität über die leidende Frau gewonnen, daß ſie ſie in ihren wildeſten Paroxysmen zufrieden ſprechen und mit ſanften Worten oder auch durch leiſes Streicheln mit ihren weichen Händen beruhigen konnte. Selbſt ihre Blicke gewannen bald Macht über die Wahnſinnige; ſobald die kleine, blaſſe Großmama der Tobenden ruhig und freundlich in die blitzenden Augen ſah, ward ſie erſt ſchüchtern, dann ſtill und endlich ruhig und lenkſam wie ein artiges Kind.

Daß die Kinder ihre ſorgſame Pflege und Abwartung hatten, daß dem Hausherrn, der jetzt wieder mit Ernſt an ſeine Hauptarbeit, die Berechnung der Prutenischen Tafeln, ging, nichts zu ſeiner Ruhe, Pflege und Bequemlichkeit abging, braucht nicht erſt erwähnt zu werden.

Aber die alte, milde Frau bereitete nicht blos Glück in dem Hauſe ihres Sohnes, ſie genoß es auch, genoß es in dem Grade, daß ſie es als eine ausreichende Entſchädigung für alle Leiden ihres frühern Lebens betrachtete.

Selbſt am Bette der kleinen, langſam dahinſchwindenden Magdalene wußte Herzgroßmütterlein dem Glücke

eine Stätte zu bereiten. Nach dem Tode des unruhigen Säuglings war Kepler's Haus so friedlich und still wie der Vorplatz einer Kirche; es war, was jedes Haus einer glücklichen Familie sein soll, ein friedlicher Vorplatz der Ewigkeit, deren Seligkeit ja auch in nichts Anderem bestehen kann, als in Liebe und dem heiligen Frieden, der der nach der Erkenntniß Gottes strebenden Menschenseele so nothwendig ist. Das holde Kind, der Liebling seines Vaters, litt an einem Zehrfieber, das im langsamen, aber unaufhaltbaren Fortschritt alle Kräfte des zarten Körpers untergrub. Apollonia sagte, wenn sie mit ihrem Johannes über Lenchens Zustand sprach, er sei dem der Raupenpuppe vergleichbar, in der sich, unsichtbar für die Außenwelt, die mächtigen Flügel, die großen, weitsehenden Augen entwickeln, die aus der armen, verachteten, kriechenden Raupe das vollendete Geschöpf, den Schmetterling machen. Ruhe schien das einzige Bedürfniß zu sein, dessen die kleine Kranke sich bewußt war, und sie ward ihr gegeben. Das Bettchen Lenchens stand an einer mit grüner Tapete bedeckten Wand und war so gesetzt, daß die Kranke nicht das Köpfchen zu erheben nöthig hatte, um draußen den Himmel und unter seinem Gewölbe den Spiegel des Moldaustroms zu sehen. Die aufsteigenden Höhen des mächtigen Hradschin schlossen das Landschaftsbild,

deſſengleichen man allein in dem herrlichen Prag finden dürfte, zu dem Ganzen ab, deſſen Krone die Thürme und Zinnen des St.-Veitsdoms bildeten. Mit ſolcher Ausſicht vor Augen, lag Kepler's kranker Liebling in dem Bettchen, das großmütterliche Fürſorge ſo weiß und weich wie die Bruſt des Schwans gemacht hatte. Ranken von Epheu und Immergrün, die Apollonia in Blumenſcherben zu ziehen verſtand, waren im Bereiche der kleinen, blaſſen Kinderhand, die bisweilen leiſe die glänzend grünen Blätter wie liebkoſend berührte, und auf einem kleinen Tiſch zu Häupten des Lagers fehlte es nie an einer von den Erquickungen, nach denen fiebernde Lippen ſich hin und wieder durſtig ſehnen.

Die Bettgewänder von blendend weißem indiſchen Muſſelin hatte Fürſtin Polixena aus ihren Vorräthen und von ihren Kammerfrauen anfertigen laſſen, aber ihre Koſtbarkeit wäre nicht nothwendig geweſen, damit ſie dem kranken Kinde unter der lieben Großmutter Pflege ſein engelhaftes Ausſehen erhielten. Magdalenchen mußte freilich manches Stündchen einſam zubringen, wenn Bruder Ludwig in der Schule und Großmama von wirthſchaftlichen Beſchäftigungen oder den Anforderungen der kranken Barbara in Anſpruch genommen ward. Denn Großmutter hatte es dem ſanften, klugen Kinde ſehr bald begreiflich gemacht, daß der Vater zu ihrer Geſell-

ſchaft und Pflege nicht von ſeinen Arbeiten abgerufen werden dürfe. Sie war in ihrer Einſamkeit ſtill und geduldig, aber ein leuchtendes Lächeln flog über die zarten, bleichen Züge, wenn einer ihrer Lieben, Bruder Ludwig, die Großmutter oder gar der liebe Vater zu ihr eintrat.

Beſchäftigen konnte ſich die kleine Kranke mit nichts; das Grün der Gewächſe neben ihrem Lager, der freie, weite Ausblick in die Landſchaft, auf den Dom und vor allem auf den Himmel, von dem abends die goldenen Sterne ſo grüßend zu der Tochter Kepler's hereinſahen, gaben ihr freundliche Gedanken in die junge, der Erde aber kaum mehr angehörende Seele, die die Furcht vor den dunklen Schrecken des Todes nicht in ihr aufkommen ließen und ſelbſt ihre Fieberträume ſchön und lichtvoll ſein ließen.

Fühlte ſie ſich wohl genug dazu, ſo waren die Märchen, die Apollonia ihr auf ihr Bitten erzählte, und das, was Kepler an ihrem Bett bisweilen von den Sternen mittheilte, der Goldgrund, auf dem ſich ihre Fieberphantaſien in zarten, farbigen Bildern entwickelten.

Barbara verließ ſelten ihre Stube, fragte nie nach der kleinen Kranken und war faſt immer beſchäftigt mit kleinen bunten Stickereien, die zwar keinen Nutzen ſchafften, aber ihr die Zeit kürzten und ihrer kranken Seele

ein gewiſſes Gefühl der Befriedigung ſchafften, denn ſie wähnte durch dieſelben Geld zu erwerben, und die Großmutter erhielt ſie gern in dieſem Glauben. Bisweilen, obgleich nur ſelten, verfiel ſie auf länger oder kürzer noch in lautes, wildes Toben, aber Apollonia's Blick wirkte ſtets beſchwichtigend auf ſie, und bald lernte auch Johannes Kepler ſeine Macht durch ſanftes Zureden, leiſes Streicheln oder feſtes Anblicken auf die Arme ausüben. Es ging ihr ſo wohl, als dies in ihrem Zuſtand nur immer möglich war. Rabbi Löw ſowohl als Doctor Dee hatten gemeint, daß die Möglichkeit, ihre geiſtige Geſundheit wiederzuerlangen, jedenfalls eintreten könne, wenn ſie von neuem Mutter würde, außerdem müßte man ſie als rettungslos betrachten.

So waren die Zuſtände in Kepler's Hauſe. Die ſchlimmen Geldſorgen trafen jetzt niemals ſeine Seele, denn Apollonia wußte das geringe Erbe Heinrich Kepler's, das Wenige, was von Barbara's Vermögen noch in die Hauskaſſe floß, und die unregelmäßigen Einzahlungen von dem Gehalte des Aſtronomen aus den erſchöpften kaiſerlichen Kaſſen aufs beſte einzutheilen, und an dem Bettchen, auf welchem ſein ſüßes Kind ſich zum Engel entfaltete, fand der Gelehrte eine Stelle, wo die Blumen aus dem Himmelsgarten, Liebe und Verſtändniß, in all ihrer ſüßen Schönheit ihn umdufteten. Dort exiſtirten wilde Strei-

tigkeiten nicht, die im Namen der Religion die Stadt Prag nicht nur, ſondern Böhmen und das deutſche Reich zerſpalteten. Dort herrſchte der heilige Frieden des echten Chriſtenthums, den Kepler, der Prieſter am Altare der Natur, wo er Gott ſuchte und fand, in ſeiner edlen Seele trug. Kelch oder Meſſe waren hier nicht Brandfackeln, die die Welt entzündeten, ſie waren heilige Symbole, die von Niemand entweiht werden durften, weil ſie eben als die Zeichen des Höchſten von vielen Menſchenherzen angenommen wurden, und zu ehren, was ſeinen Menſchenbrüdern heilig erſchien, war in Kepler's edler Seele eine Pflicht, ein rein menſchlicher Beruf.

Wenn der Abend leiſe niederſank und die Leuchten der ewigen Sterne aus ihren unberechenbaren Fernen ſich in den flüſternden Gewäſſern der Moldau ſpiegelten, trat Kepler oft und gern an das Bett ſeines Kindes, das in dieſer Stunde meiſt immer wach und von beſonderer Lebhaftigkeit war, die der Vater freudig für ein hoffnungsreiches Zeichen rückkehrender Kraft hielt, die aber die erfahrene Großmutter ſehr wohl als bei Nervenkranken natürliche leichte Abendfieber erkannte. Mit liebevoller Theilnahme nahm der Vater den Sitz am Kopfende des Bettchens ein und hielt Magdalenens heißes Händchen zwiſchen den ſeinen.

Am Himmel funkelte in ſeinem höchſten Glanze

Jupiter, deſſen von Galilei entdeckte vier Monde eine neue Beſtätigung der großen Entdeckungen des deutſchen Gelehrten waren, der ſich hier neben ſeinem kranken Kinde und der liebevollen Pflegerin ſeiner eigenen Kindheit als eine Menſchenſeele zeigte, die des edlen Forſchens und großen Wiſſens gar nicht bedurft hätte, um der Liebe Gottes und ſeiner Mitmenſchen vollſtändig werth zu ſein.

„Erzähle Du mir ein Märchen, lieb Väterle!“ ſagte das kranke Kind, einen leiſen Kuß auf Kepler's Hand hauchend. „Die Großmutter wollte mir, als Du eintrateſt, eins erzählen, aber ſie meinte, als ſie Deine Stimme hörte, ihre Geſchichten wären nicht für Dich zum Zuhören, dazu wäreſt Du zu weiſe und zu gelehrt.“

„Da ſcherzt die liebe Großmutter nur“, entgegnete Kepler; „ſie weiß ja, daß ich, wenn ich wirklich weiſe und gelehrt geworden bin, es doch eigentlich ihren Geſchichten zu danken habe“; und ſich an die treue Freundin wendend, ſagte er: „Wollt Ihr mir, Großmutter Apollonia, noch einmal die Geſchichte von der Regenbogenbrücke erzählen, mit der Ihr mich als Kind immer beſchwichtigen konntet, wenn ich gefallen war oder mich in irgend einer Weiſe nach ungeſchickter Knaben Art verletzt hatte?“

„Aber da müſſen Ludwig und Margarethe auch

hereingerufen werden", ſagte Lenchen mit ungewöhnlichem Eifer. „Sie haben ſchon lange die Geſchichte von der Regenbogenbrücke hören wollen."

Man willfahrte ihr mit Freuden, und als die ältern Geſchwiſter auf kleinen Seſſeln am Bette Platz genommen, begann Apollonia zu erzählen. Als ſie geendet, küßte Kepler, während ſeine Kleinen ernſt dreinſchauten, die mütterliche Hand, an der er noch immer die Wundmale erkennen konnte, die von der Folter herrührten, welche ſie einſt ertragen, um ſeine Mutter, ihre Jugendgefährtin, nicht ähnlichen Qualen preiszugeben.

Die kleine Kranke hatte kurz vor dem Schluſſe der Erzählung ihre Händchen aus denen des Vaters und der Großmutter gezogen; jetzt lagen ſie gefaltet auf der ſchneeweißen Bettdecke; ſie hielt eine Roſe, die Kepler bei ſeinem Eintritt auf ihr Lager gelegt, zwiſchen ihren zarten Fingerchen, und die zunehmende Mondesſichel goß ſilberne Lichtſtrahlen auf das holdſelig lächelnde Kinderantlitz.

„Die Engel ſpielen mit unſerm Lenchen", ſagte mit leiſem Tone der ältere verſtändige Bruder; „ſchau nur, lieb' Großmütterle, wie ſchön ſie im Schlafe lächelt."

Apollonia beugte ſich nieder, hauchte leiſe einen Kuß auf des Kindes bleiche Stirn und ſagte dann, am Bett-

chen niederknieend, mit erſtickter Stimme: „Betet für ſie, ſie iſt jetzt ein Engel geworden.“

Kepler griff nach dem Händchen ſeines Lieblings und die Eiſeskälte deſſelben ließ ihn erſchauern. Apollonia war auf die Kniee geſunken und ſchloß mit einem Kuß die Augen des entſchlafenen Kindes. Der tiefbetrübte Vater aber zog die beiden ihm gebliebenen in ſeine Arme und flüſterte, nach dem von tauſend Sternen geſchmückten Himmel deutend, ihnen zu: „Auf einer andern dieſer ſchönen Gotteswelten werden wir unſer Lenchen wiederfinden; es iſt früher als wir berufen worden, ihre Herrlichkeit zu ſehen.“

Sechstes Kapitel.

Die ſtolzen Hallen des kaiſerlichen Hradſchin ſtrahlten in dem Glanze von tauſend Wachskerzen, die ihr Licht weit hinaus durch die Fenſter fallen ließen und ſich in den Wellen der Moldau ſpiegelten. Es war ein feenhafter Anblick; das Licht aber, das die prächtigen Gemächer erhellte, fiel nicht in das dunkle, getrübte Gemüth des Herrn dieſer Herrlichkeit. Kaiſer Rudolf II., ſtattlich wie zu einem Bankett geſchmückt, ging einſam und mit düſtern Blicken in dem antiken Saale auf und nieder und blieb bisweilen einige Momente vor der Venus ſtehen, die Polixena ihm geſchenkt hatte.

„Marmor, Marmor", ſagte er halblaut, ſeine kräftige Hand auf den zarten Buſen der Antike legend. „In dieſer Bruſt ſchlägt kein Herz, kein Strahl der Liebe fällt aus dieſen ſteinernen Augen. Der ärmſte Bauer, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod auf dem ſteinigen Acker am wilden Wege baut, hat ein

Weib, das liebevoll ihm daheim die Nahrung bereitet und ſie fröhlich mit ihm und ſeinen Kindern theilt, mit ſeinen Kindern, die bald ſeine Stütze ſein werden und in jedem Augenblick ihres Lebens ſeine Freude ſind. Ich, der Kaiſer, würde Mörderdolche in den Augen meiner Söhne blitzen ſehen, ſchon wenn die Wehemutter ſie zuerſt in meine Vaterarme legte. Blitzen ſie nicht auch aus den Augen meines unerſättlichen Bruders mir drohend entgegen? Und neben mir kein Menſchenherz, das ſich liebend an das meine legen möchte!" Er drückte beide Hände mit einer unbeſchreiblich ſchmerzlichen Geberde auf daſſelbe und ſagte dann, mit feuchten Augen zum Himmel ſchauend: „Und ſelbſt in den Sternen, die ſo tröſtend auf das ganze Geſchlecht der Erdgeborenen niederblicken, ſteht für mich, den armen Kaiſer, geſchrieben: Mord, Mord und Verrath! Weh mir, tauſendfach weh mir! Und doch bin ich der Herr der Chriſtenheit, der treueſte Sohn und Schützer der Kirche Gottes auf Erden." Er ballte die Fauſt und ſtreckte ſie zum Himmel empor. „Ich kann fordern, daß mein Thron feſtſtehe, weil ich nie gelitten habe, daß der Thron Gottes in meinen Landen wankte. Ich habe mit geharniſchter Hand in das Wespenneſt der Ketzerei gegriffen, ich habe ſie mit Feuer und Schwert ausgerottet und dem furchtbaren Gott, der nur eine Ehre auf Erden fordert, zum Opfer

gebracht, was meinem Menſchenherzen lieb und theuer war! Hab' ich das? Hab' ich es wirklich? Polixena, Du biſt das Weib des Mannes, den Deine Schönheit in die Kirche Gottes zurückgeführt. Das war ein Opfer, dem Herrn gebracht! Aber ich habe doch den Majeſtätsbrief unterſchrieben, den dieſe ketzeriſchen, aufrühreriſchen Böhmen von mir forderten, die ich hätte müſſen niederſchießen, wie der franzöſiſche Karl es that, ohne andere Veranlaſſung als ſeinen königlichen Willen, die Heiligkeit des Glaubens nicht länger antaſten zu laſſen. War ich denn nicht der Kaiſer? Hätte ich nicht ſterben müſſen in meinem kaiſerlichen Beruf? O, ſie wären in den Staub geſunken vor dem wahren Gott und dem wahren Kaiſer, wenn ich ſie meine Macht hätte fühlen laſſen! Warum that ich es nicht? Und warum bereue ich jetzt die Vergangenheit?" Wieder ſtand er vor der Marmorſtatue und betrachtete ſie mit flammenden Augen. „Ja, du biſt ſchön, heidniſches Götzenbild, o wie ſchön! Und ich würde dich anbeten, glühender als den furchtbaren Gott, der ſeinen eingeborenen Sohn am Kreuze ſterben ließ, aber ich fürchte ihn, ich fürchte, ich, der Kaiſer, der Herr der Chriſtenheit! Weh mir! Die Furcht iſt das ſchrecklichſte aller Erdenübel, und auch die kaiſerliche Majeſtät kann die arme Menſchenbruſt nicht frei erhalten von dieſer ſchrecklichen Tyrannin." Heftig und mit Anſtrengung

ſchritt der kranke Monarch in ſeinem prächtigen Gemache auf und nieder. „Jetzt iſt er längſt in Czaslau, der Geſandte, den ich ihm aus Furcht entgegengeſchickt, ihm, dem Matthias, dem Verräther, der mit brudermörderiſchen Abſichten hierher eilt, um die Krone, die Gott mir gegeben, von meinem geheiligten Haupte zu reißen. O, ich fürchte ihn, ich fürchte ihn mehr, als ich ſagen oder denken kann! Weh dem, deſſen Leben die Furcht vergiftet, das bleiche, ſchaurige Geſpenſt, das Gift träufelt in jeden Labungskelch, das Dornen ſtreut auf das weichſte Kiſſen und ſelbſt den Becher der Wolluſt durch das Eintauchen ſeines eklen Fingers ſchal macht und den Lippen widerwärtig! Armer Rudolf, armer Kaiſer, deſſen Schlaf die Furcht ſtörte, dem ſie Speiſe und Trank vergiftete, dem ſie das beſte Glück, das Glück des Gatten und Vaters, aus den ſo heiß danach verlangenden Händen riß! O daß der Tod mich endlich von dieſem entſetzlichen Geſpenſt befreite! Im Sarge droht auch dem Kaiſer kein Verrath mehr! Und gibt es denn Frieden im Sarge, ſanften Schlummer nach den Mühen und Aengſten des Erdenlebens? Kommt nicht nach dem Tode das Gericht? Wehe, wehe! Sind die Schrecken des Todes nicht ſchlimmer noch als die Schrecken des Lebens?

Ha! wer iſt da?“ Der unglückliche Mann, der ſo

viele Kronen auf ſeinem gebeugten Haupte trug, war heftig zuſammengefahren beim Eintritt eines der wachehaltenden Trabanten, welcher, am Eingang ſtehen bleibend, beim Ausrufe des Kaiſers mit lauter, eintöniger Stimme meldete, daß Se. Gnaden der Herr Graf Adam von Waldſtein Einlaß begehrend vor Sr. Majeſtät Gemach ſtände.

„Er ſoll eintreten, augenblicklich!“ rief der Kaiſer, und nach wenig Momenten ſtand der greiſe Vater jenes Mannes, der einige Jahre ſpäter die Welt mit ſeinem Kriegerruhm erfüllte, vor dem Kaiſer.

„Was bringt Ihr mir von meinem liebreichen Bruder, dem erſten meiner getreuen Unterthanen?“ fragte Rudolf mit ſichtbarem Hohne in ſeinen Geſichtszügen.

„Se. Gnaden, Ew. Majeſtät erzherzoglicher Bruder, des Königs von Ungarn Majeſtät, laſſen ihrem geliebten Bruder und Kaiſer die Verſicherung ihrer tiefſten Ergebenheit durch mich pflichtſchuldigſt zu Füßen legen.“

„Schon gut, ſchon gut, alter Adam!“ fiel der Kaiſer ſeinem Diener mit einem gewiſſen Humor ins Wort, der ihm angeboren und ſelbſt durch ſeine mönchiſche Erziehung niemals ganz ausgerottet worden war; „wir kennen die Ergebenheit unſeres Bruders Matthias, des gekrönten Königs von Ungarn und erwählten Königs von Böhmen. Was aber ſagte er, da er unſern Brief geleſen?“

„Cardinal Khleſl, ſein Rathgeber und erſter Miniſter, war bei ihm, als er mir, Eurem Boten, Zutritt zu ſeiner Perſon gewährte. Dem ſchlauen Prälaten gab er das Handſchreiben Ew. Majeſtät und ſagte: „Lies vor, Khleſl, was mein gnädiger kaiſerlicher Bruder uns mitzutheilen hat, bevor wir ihn in ſeiner Reſidenz beſuchen, um ihn vor dem Andrängen ſeiner rebelliſchen Unterthanen zu ſchützen.“ Der falſche Pfaffe las, und als er an Ew. Majeſtät treugemeinte Worte kam: „Mein Bruder, vertraut Euch nicht ſo völlig dieſen falſchen und unbeſtändigen Böhmen an, wie Ihr es zu thun entſchloſſen zu ſein ſcheint“, da erhob Matthias ſich von ſeinem Sitze, und als Khleſl weiter las: „Nehmt wenigſtens, wenn Ihr nach Prag zu kommen feſt entſchloſſen ſeid, Eure Wohnung in meinem Schloſſe, woſelbſt ich Euern Beſuch in brüderlicher Freundſchaft erwarten werde“, winkte Matthias dem Cardinal mit der Hand, daß er ſchweigen möge, und ſagte zu mir gewendet: „Ihr ſeid ja auch ein Böhme, Herr von Waldſtein, und ſo meldet Ihr am beſten meinem kaiſerlichen Bruder, daß ich den Böhmen mein Heil und Glück bereits anvertraut habe, und da ſie mich mit ſo innigen Bitten nach Prag zu kommen eingeladen haben und mit ſo vielem Verlangen erwarten, ſo will ich auch ganz gewiß die mir von den böhmiſchen Ständen in der Altſtadt bereitete Wohnung be-

liehen. Ihr ſeid entlaſſen, Herr Adam von Waldſtein!“ So bin ich denn zurückgekehrt, um Ew. Majeſtät alsbald zu melden, daß die hier auf dem Hradſchin zum Empfang Sr. Majeſtät des Königs von Ungarn getroffenen Vorkehrungen unnütz geweſen ſind; morgen trifft derſelbe in Prag ein und ein glänzender Empfang wird bereits von den Ständen vorbereitet.“

„Gut!“ ſagte der Kaiſer; „ich muß den Muth finden, zuzuſehen, wie der Dolch geſchliffen wird, Strich für Strich, den dieſer tückiſche Verräther in meine wehrloſe Bruſt zu bohren einmal unwiderruflich entſchloſſen iſt. Sei es ſo! Ich befehle, daß auch Ihr, Herr Adam von Waldſtein, bei dem ſtattlichen Empfange des gekrönten Königs von Ungarn, meines erwählten Nachfolgers, zugegen ſein und ihn in unſerer kaiſerlichen Reſidenz willkommen heißen ſollt.“

Herr von Waldſtein machte ſeine Abſchiedsverbeugung, und der Blick, mit welchem er die matte und gebrochene Geſtalt des Kaiſers anſchaute, war voll tiefer Theilnahme.

Kaum aber hatte der böhmiſche Edelmann das Zimmer verlaſſen, als Rudolf ſich mit ſtolzem Anſtande hoch emporrichtete, ſeinem kaiſerlichen Vater Max in dieſem Moment mehr als je in ſeinem vorherigen Leben ähnlich ſehend.

„Nun wohl, ich werde ſterben; es kann mir ja nichts

Schlimmeres begegnen als der Tod! Mögen ſie mich tödten, mag der Sohn meiner Mutter mit brudermörderiſcher Fauſt ſelbſt den Stahl in dieſe unbeſchützte Bruſt bohren! Ich werde vor den Thron des Allerhöchſten treten mit der Gewißheit, daß ich ſeine heilige Kirche beſchützt und nicht leichtſinnigerweiſe das Blut meiner Unterthanen vergoſſen habe. Auch der Kaiſer iſt nur ein Mann, und kein Mann kann mehr als einmal ſterben für ſeinen Glauben und ſeine Pflichten."

Es war ein lichter Frühlingsmorgen, einige Tage nach dem Abende, an welchem die kleine Magdalene Kepler beim Glanze der ihr aus den Fenſtern des Hradſchin entgegenſtrahlenden Fenſter eingeſchlafen war, um in einem andern Lichte als dem, welches die Erde erhellt, zu erwachen. Auf dem altſtädter Ringe wogte eine bedeutende Menſchenmenge auf und ab, meiſtens aus Perſonen der geringern Stände beſtehend. Die Fenſter aller Gebäude des ſchönen Platzes waren mit Teppichen geſchmückt, und grüne Gewinde, aus zartem Birkenlaube und den dunklen Zweigen der immergrünen Nadelhölzer geflochten, ſchlangen ſich von einem zum andern längs aller Façaden. Fahnen mit den Farben Böhmens wehten von vielen Giebeln und beſonders erſchien das ehrwürdige Rathhaus im ſtattlichſten Feſtſchmuck. Lautes Jubelgeſchrei belebte von Zeit zu Zeit die promenirende

Menge, man ſchien ein großes Freudenfeſt zu feiern, und es machte einen eigenthümlich düſtern Eindruck, als etwa in der zehnten Stunde des Vormittags ein Leichenzug ſich ſtill und ohne fahnentragende Prieſter und Weihrauchfäſſer ſchwingende Chorknaben langſam zwiſchen der fröhlichen Menge dahinbewegte. Der Sarg von Eichenholz, ohne glänzende Schilder und bunte Draperien, verſchwand faſt unter den Kränzen von Veilchen, Immergrün und den zarten Blümchen, die man im deutſchen Norden Schneeglöckchen nennt. Vier Männer in der ernſten Tracht proteſtantiſcher Leichenträger trugen die kleine Bahre, welcher Johannes Kepler, ſeinen Ludwig an der Hand führend, zunächſt folgte. Meiſter Euſebius, der proteſtantiſche Diener Polixena's, mit ſeinem kräftigen Arme die blaſſe Großmutter ſtützend, ging dicht hinter ihm, und ein ſchlanker Mann in des Gelehrten Alter, deſſen braune Haare aber an den Schläfen ſich ſchon leicht mit Grau zu färben begannen, machte mit Margarethe Kepler den Beſchluß des kleinen Zugs, dem die freudig aufgeregte Menge, mit der natürlichen Ehrfurcht vor dem ernſten Schauſpiele des Todes die Hüte ziehend, Raum gab.

Kepler's Augen waren vom Weinen matt und doch lag in denſelben ein Ausdruck, den man faſt hätte freudig nennen können.

Auf dem gar nicht umfangreichen Platze neben der Teinkirche war das kleine Grab gegraben, in welches man jetzt die Leiche des holden Weſens verſenkte, an dem Kepler's Vaterherz mit ſo inniger Liebe gehangen. Der Abſchiedsblick aber, den er auf die Kränze von Frühlingsblumen warf, die den Deckel des Sarges ganz überdeckten, bevor er mit ſeiner zitternden Hand die erſte Erde auf denſelben warf, weilte kaum einen Moment lang in der düſtern Gruft und erhob ſich dann zu dem blauen Frühlingshimmel, an welchem nur einige ſilberne Wölkchen von wunderbarem Lichte ſchimmernd dahinſchifften. Als die wenigen bei der einfachen Feierlichkeit Anweſenden leiſe das Vaterunſer gebetet hatten, nahm Apollonia den Arm ihres Sohnes und verließ mit ihm zuletzt den Gottesacker. Meiſter Euſebius und der Fremde nahmen in dem Menſchengedränge, das ſie zurückkehrend wieder durchſchreiten mußten, ſich der beiden Kinder an, die ihrer Thränen immer noch nicht Herr werden konnten und ohne den Schutz dieſer Freunde jetzt wirklich hätten in Gefahr gerathen können, denn der altſtädter Ring war zu einem wogenden Meer von Menſchen geworden, deren Feſtgewänder und freudeſtrahlende Blicke einen ſeltſamen Contraſt zu dem kleinen Trauerzuge bildeten, der mit langſamen Schritten nach dem Hauſe zurückkehrte, das jetzt leer geworden war,

weil man ſie hinausgetragen. Sie! Niemand nannte den Namen des kleinen Kindes, das zum Engel geworden in der ewigen Heimat alle die erwarten würde, die es in ſeiner Menſchengeſtalt ſo ſehr geliebt hatte. „Du haſt nie ein Kind begraben?“ flüſterte Johannes der Matrone zu, die ſich kaum fühlbar auf ſeinen Arm ſtützte.

„Ich habe ja nie eins geboren!“ entgegnete ſie mit einem Seufzer. „Der Herr, der jedem Erdenbürger die Laſt, die er auflegt, nach der Kraft, die er verliehen, bemißt, hat mir die Mutter, die noch lebte, zu einer Zeit genommen, wo ich die Größe meines Verluſtes nicht zu begreifen fähig war, und als mein braver Matthias von mir ging, hatte ich Grund, des Herrn Barmherzigkeit zu preiſen, der ihm Ruhe bereitete und ihn das Elend nicht ſchauen ließ, in dem mein Herz erſchauerte.“

„So haſt Du alſo, meine theure Mutter, die feſte, unerſchütterliche Ueberzeugung, daß der erhabene Geiſt des Weltalls die Schickſale der Menſchen beſtimmt, nicht wie die Bahnen der Weltkörper, nach ewigen, unabänderlichen Geſetzen, ſondern wie etwa ein Vater die Schickſale ſeiner Kinder beſtimmen würde, in mitleidsvollem Erbarmen, das vom Herzchen des ſchlafenden Kleinen ſelbſt das eigene Händchen weghebt, deſſen leichte Wucht doch den Athem des Schlummernden behindern könnte?“

„O Johannes, mein geliebter Sohn", entgegnete die Matrone, den begeiſterungsvollen Blick ihrer klaren Augen zu den ſeinigen emporrichtend, „was iſt denn Gott, deſſen Sein Du ſo eifrig ſuchſt und ſo ſicher findeſt in ſeinen Werken, wenn er nicht die Seele des Weltalls, die belebende Kraft des großen Weltganzen iſt, von dem wir entweder nur immer einen unendlich kleinen Theil ſehen können oder, wenn wir das Ganze zu ſehen uns beſtreben, dies als ein unendlich verkleinertes in den Spiegel unſeres Auges aufnehmen müſſen? Gott, das Ich der Welt, fühlſt Du nicht, daß es Dein Ich iſt, was regierend, wollend auch die Spitze Deines Fingers bewegt, was die Thräne rollen läßt aus Deinem Menſchenauge? Du liebſt Dein Kind, Du liebſt es, ob es Dir auch hier auf Erden entriſſen iſt, Du haſt es treu bewahrt und gepflegt in jeder Stunde ſeines kurzen Lebens — biſt Du denn mehr als der Allmächtige? Biſt Du unabhängig von der Seele des Weltalls, deſſen kleinſtes Atom Du doch nur biſt? Würde Dein kleiner Finger ſich regen und bewegen können, wenn die Kraft der Bewegung nicht in Deinem Ich läge? Und würde Dein Ich das Weſen lieben können, das von Deinem Ich ausgegangen, doch jetzt der Erde entrückt iſt, wenn nicht die Weltſeele die Liebe wäre, die Liebe, die, durch alle Sonnen, alle Erden verbreitet,

es auch dem Atom Deiner Menſchenſeele möglich macht, zu lieben, fort und fort zu lieben, nicht den Staub Deines Kindes, der dort in dem kleinen Sarge alle edlen Wandlungen durchmacht, bis er als die Blüte eines Grashalms wieder zum Sonnenlichte emporblickt, nein, das Ich des kleinen Weſens, das, obſchon unzweifelhaft ein Theil Deines eigenen Ichs, möglicherweiſe doch jetzt ſchon der Erde nicht mehr angehört?"

Kepler hatte mit glänzendem Blick auf Apollonia's Worte gehört und ſagte dann, leiſe die kleine, weiche Mutterhand drückend, die matt auf ſeinem Arme lag:

„Gott, ja Gott iſt die Liebe, und darum iſt Liebe ein ewiges Geſetz in allen Welten, die durch die unendlichen Räume des Alls ihre ſtillen Bahnen wallen, ſtill für das Ohr des Menſchen auf Erden, harmoniſcher Wohllaut vielleicht für höhere Geiſter, die fähig ſind, denſelben durchs unendliche All ertönen zu hören. Mein Lenchen, mein ſüßes Kind, tönt er Dir vielleicht ſchon als ein: Heilig, heilig, heilig iſt der Herr! entgegen?"

Sie waren während dieſes Zwiegeſprächs an Kepler's Wohnung angekommen, wo man während des Leichenzugs die kranke Barbara unter der Obhut einer barmherzigen Schweſter zurückgelaſſen hatte, denn damals ſchon und während aller Religionszwiſte übten dieſe edlen Jungfrauen ihre Chriſtenpflichten ohne Rück-

ſicht auf den Glauben derjenigen, die ihrer Hülfe bedürftig waren.

Als die Familie mit den beiden Freunden Kepler in das gewöhnliche Wohnzimmer gefolgt war, ſaß Barbara neben der barmherzigen Schweſter, die, bereits hochbejahrt, der Kranken mit ruhiger Würde erzählte, wie in der Stadt große Feſtlichkeiten vorbereitet würden zum Empfang des Erzherzogs Matthias, der jeden Augenblick eintreffen könne auf dem altſtädter Rathhauſe, wo man ſchon vor mehreren Tagen Zimmer zu des Fürſten Reſidenz hergerichtet und äußerſt koſtbar ausgeſchmückt habe.

Kepler heftete ſeine Augen voll ſtiller Trauer auf ſein unglückliches Weib und ſagte dann zu Meiſter Euſebius, der eben im Begriff ſtand, von ſeiner Freundin Apollonia Abſchied zu nehmen: „Alſo der Ankunft des Matthias galt der laute Jubel dieſer falſchen Böhmen?“

„Ja!“ entgegnete der Haushofmeiſter und ſetzte mit einem Seufzer hinzu: „Meine durchlauchtigſte Fürſtin iſt ſehr betrübt und ſchon ſeit mehreren Stunden auf dem Hradſchin mit ihrem edlen Gemahle anweſend, Sr. Majeſtät dem Kaiſer Rudolf, den Gott erhalten möge, die Beweiſe ihrer Treue und Ehrfurcht zu Füßen zu legen.“

„Das ſieht der erhabenen Frau ähnlich, dem verrathenen und verlaſſenen Kaiſer einen ſichtbaren Beweis ihrer Treue zu geben, und ſie zeigt mir, was zu thun auch meine Pflicht iſt. Ich habe jetzt nicht das Recht, mich der Trauer um mein ſüßes Kind hinzugeben, ich darf mich nicht des Geſprächs mit dem Jugendfreunde getröſten. Ich verlaſſe Dich, Beſold, der Du gerade in einer ſo ſchweren Stunde in mein Haus getreten biſt; bleibe hier bei meiner herzlieben Mutter, bis ich in der Kaiſerburg mir über meines Fürſten Geſundheitszuſtand und Willensmeinung Belehrung verſchafft habe. König Rudolf war mein Wohlthäter, mein Beſchützer, und mein Blut und Leben muß ihm gehören, ſolange er lebt und meine Glaubensgenoſſen nicht verfolgt und angreift.“

Der wackere Gelehrte nahm nun auch noch Abſchied von Meiſter Euſebius und befand ſich in wenigen Minuten vor dem Angeſichte Rudolf's, der ſchon vor längerer Zeit den Befehl gegeben hatte, ſeinen Hofaſtronomen zu jeder Tagesſtunde vor ſich zu laſſen.

Der in den letzten Tagen ſehr gealterte Kaiſer ſaß in einem Lehnſtuhle und ein freundliches Lächeln flog über ſeine matten Züge, als Kepler mit tiefer Ehrfurcht vor ihm niederkniete.

Der junge Fürſt von Lobkowitz ſtand in ſtolzer,

ritterlicher Haltung neben dem Monarchen und ein edles Feuer sprühte aus seinen Augen, als er auf den knieenden Kepler blickend mit festem Tone sagte: „Nein, Ew. Majestät sind nicht verlassen und ich bin nicht der einzige treue Unterthan, der jetzt zu dem erhabenen Throne eilt; dieser Mann, dieser große Gelehrte ist Protestant, aber sein Glaube ist kein Hinderniß seiner Treue. Mein kaiserlicher Herr, erwählter König meines theuern Vaterlandes, zeigt Euch Euern Böhmen und es wird Euch alsbald klar werden, daß viele, sehr viele denken wie er und ich. Kein Glaubensbekenntniß ist der Treue feindlich; zeigt Euch den Bewohnern Prags und bald wird eine Schaar tapferer Männer um Euch versammelt sein, fest entschlossen, Blut und Leben an die Behauptung Eures Rechts zu setzen."

„Eine Deputation der böhmischen Stände", meldete der eingetretene Kämmerling, „bittet um die Gnade, bei Sr. Majestät vorgelassen zu werden."

Der Kaiser schaute unruhig mit seltsam verstörtem Blick im Zimmer umher und fragte dann mit unsicherer Stimme: „Wer sind die Leute und welche der Herren befinden sich an ihrer Spitze?"

„Herr Wenzel von Budova ist der Führer des Zugs und verlangt ein persönliches Zwiegespräch mit Ew. Majestät", entgegnete der Kämmerling.

„Man laſſe ihn eintreten, aber nur ihn allein!“ war des Kaiſers Beſcheid, der ſich jetzt plötzlich in ſeiner ſtattlichen Größe von ſeinem Seſſel erhob und mit hochgetragenem Haupte auf den eintretenden Abgeſandten der meuteriſchen Böhmen blickte.

Wenzel von Budova, einer der Hauptführer der böhmiſchen Proteſtanten, war ein ſtattlicher Mann mit kühnem Blick, den er einen Moment lang mit verächtlichem Ausdruck auf dem Fürſten von Lobkowitz weilen ließ, welcher auf ſein Schwert geſtützt zur linken Seite des Kaiſers ſtand.

„Was iſt Euer Begehr, Herr von Budova?“ fragte der Kaiſer mit tiefer, ruhiger Stimme.

„Ich erſcheine hier vor Ew. Majeſtät Augen, um im Namen und Auftrag der drei Stände Böhmens Ew. Majeſtät zu bitten, einen Landtag auf den nahen zweiten April ausſchreiben zu wollen, zugleich aber habe ich den Auftrag, Ew. Majeſtät zu melden, daß die böhmiſchen Stände feſt entſchloſſen ſind, wenn Ew. Majeſtät ſolches von Ihrer Seite nicht thun wollen, auch ohne dieſes Ausſchreiben aus eigener Macht ſich an dem genannten Tage zum Landtag zu verſammeln, um endlich dem ſo lange ſchwer geplagten Lande Frieden und die heilige Religionsfreiheit zu geben.“

Der alternde Kaiſer hatte ſich bei dieſen unehrerbie-

tigen Worten auf ſeinen Stuhl niedergelaſſen. Seine Blicke ſchweiften unruhig durch das Zimmer und blieben auf der edlen Geſtalt Kepler's haften, der mit geſenkten Augen und die Hand auf die Bruſt gelegt daſtand, ein Bild ſanfter Reſignation, während der Fürſt von Lobkowitz dem Herrn von Budova wüthende Blicke zuſchleuderte und den Schwertgriff mit der rechten Hand krampfhaft umklammert hielt.

In der Bruſt des Mannes, der in dieſem Moment noch König von Böhmen und deutſcher Kaiſer war, wogten ſeltſame Gefühle auf und ab, Gefühle, in genaueſtem Zuſammenhang ſtehend mit den Gedanken, die Kepler's ruhige Geſtalt in ſeinem Geiſte erwachen ließ.

„Dieſer Mann", ſagte der Kaiſer zu ſich ſelbſt, „berechnet die Bahnen der Weltkörper, deren Boden nie ein Erdgeborener berühren und betreten kann, er zieht Schlüſſe nach ſeinen Beobachtungen über die Nähe und Ferne von der Sonne auf die Art und Natur der Weſen, die ſie bewohnen können, und denkt an die Möglichkeit, ſich mit denſelben auf irgend eine Weiſe in Verbindung zu ſetzen, und da ſteht er, von der Erde nicht ſo viel Eigenthum beſitzend, als die Sohle ſeines Fußes bedeckt, Gatte eines wahnſinnigen Weibes, in Trauer um ein verlorenes geliebtes Kind und voll tiefer Sorgen um das irdiſche Fortkommen ſeiner noch lebenden

Kleinen; da ſteht er, und ſeine ſchönen Züge ſind ſo voll tiefen, ſanften Friedens, ſein Lächeln iſt glückſelig, wie das eines von den Engeln träumenden Kindes. Das iſt die Macht der Wiſſenſchaft, das iſt die Weisheit, von der die größten Menſchen aller Nationen des Alterthums ſchon lange, lange vor der Geburt des Welterlöſers ſprachen, das iſt das einzige der Menſchenſeele erreichbare Glück. Es haben die Kronen, die mein Vater mir vererbte, meine arme Menſchenſtirn wund gedrückt, und Blut iſt gefloſſen jedesmal, wenn man mir wieder eine vom Haupte riß. Jetzt kein Blut, keins mehr! Nicht ein einziger Tropfen in allen meinen Reichen ſoll noch fließen, damit Rudolf von Habsburg noch eine kurze Zeit länger die Krone dieſes undankbaren Böhmerlandes auf ſeiner ſchweißtriefenden Stirn fühle. Mag Matthias, mein Todfeind, aufheben, was ich wegwerfe, ich will ihm den Brudermord erſparen, den die Sterne — aber ſollte es denn wahr ſein, daß ihre Conſtellationen keinen Einfluß haben auf die Thaten und Schickſale der Erdbewohner? Gleichviel, ich ſelbſt will mich über ſie ſtellen, und ich kann es!“

Mit einer hoheitsvollen Handbewegung winkte er dem ſtolzen Budova Schweigen zu und ſagte dann: „Ich will mich den böhmiſchen Ständen nicht unterordnen, ich, Euer erwählter und gekrönter König, aber ich will,

und ſagt das denen, die Euch geſendet haben, die Krone Eures rebelliſchen Landes auch nicht länger auf meinem geſalbten kaiſerlichen Haupte tragen. Krönt meinen Bruder Matthias noch jetzt, während ich lebe, damit bei meinem Tode ſie nicht zum Zankapfel werde und neues Blutvergießen errege unter den Fürſten des deutſchen Reichs. Geht, Ihr ſeid entlaſſen!“

Kaum hatte der erſchrockene Abgeſandte ſich entfernt, als die Fürſtin Polixena in das Zimmer trat. Ihr ſchönes Angeſicht war von heißen Thränen überſtrömt, als ſie ſich, die gefalteten Hände emporhebend, vor Rudolf niederwarf.

„Was habt Ihr gethan, was habt Ihr gethan, mein kaiſerlicher Freund!“ rief ſie unter lautem Schluchzen.

„Was recht war, Polixena!“ entgegnete Rudolf mit Hoheit. „Erkennt, daß ich den Frieden dieſes Landes ſchützen, die Hand des Matthias vom Bruderblute rein erhalten und mich ſelbſt von einer Laſt befreien will, die meinen Schultern zu ſchwer wird. Tretet näher, Magiſter Johannes Kepler, und ſagt dieſer Dame, was Ihr, das weiß ich, längſt erkannt habt, daß dieſe Erde, ein Staubkorn im Weltall, viel zu klein ſei, um ſich ihres Beſitzes wegen zu ſtreiten, da die unſterbliche Seele des Menſchen, Eure eigene Seele, ſchlichter, frommer Mann, ſich weit über dieſelbe emporſchwingend andere Sterne

aufſuchen kann, die der Sonne näher und ſchöner ſind als dieſer kleine dunkle Ball, der nur einen armſeligen Mond zum Gefährten auf ſeiner Bahn hat. Was iſt mir Böhmens Krone? O es iſt ein erhabenes, ein bedeutungsvolles Zeichen, daß die Krone des deutſchen Kaiſers ein gekrümmter Nagel vom Kreuze unſeres allerheiligſten Erlöſers iſt. Es hat mein erhabener Vorfahr, der fünfte Karl, in deſſen Reiche die Sonne nicht unterging, alle auf ſeinem Haupte vereinigten Kronen abgelegt am Fuße des Kreuzes und ſein kaiſerliches Leben in der Stille eines Kloſters beſchloſſen. Seid eine glückliche Gattin, Polixena, und bewahrt in Eurer edlen Seele das Andenken Eures kaiſerlichen Freundes, der in keinem Moment ſeines Lebens der Krone Eures Vaterlandes unwürdig war. Ihr aber, Magiſter Kepler, fürchtet nicht, daß Ihr das Brod für Eure Kinder verlieren ſollt, wenn ich dies treuloſe Land, in das ich Euch zog, nun verlaſſen werde. Man ſoll Euch als des Reiches Mathematikus beſolden, und kann ich auch meinem Nachfolger das Intereſſe, die heilige Liebe, die Gott für Wiſſenſchaft und Kunſt in meine Bruſt legte, nicht einhauchen, ſo will ich bei meiner kaiſerlichen Ehre dafür ſorgen, daß der einzige Gelehrte, der mir treu blieb, als mich Alles verließ, wenigſtens vor Hunger und Elend geſchützt bleibe."

Johannes Kepler hatte, zu den Füßen des Kaiſers knieend, mit aufrichtiger Treue die Hand des Monarchen an ſeine Lippen gezogen, und eine warme Thräne, die auf dieſelbe aus den Augen fiel, die in die Tiefen des Himmels ſo oft ſchon mit ſeligem Entzücken geſchaut hatten, war Zeuge, daß er das rein menſchliche Gefühl in der Bruſt des verrathenen Monarchen zu erkennen und dankbar zu würdigen wußte.

Während dieſes Vorgangs in dem Saale auf dem Hradſchin ward die Volksmenge vor dem altſtädter Rathhauſe immer dichter und glänzender, bis endlich in der ſtattlichſten Staatscarroſſe, die ſein kaiſerlicher Bruder ihm durch ſeinen frühern Abgeſandten, Adam von Waldſtein, entgegengeſchickt hatte, Erzherzog Matthias erſchien, ſein Abſteigequartier hier im Mittelpunkte der Altſtadt Prags zu nehmen, um, wie er meinte, dadurch den Böhmen einen Beweis ſeines uneingeſchränkten Vertrauens zu geben.

Erzherzog Matthias, der zweite Sohn des von ſeinen Unterthanen ſo heißgeliebten Kaiſers Max, war nur wenige Jahre jünger als Rudolf und zur Zeit auch noch unvermählt. Er ſaß, ein ſehr ſtattlicher Herr noch, dem man ſeine ſiebenundfünfzig Jahre nicht anſehen konnte, neben ſeinem Rathgeber und erſten Miniſter, dem Cardinal Khleſl, der in den prächtigen Gewändern, zu denen

ſeine geiſtliche Würde ihn berechtigte, den hohen Kirchenfürſten darum nicht weniger ſtattlich repräſentirte, weil er nicht, wie Rudolf's Freund und Miniſter, der Cardinal von Dietrichſtein, aus einer vornehmen Familie ſtammte. Khleſl war der Sohn eines armen Mannes, und nur ſein großer Verſtand und ſeine Gabe, die Zeitumſtände zu nützen, hatten ihm das Vertrauen des ehrbegierigen, regierſüchtigen Fürſten erworben, dem er bei allen ſeinen Plänen eine feſte Stütze geweſen war.

Es möchte ſchwer zu entſcheiden ſein, welcher der beiden Männer, die ſo ſtolz und heiter auf die Volksmenge niederblickten, einen größern Triumph beim lauten Zujauchzen derſelben in ſeinem Herzen fühlte, beide aber verſtanden es wohl, ihren Geſichtsausdruck ſo zu beherrſchen, daß er, den beſondern Umſtänden ihres Einzugs angemeſſen, nicht den triumphirenden Jubel zeigte, der ſie bewegte.

An der Freitreppe des Rathhauſes ſtanden viele der vornehmſten böhmiſchen Standesherren, beſonders die der proteſtantiſchen Partei angehörenden, mit entblößten Häuptern, und die Federn der Hüte, die ſie in ihren Händen hielten, fegten faſt den Boden, als ſie ſich vor dem Erzherzog verbeugten, der, von Khleſl und dem Grafen Adam von Waldſtein gefolgt, mit raſchem Schritt die wenigen Stufen der Freitreppe des alter-

thümlichen Gebäudes hinanſtieg. Lautes Jauchzen aus tauſend Kehlen ſchallte ihm nach und bewillkommnete ihn jedesmal, wenn er ſeine ſtattliche Geſtalt am Fenſter zeigte.

„Wir werden ſicher ſchlafen in der Hauptſtadt unſerer treuen Böhmen", ſagte Matthias zu ſeinem Vertrauten Khleſl, als die edlen Herren, die bei ſeinem Empfang gegenwärtig geweſen, ſich entfernt hatten.

„Das dürfen wir hoffen", entgegnete der Cardinal, „ja wir dürfen deſſen ſogar ganz gewiß ſein, da zwölfhundert Mann von Ew. Majeſtät kriegsgeübten ungariſchen Truppen in Prag ſtehen und die Wachtpoſten hier vor unſern Schlafzimmern von dieſen Ew. Majeſtät, die dieſelben gegen die Türken ſiegreich führte, ganz ergebenen Männern doppelt beſetzt ſind."

„Ich verlaſſe mich mehr noch auf die Treue des böhmiſchen Volkes", ſagte Matthias ruhig.

„Aber böhmiſche Treue iſt verrufen, wie puniſche es einſt war", meinte Khleſl und ſetzte mit leiſem Tone hinzu: „Mein hoher Fürſt, König von Ungarn und jetzt auch wohl bereits König von Böhmen, traut einem Volke nie, das abfallen kann von der Treue gegen Gott! Dieſes Böhmen iſt am früheſten der Herd der Ketzerei geweſen, und was meint Ihr, würden ſie Euch auch Treue beweiſen, wenn Ihr wie Euer Bruder Rudolf auf ihr

Geſchrei nach Religionsfreiheit ihnen keine Antwort gäbet?"

„Aber ich will ihre billigen Wünſche erfüllen und ich werde es", rief der Erzherzog mit einer gewiſſen Heftigkeit.

„Dann werdet Ihr Eurer königlichen Macht die beſte, die natürlichſte ihrer Stützen, die geiſtliche, entziehen. Ein ſtarkes, wohlorganiſirtes Heer kann andern Regenten vielleicht ihre Macht ſichern, nicht denen aber, welche einen Völkerkreis regieren, der, aus einer Menge der verſchiedenſten Nationalitäten beſtehend, nicht einmal durch das lockere Band einer gemeinſamen Sprache vereinigt iſt. Nur der gemeinſame Glaube kann Eure Völker verbinden, der katholiſche Glaube, deſſen Heiligthümer nicht in den Eigenthümlichkeiten eines einzelnen Volkes wurzeln. Die lateiniſche Sprache, die uralte, in welcher der Apoſtel Paulus an die Römer ſchrieb, iſt diejenige, in der die katholiſchen Prieſter heute noch den Magyaren, den Czechen, den Wenden in den fernen Marken, den Slavoniern, Walachen, den Serben und Krainern den Segen ertheilen und die von allen unverſtandenen Worte ſind und bleiben das Band, das ſie mit ihrem Gott und ihrem Fürſten in feſtem Vereine hält. Glaubensfreiheit, das iſt ein Wort, hinter dem ſich nichts birgt als der natürliche Hang jedes einzelnen

Menſchen, ſich gegen Zucht und Ordnung aufzulehnen. Luther's Reformation iſt nur das Signal, die Lärmtrompete, die die Völker zur Empörung gegen ihre Herren aufruft. Möge ſie durch die Weisheit der Prieſter und Fürſten bald zum Schweigen gebracht werden."

„Aber haben dieſe Böhmen mich nicht einzig und allein in ihr Land gerufen, um unter meiner Regierung die Glaubensfreiheit zu erhalten, nach der ſie nun ſchon ſo lange ſtreben?"

„Gebt Ihnen, mein königlicher Herr, was beſſer iſt als Glaubensfreiheit, gebt Ihnen Glaubensfrieden, ohne den weder Euer noch irgend ein weltlich Regiment beſtehen kann. Empfing Euer großer Ahnherr Rudolf Graf von Habsburg nicht ſeiner Frömmigkeit wegen die deutſche Kaiſerkrone? Haltet feſt an der Kirche, und die Kirche wird wiederum zu Euch halten!"

Der Cardinal ſtand bei dieſen in höchſter Ekſtaſe geſprochenen Worten mitten im Zimmer. Wie ein Blutſtrom wallte ſein purpurfarbiges Gewand um ſeine hagere Geſtalt, und von den dunklen Augen, die in ihrem ganzen Glanze auf den Erzherzog geheftet waren, ſchienen zwei Feuerſtröme auszugehen.

Wie ein Blitz zuckte durch die Seele des treuloſen Erzherzogs der Gedanke, daß es nicht ein Genius des Friedens ſei, der hier vor ihm ſtehe; er fühlte ſogar

etwas wie Reue wegen ſeiner Treuloſigkeit gegen ſeinen ältern Bruder, der ihm ſtets nur Gutes erwieſen hatte, in ſeinem Herzen, aber er unterdrückte ſchnell dieſe weichen Regungen und ſagte, von ſeinem Seſſel aufſtehend: „Gute Nacht, Khleſl! Es iſt ſpät geworden und wir beide müſſen morgen bereit ſein, dieſen Böhmen Rede zu ſtehen über Alles was, ſie uns fragen zu haben.“

So ſchliefen denn die beiden Brüder, die einſt unter einem Mutterherzen dem Leben entgegengeträumt und deren erſtes Bewußtſein ihnen die Möglichkeit, Kronen zu tragen, vorgeführt hatte, an den entfernten Enden des ſtolzen Prag ein, Matthias mit dem Bewußtſein, den ältern Bruder, deſſen Vorrechte ſtets ſeinen Neid erregt, durch ſeine Klugheit beſiegt zu haben, Rudolf mit dem, daß der eherne Wille des Schickſals, das in den Sternen ihm vorausgeſagt war, nun wohl in Erfüllung zu gehen im Begriff ſei, und feſt entſchloſſen, den mörderiſchen Abſichten ſeines Bruders durch gänzliche Reſignation noch womöglich aus dem Wege zu gehen.

Als der Morgen des zweiten April erſchien, an dem die böhmiſchen Stände ſich nach ihrem Willen in dem Saale des Hradſchin einfanden, in dem ſeit Jahrhunderten ſchon ihre oft unruhigen Berathungen ge-

halten worden waren, wurde zuerſt von dem beredten Wenzel von Budova verkündigt, daß Kaiſer Rudolf entſchloſſen ſei, auf den Wunſch ſeiner Unterthanen die Krone Böhmens, die zu tragen ihm in dieſen unruhigen Zeiten zu ſchwer werde, niederzulegen.

Am folgenden Tage berief Matthias die böhmiſchen Standesherren zu ſich in das altſtädter Rathhaus, wo er ſie aufs huldreichſte empfing. Er ſchüttelte jedem der Eintretenden, gleichviel ob Katholik oder Proteſtant, die Hand und ſagte dann:

„Ihr habt mich nach Prag berufen, hier bin ich nun, ſehr edle Herren. Was iſt Euer Anliegen an mich? Erlaubt mir, Euch gleich meines guten Willens, Euch zu dienen, von Herzen zu verſichern.“

„Unſer Anliegen, erhabener König von Ungarn, haben wir in dieſem Schreiben niedergelegt“, antwortete der abermals zum Sprecher erwählte Wenzel von Budova; „es iſt von uns allen, ohne Unterſchied des Glaubens, unterſchrieben.“

Matthias ſah nach den Unterſchriften und fand die des Obriſtburggrafen von Slawata, des Herrn von Martinecz und noch mehrerer anderer katholiſcher Herren, die friedlich neben Schlick, Thurn, Budova und andern Proteſtanten unterzeichnet hatten. Das Schreiben ſelbſt enthielt an ihn die Bitte, die Verwaltung Böhmens in

Gnaden übernehmen zu wollen, da Se. Majeſtät Rudolf II. wegen ſeiner mit jedem Jahre zunehmenden Schwäche derſelben ſich nicht mehr gewachſen fühle. Zugleich erſuchten ihn die getreuen Böhmen, daß er ſeine ungariſchen Truppen alsbald mit denen der böhmiſchen Stände vereinigen und das noch immer in einigen Gegenden des Königreichs weilende paſſauer Volk mit dieſen vereinten Truppen aus dem Lande treiben möge.

„Zugeſtanden!“ entgegnete Matthias, deſſen Geſicht von Entzücken leuchtete, und es war ſein erſter Befehl, daß ein Theil ſeiner ungariſchen Truppen, vereint mit allen den Böhmen und Mähren, die ſich unter dem Befehl des Herrn von Roſenberg und anderer böhmiſcher Proteſtanten in Prag befanden, gegen Budweis und Prachatitz vorrücken ſollte, wo die Reſte des Ramé'ſchen Kriegsvolkes noch immer ihr entſetzliches Weſen trieben.

Nach dem Abmarſche dieſer Truppen war Matthias, der von ſeinem ungariſchen Militär noch achttauſend Soldaten in Prag zu ſeinem Befehle behielt, factiſch Herr der böhmiſchen Hauptſtadt und forderte nun auch, als König von Böhmen gekrönt zu werden.

Die Stände ſetzten den Tag zu dieſer großen Feierlichkeit auf den dreiundzwanzigſten März feſt.

Während dieſer Zeit lebte Kaiſer Rudolf in alter

Weiſe auf dem Hradſchin fort; beide Brüder ſchienen von einander keine Notiz zu nehmen. Da Polixena mit ihrem jugendlichen Gemahle nach ihrem Schloſſe Raudnitz zurückgekehrt war, ſo war des Kaiſers Leben faſt das eines Einſiedlers in den prächtigen Hallen des Hradſchin, und er nahm in jenen traurigen Tagen nur die allereinfachſten Speiſen, beſonders in der Schale hartgeſottene Eier zu ſich, weil die krankhafte Angſt, daß Matthias ihm nach dem Leben trachte, wieder in ſeinem Herzen überhand nahm. Sein einziges Getränk war Waſſer aus dem im Hofe des Hradſchin rieſelnden Brunnen, das einer der Diener ihm holen und nach ſtarkem Umrühren zur Hälfte in des Kaiſers Gegenwart ſelbſt trinken mußte. So vergingen dem unglücklichen Mann die Frühlingstage, von deren Schönheit er nichts genoß, da er ſie meiſtens im dicht verhängten und feſt verſchloſſenen Schlafgemach zubrachte. Nachts ging er in die unter der Erde liegenden Marſtälle und machte dort in gewohnter Weiſe ſeine Reitübungen. Zuweilen promenirte er auch einſam oder von einem einzelnen Diener begleitet in den grünenden, jetzt auch mit zarten Blüten geſchmückten Gängen des Hirſchparks, wo er dann vor den Thierzwingern ſtehen bleibend die ſtolzen gefangenen Geſchöpfe mit trüben Augen betrachtete. Auch an den Sternenhimmel heftete der Unglückliche nicht ſelten ſeine

Blicke, als wollte er fragen: „Was habt ihr mir jetzt noch mitzutheilen, ihr süßen Lichter, in deren Funkeln die Gelehrten meines Kaiserhofs einst das ganze Elend meines Lebens lasen?“

So verging dem einsamen Kaiser Tag für Tag, bis endlich zu Anfang des Monats Mai eine neue Deputation der böhmischen Stände um Audienz bei ihm ansuchen ließ.

Adam von Waldstein, Wenzel von Budova und die Grafen Schlick und Kinsky waren die Vorstände derselben und der Letztgenannte überreichte knieend mit den Geberden der tiefsten Unterthänigkeit dem Monarchen eine Bittschrift.

Rudolf öffnete und durchlas dieselbe und sein gelbliches Gesicht färbte sich mit der Flammenröthe des bittersten Zorns.

„Und das wagt Ihr mir zu bieten, treulose, herzlose Böhmen?“ schrie er in wilder Aufregung; „mir, der schon bei Lebzeiten meines kaiserlichen Vaters Euer erwählter König war?“

„Ew. Majestät haben freiwillig auf die böhmische Königskrone Verzicht geleistet“, entgegnete Wenzel von Budova mit Würde, „und so sind wir in unserem Recht, wenn wir die unterthänige Bitte an Ew Gnaden richten, uns des Ew. Majestät geleisteten Eides der Treue zu ent-

binden. Das Reich Böhmen muß einen Regenten haben; die Stände ſind einig in der Wahl Eures durchlauchtigſten Bruders, denn der Böhmen Herz hängt treu an den Söhnen des hochherzigen Königs Max, der uns Glaubensfreiheit und Frieden in kaiſerlicher Huld gegeben. Vielleicht wird Dero Herr Bruder, Erzherzog Matthias, der nach Ew. Majeſtät ſeligem Hintritt der natürliche Erbe dieſes großen Königreichs und aller der Länder wäre, deren Kronen jetzt Euer Haupt ſchmücken, in die geſegneten Fußtapfen ſeines Vaters treten und den Böhmen —"

„Was wollt Ihr Abtrünnige und Verräther?" ſchrie der Kaiſer mit dem Fuße ſtampfend.

„Niemand kann zweien Herren dienen", antwortete Budova gefaßt. „Entlaßt uns des Eides der Treue, bejaht unſere dahin gehende Bitte, die letzte, mit der ſich Böhmens Stände an Ew. Majeſtät Gnade wenden, und gebt uns dadurch die Freiheit, Euerm Herrn Bruder die Krone unſeres Landes, die Ihr von Euch geworfen, in Treue und Unterthänigkeit darbringen zu dürfen."

Rudolf's Züge waren von Wuth verzerrt, ſein Mund ſchäumte und ſeine Augen waren mit Blut unterlaufen.

„Ich will nicht! Ich werde nicht durch meine eigene Unterſchrift das heuchleriſche Poſſenſpiel ſanctioniren, das dieſer Matthias mit mir, ſeinem Kaiſer, treibt!" ſchrie der unglückliche Fürſt mit heiſerer Stimme, und die Fe-

der, welche Wenzel von Budova mit unterthänigem Blicke zur Unterſchrift hinhielt, aus deſſen Hand reißend, warf er dieſelbe zu Boden und ſtampfte mit ſeinem Abſatz den Kiel entzwei. Budova hob ſie wieder auf und tauchte ſie, ohne ihren Zuſtand zu beachten, von neuem in das goldene Tintenfaß. Jetzt behielt ſie Rudolf in der zitternden Hand. Schwarze Tintenflecken verunzierten bereits den Boden des Zimmers, die Tiſchplatte und das Blatt, das zum Unterſchreiben vorgelegt war. „Fluch Euch, Fluch dem ehr- und treuvergeſſenen Matthias, Fluch dieſem ganzen treuloſen Lande!“ ſagte er mit ſchrecklicher Stimme, doch verſuchte er ſeinen Namen unter das Document zu ſetzen, das die Böhmen ihrer Treue gegen ihn entbinden ſollte. Schwarze Tintenſtröme floſſen die Schrift beſchmuzend aus der zum Schreiben ganz untauglich gewordenen Feder, doch nahmen die anweſenden Standesherren dieſe Flecke für die Unterſchrift des verrathenen Fürſten und entfernten ſich, nachdem Wenzel von Budova, der das ſchmuzige Document trug, dem Kaiſer mit falſcher Freundlichkeit für die Abtretungsurkunde gedankt hatte.

Als Rudolf ſich wieder allein ſah, warf er ſich in einen Lehnſtuhl, und die noch immer mit Tinte gefüllte Feder mit den Zähnen zerreißend, befleckte er Bart und Wange. In dieſem Zuſtande fanden ihn ſeine Die-

ner, die ihren in Krämpfen zuckenden Herrn entkleideten und auf ſein einſames Lager trugen, wo ſich der Schlaf auf ſeine heißen Augenlider ſenkte, ein Schlaf, den kein liebendes Auge einer Gattin oder eines Kindes bewachte.

Ende des zweiten Bandes.

Johannes Kepler.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Julie Burow.

Zweite Abtheilung.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1865.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erſtes Kapitel.

Während dieſer Vorgänge auf der ſtolzen Kaiſerburg befand ſich Johannes Kepler, der dem entthronten Fürſten die treue Anhänglichkeit eines dankbaren Herzens bewahrte, in ſeinem Hauſe, in dem das Glück ebenſo wenig als dort wohnte.

Sein Kind war zur ewigen Ruhe eingegangen; die wahnſinnige Barbara hatte auch nicht durch eine einzige Aeußerung gezeigt, daß ſie von dem Verluſt ihres Töchterchens eine Ahnung habe. Sie fragte nie, weshalb die ältern Kinder weinten. Ihre älteſte Tochter, aus erſter Ehe, befand ſich ſeit längerer Zeit in Graz im Hauſe der vornehmen Familie Eggenberg und ward dort herzlich geliebt und wohl erzogen. Apollonia war wie immer der gute Engel im Hauſe ihres geliebten Pflegeſohns, und weder Kepler noch die beiden Kinder hatten in irgend einem Augenblick die Fürſorge der Hausmutter vermißt. Am Begräbnißmorgen ſeines Lenchens hatte

Kepler die Freude gehabt, einen seiner beiden Schul- und Studiengenossen, den liebsten derselben, Besold, in seinem Hause zu empfangen.

Mit welcher tiefgefühlten Dankbarkeit Apollonia den Mann aufnahm, dessen Freundschaft für ihren Sohn sie wahrscheinlich ihre Rettung von dem Feuertode dankte, ist zu beschreiben nicht nothwendig; Besold war im Auftrag der würtembergischen Juristenfacultät nach Prag gekommen, um einige Streitigkeiten derselben mit der prager Universität zu beseitigen, und dies anfangs so schwierig scheinende Geschäft gelang dem klugen Mann weit rascher, als er es selbst erwartet und gehofft hatte.

Er hatte sich dem Leichenzuge, der das Haus seines Freundes verließ, aus natürlicher Theilnahme angeschlossen, und es konnte wohl nicht fehlen, daß sich in der Stimmung, in der der trauernde Vater sich befand, recht viele ernste Gespräche zwischen den beiden Jugendgefährten entwickelten.

Beide erinnerten sich mit herzlicher Freude der zusammen verlebten Knabenzeit, des Aufenthalts in Maulbronn, der alten Lehrer und ihrer Strenge. Auch ihrer Excursionen ins Faustzimmer gedachten sie, und mit einem tiefen Seufzer fragte Besold, ob denn Kepler die nachgelassenen Papiere seines Freundes Johannes Fickler in seinen spätern Schuljahren nicht gelesen habe.

„Gewiß nicht!“ entgegnete dieſer. „Ich fürchtete damals wie jetzt verbotene Forſchungen und hatte, aufrichtig geſagt, in der Prima keine Zeit mehr, daran auch nur zu denken. Ich wollte gut beſtehen im Abgangsexamen, ich wollte um meiner armen Mutter, meines Schweſterchens und hier meiner lieben Apollonia willen recht früh ein glänzendes Kirchenlicht werden, aber eben weil ich wohl nicht aus den rechten Gründen den Weg dazu ſuchte, bin ich nichts Anderes geworden als ein armer Mathematikus, der Kalender macht und den Herrn in ſeinen Werken ſucht. Ich bin nicht weiſe, denn ich bin nicht demüthig genug, meine eigenen Gedanken und geringen Erkenntniſſe denen, die weiſer ſind als ich, unterzuordnen.“

„Du haſt die Concordienformel nicht unterſchrieben?“

„Ich konnte es nicht, ohne zu lügen. Ich kann die, welche anders glauben als ich, nicht verfluchen, denn ich habe alle Menſchen als meine Brüder lieb; ich haſſe ſelbſt den Papſt nicht, obſchon er der Antichriſt iſt; ich habe meinen Vetter, den Jeſuiten Johannes Fickler, mit dankbarer Innigkeit geliebt, und es gibt auf dem weiten Erdboden keinen Menſchen, den ich wegen ſeines Glaubens verdammen könnte; auch Rabbi Löw, der wackere Jude, iſt mir ein theurer Freund, dem ich mit gerührten Her-

zen dankbar bin für das Gute, das ſeine Samariterbarmherzigkeit einſt an mir, dem kranken Reiſenden, gethan."

„O edles, treffliches Herz", rief Beſold und reichte dem Freunde die Hand, in welche Kepler freudig einſchlug, „warum benutzeſt Du denn nicht Deine weiſe Duldſamkeit auch zu Deinem eigenen Glücke und beſſern Fortkommen in der Welt?"

„Wie meinſt Du das?" fragte Kepler dagegen.

„Ei, Liebſter!" ſagte der tübinger Oberamtsrath, „wenn Du heute in der Stille, ganz in der Stille nur die Meſſe hörteſt, wäreſt Du, davon bin ich feſt überzeugt, in kurzem ein hoher Beamter am Hofe des Matthias oder des Ferdinand in Steiermark, und wenn Du die Concordienformel unterſchriebeſt, würde man Dich alsbald nach Tübingen zur beſten Profeſſur berufen, die der Univerſitätsſenat zu vergeben hat, und mit tauſend Freuden würde unſer Herzog Deine Berufung beſtätigen. Der edle Herr liebt und ehrt Dich gar ſehr, beſchäftigt ſich viel mit Deinen Schriften und freut ſich des ſchönen Kunſtwerks, das Du ihm geſchenkt haſt. Er, der kluge Herr, nennt Dein Feſthalten an den kleinen Abweichungen von den Glaubensregeln, die ſeine klügſten Theologen als das rechte Bekenntniß des lutheriſchen Glaubens unter dem Namen der Concordienformel zuſammenge-

tragen haben, einen Deinen ſeltenen Geiſtesgaben ganz unangemeſſenen Eigenſinn.“

„Ich würde mich ſelbſt aller Gnade, die Gott der Herr mir erwieſen, für unwürdig halten“, entgegnete Kepler, „wenn ich nur ein Titelchen von dem, was ich für chriſtliche Wahrheit halte, anders ausſpräche, als ich's zu begreifen und zu erkennen fähig bin. Mein Glaube iſt Sache meines Herzens. Ich liebe Gott, den Schöpfer dieſes unausſprechlich ſchönen Weltalls, ich liebe den Erlöſer, der uns lehrte und durch ſein Beiſpiel zeigte, wie der irdiſche ſchwache Menſch eins ſein kann mit Gott, indem er, ſich ſelbſt vergeſſend, ſeine Geſetze befolgt. Ich beklage diejenigen, von denen mir's ſcheint, daß ſie das erhabenſte Wunder, das die Erde hervorgebracht, das Chriſtenthum, weniger als ich zu würdigen verſtehen. Ich verdamme Keinen, der die Wahrheit nicht erfaßt hat, aber Beſold, mein herzlieber Jugendfreund, ich würde für jedes Wort der Wahrheit, die ich zu erkennen gewürdigt war, mit Ruhe, vielleicht mit Freuden ſterben. Um irdiſcher Vortheile willen heucheln und lügen aber würde ich nie. Das halte ich für eine Sünde, ſchwer wie Mord, verächtlich wie Diebſtahl, jedes Menſchen unwürdig, am unwürdigſten aber meiner! Was aber haſt Du, alter Freund? Du biſt ja bleich geworden wie der Tod, Du zitterſt und Deine Hände ſind kalt wie Eis!“

„Laß Apollonia mir ein Glas Wein geben", entgegnete der Gaſt ſich ſammelnd, und als das alte Weiblein mit demſelben zu ihm trat, fragte er ſehr freundlich: „Nicht wahr, herzliebe Frau Wellinger, es war doch gut, daß ich Euern Proceß führen konnte?"

„Es war ein Wunder, durch welches Gottes Barmherzigkeit mich von Folterqualen und Feuertod rettete."

„Und Ihr könnt jetzt noch Eures Sohnes Haushalt führen, ſeine Kinder zur Frömmigkeit und Gottesfurcht erziehen, ſein krankes Weib warten und ihn ſelbſt durch Eure treue Mutterliebe in ſeinem neuen Leide tröſten und ſtützen!"

„Unter Gottes Beiſtand!" entgegnete die Greiſin.

„Legt Eure gemarterten Hände auf mein Haupt", flüſterte Beſold, „und ſagt: Gott ſegne Euch!"

Sie that es und hauchte dann noch einen leiſen Kuß auf das Haupt ihres Wohlthäters.

Schon am andern Morgen verließ der Oberamtsrath Chriſtoph Beſold Kepler's Haus und das glänzende Prag und kehrte nach Tübingen zurück, ſeinem Freunde verſprechend, ihm bald Nachricht von ſeinen in Schwaben lebenden Lieben zugehen laſſen zu wollen. Johannes Kepler aber blieb, unberührt von den ſich jetzt in Prag entwickelnden glänzenden Feſtlichkeiten, arbeitend in ſeinem ſtillen Hauſe.

Unter den Proteſtanten der böhmiſchen Hauptſtadt war lauter Jubel, in den ſelbſt viele von der katholiſchen Partei einſtimmten. Alle erwarteten von dem neuen Könige, deſſen Krönung man zum dreiundzwanzigſten Mai vorbereitete, die Erfüllung ihrer Wünſche.

Matthias hätte ein Gott ſein müſſen, um dem, was die Böhmen von ihm erwarteten, Leben geben zu können. Der nun endlich herangekommene Tag ſeiner Krönung war für ganz Prag ein Tag des lauteſten Jubels. Es war für den entthronten Rudolf vielleicht eine Kränkung mehr, daß ſein erſter Miniſter, Adam von Dietrichſtein, als Erzbiſchof von Olmütz die Krönung ſeines hinterliſtigen Bruders im St.-Veitsdome übernehmen mußte, da der Erzbiſchof von Prag ernſtlich erkrankt und zu jeder kirchlichen Feierlichkeit unfähig war.

Der Himmel ſelbſt ſchien das Feſt zu begünſtigen, denn ein Maitag, ſo ſchön, als die Natur ihn dem geſegneten Böhmerlande nur je geſchenkt hat, zog ſtrahlend über dem hundertthürmigen Prag herauf, als der Krönungszug des Erzherzogs Matthias, der bereits die Krone von Ungarn trug, ſich vom altſtädter Rathhauſe aus in Bewegung ſetzte, um dieſem Prinzen nun auch die Krone Böhmens auf das verrätheriſche Haupt zu ſetzen.

Als die laute, rauſchende Muſik von der Nepo-

muksbrücke aus in dem einſamſten Zimmer, das er am Hradſchin bewohnte, das Ohr des Kaiſers erreichte, entfernte er ſich eilig und ging auf einem ſtillen, verborgenen Wege nach dem Faſanengarten, wo er in frühern Tagen oft mit Tycho de Brahe, Doctor Dee und andern großen Gelehrten, die er wie ſeine Freunde behandelt hatte, in heitern und ernſten Geſprächen geluſtwandelt und wo Polixena's edle Geſtalt ihm in ſchönen Stunden wie eine Fee aus blühenden Gebüſchen entgegengetreten war. Jetzt flüchtete er hierher vor dem Jubel, mit welchem ſeine treuloſen Unterthanen ſeinen Nachfolger empfingen, ein einſamer, verlaſſener, verrathener, in tiefſter Seele unglücklicher Mann. Auf und ab gehend in den Wegen, deren Bäume und Gebüſche der Lenz mit ſeinen ſchönſten Blüten ſchmückte, drangen die Orgeltöne, die das Meßopfer begleiteten, in ſeine Seele, als hörte er die Feier ſeines eigenen Begräbniſſes, und der Poſaunen- und Paukenſchall, der bisweilen ſogar die ſüßen Flötentöne der Nachtigallen übertönte, erſchien ihm wie der Ruf zum ewigen Gerichte. Jetzt endlich ward es ſtiller und ſtiller in den Hallen des Domes. Die heilige Handlung, die ſeines Bruders Frevelthat die Weihe der Kirche gab, war vorüber. Matthias, der gekrönte König von Böhmen, betrat die ſtolzen Hallen des Hradſchin als ſein ihm zukommendes Eigenthum. Die

Großen Böhmens hatten ihm den Huldigungseid geleistet, und Rudolf, dem einst ein gleicher Jubel gegolten, kehrte in seine Gemächer zurück, ein Geduldeter da, wo vor kurzem noch Niemand ihm das Recht des Herrschens streitig zu machen gewagt hätte.

Ihn hatten alle verlassen, alle, die sich sonst zu der Sonne seiner kaiserlichen Gnade drängten.

Alle? War er denn ganz allein hier? Lebte Keiner, der seiner mit Dankbarkeit gedachte?

Ein einsamer Mann in tiefer Trauerkleidung trat dem verrathenen Fürsten unter einem blühenden Baume entgegen, und das Knie vor ihm in tiefster Ehrfurcht beugend, sagte Magister Johannes Kepler, der ihn an diesem einsamen Orte aufgesucht:

„Erzeigt mir die hohe Gnade, mein kaiserlicher Herr, mich jetzt für einige Zeit von meiner Amtsarbeit zu entbinden, denn ich bin in meinem großen Vaterschmerz unfähig, an der Berechnung der Tafeln zu arbeiten. Ich muß meine leidende Seele erheben zu den Harmonien des Weltalls, bis ich in der Betrachtung derselben Linderung des Schmerzes über den Verlust meines holden Kindes gefunden, das meines Erdenlebens schönste Freude war."

„Glücklicher Mann!" sagte der Kaiser mit einem Lächeln, das einen tiefen Eindruck auf das trauernde

Vaterherz machte. „Ihr habt Kinder, Magiſter Kepler, und der ſchlimmſte Kummer, den ſie Euch machen, iſt, daß ſie ſterben. Mit Freuden habt Ihr ſie bei ihrer Geburt willkommen geheißen in dieſem Erdenthale, und mit Freuden könnt Ihr jetzt Euerm eigenen Tode entgegenſehen, denn ein Engel Gottes, der Euch liebt, wird Euch willkommen heißen am Throne des Allerhöchſten. Geht, mein letzter Freund, mein einziger Unterthan noch in dieſem treuloſen Lande, und gedenkt meiner als Eures gnädigen Monarchen.“

Der entthronte Fürſt entfernte ſich ſo ſcheu und eilig aus dem ſonnenhellen Garten, gleich wie ein das Tageslicht ſcheuender Uhu, und als er mit geängſtigten Schritten in ſein einſames Zimmer trat, empfing ihn dort Graf Meggau, der Abgeſandte ſeines Bruders, der ihm den Brief übergab, in welchem Matthias ihm für die echt brüderliche Freundſchaft dankte, womit ſein vielgeliebter Bruder Rudolf ihm die Krone Böhmens abgetreten, welche länger zu tragen er ſich bei ſeinem vorgerückten Alter und ſeiner täglich zunehmenden Körperſchwäche zu ſchwach gefühlt habe.

So war denn nun Erzherzog Matthias auch König von Böhmen, wie er längſt ſchon König von Ungarn geweſen, durch liſtige Beraubung ſeines Bruders, deſſen Schwächen er mit äußerſter Schlauheit zu be-

nutzen gewußt, wobei die religiösen Zwistigkeiten im Lande ihm wesentlich gedient hatten.

Hätte Rudolf sich mit Ernst bestrebt, die Parteien in seinem Lande zu versöhnen, und den Protestanten freie Religionsübung neben den Katholiken gegeben, die Rechte beider gegen Uebergriffe beschützend, er hätte alle diese Demüthigungen, denen er keinen Widerstand leisten konnte, nicht erlebt, denn er besaß Eigenschaften, die ihn seinem Volke theuer machten und seinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht haben. Er war der Beschützer der Wissenschaften, die nach langer Erstarrung in seinem Zeitalter ihre Fittige wieder zu regen begannen. Er war großmüthig und gütig und sein größtes Verdienst um die Mit- und Nachwelt jedenfalls der Schutz, den er Kepler gab, der, in seinem Vaterland und von seinen Glaubensgenossen angefochten und verketzert, bei ihm, dem katholischen Fürsten, Duldung, Brod und Anerkennung fand, selbst da noch, als der entthronte König von Böhmen, der aber immer noch die eiserne Krone des deutschen Reichs trug, sich nach Wien begab und zuvor noch festsetzte, daß Johannes Kepler bis zur Beendigung seiner großen Arbeit, der Regulirung der Prutenischen Tafeln, als Mathematiker des deutschen Reichs zu betrachten sei und als solcher seinen Gehalt nebst allen Rückständen zu empfangen habe.

Während die deutſchen Reichsfürſten auf einem Reichstage, den ſie in Regensburg hielten, einen nutzloſen Lärm erhoben über das ihrem Kaiſer angethane Unrecht, beſtätigte Matthias mit gleißneriſchen Worten den Böhmen alle ihnen von ſeinem vielgeliebten Bruder verliehenen Freiheiten und Rechte.

Der tiefgebeugte Rudolf aber zog ſich nach Wien zurück, wo er, von ſchwermüthigen Gedanken geängſtigt, ohne eine eigentliche Krankheit bald nach ſeiner Ankunft im Jahre 1612 verſtarb.

Zweites Kapitel.

Matthias begab ſich nach dem Tode ſeines beraubten Bruders nach Frankfurt und ward von den dort verſammelten Kurfürſten zum Oberhaupte des deutſchen Reichs gewählt. Der herrſchſüchtige Prinz befand ſich nun am Ziele ſeiner Wünſche, und ſeine ſiebenundfünfzig Jahre ſchienen ihm kein Hinderniß, an die Gründung einer Dynaſtie zu denken, obgleich er mit Ferdinand von Steiermark ein Abkommen geſchloſſen, das dieſem Prinzen die Nachfolge auf den Thronen, die er ſeinem Bruder geraubt hatte, zuſicherte. So ſchloß Matthias in Wien einen Ehebund mit der jugendlichen Prinzeſſin Anna, einer Schweſter Frdinand's, aber derſelbe blieb kinderlos, und die Anrechte dieſes Fürſten blieben daher für den Todesfall ſeines Oheims unverändert.

Der neue Kaiſer, ſich in allen ſeinen Würden ganz geſichert fühlend, dachte nun zunächſt an die Beruhigung ſeiner Länder. Er hatte den Majeſtätsbrief, den die

aufrühreriſchen Böhmen ſeinem Bruder Rudolf gewaltthätig abgerungen, bei ſeiner Thronbeſteigung freiwillig beſtätigt, aber er verlegte ſeine Reſidenz von Prag nach Wien, um den Unruhen in Siebenbürgen von dort aus mehr Aufmerkſamkeit zuwenden zu können.

Dieſe Abänderung war den Böhmen keineswegs erwünſcht, und von allen Seiten gingen dem Kaiſer Petitionen zu, ſeinen Wohnſitz wieder nach Prag zu verlegen; auch forderten die proteſtantiſchen Böhmen immer wieder die Einberufung eines Landtags zur Feſtſtellung ihrer Rechte, da die katholiſche Prieſterſchaft ſich mehr und mehr Uebergriffe zu Schulden kommen ließ, die mit der den Proteſtanten zugeſicherten vollkommen freien Religionsübung durchaus nicht in Einklang zu bringen waren.

Außerdem regte ſich in dem tiefſten Herzen des czechiſchen Volksſtamms, der in ſeinem von Bergen umſchloſſenen Lande nun ſchon Jahrhunderte lang ſich Könige aus deutſchem Blute erwählt hatte, der Wunſch, ſeine Sprache und Nationalität zu bewahren, und die proteſtantiſchen Prädikanten, ſich als Nachfolger des Märtyrers Johannes Huß anſehend, klammerten ſich, wie jetzt die katholiſche Prieſterſchaft Polens, an dieſe Volksbewegung feſt.

Der erſte unter der Regierung des Königs Mat-

thias in Böhmen ausgeſchriebene Landtag mußte in Budweis abgehalten werden, weil in Prag zur Zeit die Peſt wüthete. Er war von geringem Erfolge, als aber ein Jahr ſpäter (1615) der König auf den Wunſch der Stände nach Prag kam, wurden alle jene nationalen Forderungen mit vielem Eifer beſprochen und geſetzmäßig feſtgeſetzt, daß die böhmiſche Sprache als allgemeine Landesſprache bei Ehren erhalten werden, daß alle Prediger und Schulmeiſter gehalten ſein ſollten, ſich derſelben bei ihren Vorträgen zu bedienen, daß nur geborene Böhmen als Mitglieder in die großen Landescollegien gewählt werden und daß erſt diejenigen Perſonen als geborene Böhmen gelten dürften, deren Großältern bereits im Lande anſäſſig geweſen.

Alle dieſe Verordnungen wurden vom Kaiſer Matthias bereitwillig beſtätigt; hierauf ſchloß er einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand mit dem Großherrn, und es ſchien faſt, als ob ſeine Regierung eine für das Reich günſtige und ſegensreiche ſein würde. Die alten Umgebungen ſeines Bruders kamen bei ſeinen kurzen Anweſenheiten in Prag in keinen Betracht. Fürſtin Polixena gebar auf ihrem Schloſſe zu Raudnitz ihrem ſchönen jugendlichen Gemahl kurz hintereinander drei Kinder, die das Glück dieſer Ehe weſentlich erhöhten und das Herz der Mutter ganz erfüllend ſie von der Außen-

welt und Allem, was in derſelben vorging, faſt gänzlich abzogen.

Johannes Kepler führte zu Prag während dieſer Jahre ein Leben der tiefſten Stille. Die Peſt, welche wie der Würgengel über die Stadt zog, verſchonte ſein Haus, in dem die alte ſanfte Apollonia noch immer wie ein Friedensengel waltete. Barbara's Zuſtand blieb gänzlich unverändert, die Kinder aber wuchſen allmälig heran und beide, Ludwig und Margarethe, entwickelten ſich zur Freude des Vaters und der Großmutter von Tag zu Tage.

Kepler arbeitete mit ſich immer gleichbleibendem Eifer an der Beendigung der Pruteniſchen Tafeln, und dieſe Arbeit, ſo mechaniſch ſie auch war, mußte, da ſie ſeine eigentliche Amtsarbeit war, auch aus allen Kräften gefördert werden, denn ſeit der Thronbeſteigung des Matthias war die Schuldenlaſt, die der König von Böhmen an den armen Gelehrten zu zahlen hatte, von viertauſend Gulden auf zwölftauſend angeſchwollen, da weder die böhmiſchen Stände noch die Kaſſen des deutſchen Reichs, als deſſen Aſtronom Kepler ſich eigentlich betrachten mußte, einen Groſchen des Gehalts zahlten, auf welchen er mit ſeiner heranwachſenden Familie angewieſen war. Zum Glück verſtand es Apollonia, mit den geringſten Mitteln Haus zu halten, und ſie hatte die beiden Kinder ſo gewöhnt,

daß nie ein Wort der Unzufriedenheit bei ihnen laut wurde, wie ſchlicht auch die Nahrungsmittel ſein mochten, mit denen ſie den jugendlichen Appetit derſelben beſchwichtigte.

Meiſter Euſebius, der alte Freund der fleißigen Großmutter, wohnte jetzt mit ſeiner durchlauchtigen Herrſchaft in Raudnitz. Seine alte Mutter war im Herrn entſchlafen und ſtill auf dem kleinen Gottesacker der proteſtantiſchen Gemeinde daſelbſt begraben worden. Die Fürſtin Polixena fragte nicht, ob die Greiſin die Sterbeſakramente von dem Hauskaplan empfangen habe, oder ob der Prädikant aus dem nahen Bilin ſie in ihren letzten Augenblicken getröſtet, aber ſie kam ſelbſt, um von der alten Dienerin Abſchied zu nehmen, und betete knieend am offenen Sarge derſelben.

Meiſter Euſebius war aufs tiefſte gerührt von dieſer Frömmigkeit ſeiner katholiſchen Herrin, und es that ſeiner Rührung keinen Eintrag, als ſie ſich von den Knieen erhebend an Stirn und Bruſt bekreuzigte. Seit dem Tode des Paters Fickler herrſchte wieder die freundlichſte Eintracht zwiſchen der katholiſchen Herrſchaft und ihren proteſtantiſchen Dienern in Raudnitz, und auch an andern Orten in Böhmen, wo das Verhältniß vielleicht ein umgekehrtes war, ſchienen die verſchiedenen Glaubensparteien in Frieden mit einander zu leben.

„Ihr ſeid in Prag geweſen, Euſebius?“ ſagte nach dem Begräbniß ſeiner Mutter die Fürſtin zu ihrem begünſtigten Diener.

„Zu Ew. Durchlaucht Befehl!“

„Habt Ihr die würdige Frau Apollonia beſucht und geht es ihr wohl?“

„Beide Fragen kann ich Ew. Durchlaucht bejahen.“

„Und wie geht's ihrem Pflegeſohn und ſeiner Familie?“

„Durchlaucht, ich habe den Herrn Kepler nicht ſelbſt ſprechen können; der große Gelehrte iſt zu ſehr beſchäftigt, aber die würdige Frau Wellinger führte mich in ihr kleines Stübchen, wo ich durch ein kleines Thürfenſter ihn eine Weile bei ſeiner Arbeit beobachten konnte.“

„Es muß intereſſant ſein, einem ſolchen Mann zuzuſehen, wenn er ſich mit Dingen und Verhältniſſen beſchäftigt, die weit über den Erdball hinausgehen“, ſagte Polixena mit einer gewiſſen Befangenheit.

„Eigentlich war da wohl nicht viel zu ſehen“, meinte der Haushofmeiſter. „Herr Kepler ſtand in einem Hausrock von grauem Sammet, der aus einem abgetragenen Staatskleide durch die geſchickte und ſparſame Mutter zu dieſem Zwecke hergerichtet worden, denn er war an den Ellenbogen und unter dem Kragen geflickt, an

einem Tiſche und ſchrieb ſehr eifrig. Das Zimmer, das gar nicht groß iſt, aber eine ſchöne Ausſicht über die Moldau hat, ſah auch gar nicht anders aus wie jedes andere, gar nicht wie zum Beiſpiel das des Herrn Doctor Dee. Es ſtand nur auf einem Geſtell am Fußboden eine große Kugel in allerlei eiſernen Reifen. Frau Apollonia ſagte, es ſei ein Himmelsglobus. An der Wand unweit des einen Fenſters hing ein großes hölzernes Dreieck, mit dem rechten Winkel nach oben, an einem Faden in der Schwebe. Das ſei ein wichtiges Inſtrument und ihr Sohn habe es ſich ſelbſt angefertigt, meinte meine alte Freundin. Ein großes Glas mit Waſſer, in das Frau Apollonia etwas Citronenſaft gedrückt hatte, ſtand auf dem Tiſch, dem Arbeitenden ſo recht zur Hand, und er trank von Zeit zu Zeit davon und ſchaute dann mit leuchtenden Augen zum Himmel auf, ſchrieb wieder und lächelte wie ein glückliches Kind, und dann ſchrieb er von neuem und faltete ſeine Hände wie zum Gebet. Durchlaucht können mir's glauben, es kommen einem fromme Gedanken, wenn man dem Manne zuſieht, der jetzt noch, wo ſeine dichten braunen Locken ſich mit Silberfäden zu durchziehen anfangen, ein Geſicht hat wie ein glückſeliger Knabe. Sein Söhnchen Ludwig ſieht nicht glücklicher, nicht unſchuldiger aus als der Vater, aber es gleicht ihm nicht,

es gleicht der kranken, elenden Mutter, die trotz aller Pflege immer noch so hinträumt und, wie Rabbi Löw mir sagte, ihren Verstand schwerlich vor ihrem Tode wiederfinden wird."

„Aber es geht doch dem Magister gut, sein Gehalt wird ihm doch regelmäßig gezahlt?" fragte Polixena eifrig.

„Das glauben Durchlaucht wohl selbst nicht", entgegnete Eusebius. „Welchem von den Gelehrten, die in König Rudolf's Dienste standen, wird wohl irgend etwas gezahlt von seinem Bruder? Die andern haben sich alle kurz resolvirt und sind aus Böhmen fortgegangen, und daran haben sie sehr wohl gethan; auch dem würdigen Magister sind Anerbietungen gemacht von der Republik Venedig und von den Medicis in Florenz, aber der rechtschaffene Mann hält es für seine Pflicht, hier erst seine Amtsarbeit zu vollenden, und meint, daß ihm die Zahlung seiner Rückstände von Kaiser und Reich später ja doch werden würde. Er weiß freilich nicht, wie sehr die alte Mutter sich für ihn abarbeitet, wie knapp seine artigen Kinder sich behelfen."

„Tragen Sie Sorge, Eusebius, daß der Frau Wellinger es zu keiner Zeit an Wildpret, Fischen, Honig, Butter, guten Gemüsen und Früchten in ihrer Wirthschaft fehle", sagte die Fürstin. „Sie hat sich in unsern

Dienſten vortrefflich benommen und ſolch eine kleine Unterſtützung wohl verdient."

„Zu Ew. Durchlaucht allergnädigſtem Befehl!" ſagte der Haushofmeiſter, von Herzen erfreut über die Erlaubniß, ſeinen geſchätzten Glaubensgenoſſen ſo große Hülfe angedeihen laſſen zu dürfen.

„Ja, ſie iſt gut, ſehr gut und brav unſere gnädigſte Fürſtin, und komme, was will, in dieſem unruhigen Lande, ihre Diener, gleichviel ob Proteſtanten oder Katholiken, würden ſich, wenn ſie es forderte, für ſie in Stücke hacken laſſen", dachte der wackere Mann, als er hinging, die nöthigen Befehle zu geben, daß der Familie Kepler in Prag von den raudnitzer Erzeugniſſen alle Wochen zweimal die genannten Dinge zugeſendet würden.

Apollonia fühlte bei dem Empfange der ſich immer zur rechten Zeit wieder erneuernden Sendungen, daß der Gott, der die jungen Raben nährt, ihr beiſtehe, und mit gerührtem Herzen dankte ſie dem wackern Euſebius für ſeine Vermittelung bei der Fürſtin. Es grenzte übrigens wirklich ans Wunderbare, mit wie geringen Geldmitteln Apollonia den Haushalt ihres gelehrten, vielgeliebten Sohnes bei Ehren erhielt. Sie verſtand es, Kleider und Wäſche ſo auszubeſſern, daß ſie nie wie geflickte Lumpen ausſahen. Die Zimmer in der nicht allzu be-

ſchränkten Wohnung hatten ſtets ein freundliches, behagliches Ausſehen, und es war den Kindern, der halbbewußtloſen Kranken und vor allen dem eifrig arbeitenden Gelehrten wohl und behaglich in denſelben. In ſeiner bittern Armuth, bei dem tiefen Familienleiden, das die Krankheit ſeiner Frau mit ſich brachte, und trotz des tiefen Schmerzes über das Hinſcheiden ſeines geliebten Kindes war Johannes Kepler in dieſer Zeit ſeines Lebens ein glücklicher Mann, denn er fühlte ſich von jener Liebe umgeben, durch die das ſorgende, ſchaffende, geduldig ertragende Frauenherz auf dem Königsthrone und in der kleinſten Hütte ſo recht eigentlich einen geehrten und geliebten Mann zu beglücken weiß und die in der Geſtalt der reinen Mutterliebe auf Erden wahrſcheinlich ihren erhabenſten Ausdruck hat. Es war ſeiner Seele gleich nach dem Tode ſeines Lenchens Bedürfniß geweſen, die Beſchäftigung mit der trockenen Berechnung der Pruteniſchen Tafeln beiſeite zu legen. In dem Gedanken an das unſterbliche, ihm zu andern Sternen vorangegangene Ich ſeines Kindes ſchrieb er jenes unſterbliche Werk: „Die Harmonie des Weltalls“, in welchem er zunächſt die Wahrheit des Copernikaniſchen Syſtems auf das anſchaulichſte erwies, ſodann aber auch jenen großen Gedanken ſeines eigenen weltumfaſſenden Geiſtes niederlegte, der unter dem Namen des dritten

Kepler'ſchen Geſetzes bis zu unſern Tagen zu den Grundſteinen aller menſchlichen Erkenntniß der erhabenen Wiſſenſchaft der Aſtronomie gehört. Kepler's Vorſtellung von der Harmonie des Weltalls ließ ihn auch einen Zuſammenhang ahnen zwiſchen den Umlaufszeiten der Planeten und ihren Entfernungen von der Sonne, und ſein unermüdlicher Forſchergeiſt entdeckte, daß die Quadrate der Umlaufszeiten ſich wie die Würfel ihrer mittlern Entfernung verhalten. Kepler eignete dieſe Schrift dem König Jakob I. von England zu, mit dem Wunſche, daß in ihm die Harmonie der Kirche zuſammenfließen möge. In einer zweiten Schrift: „Epitome astronomiae Copernicanae", legt er ſeine Gedanken über die Fixſterne nieder, die er alle für Sonnen, mit eigenen Planetenſyſtemen umgeben, hält, und meint, daß unſere Planetenwelt ſich in der Nähe der Milchſtraße befinde. Das Licht, ſagt er dort, fließt nicht aus der Sonne und den Sternen, ſondern entſteht durch deren Umwälzung, denn Kepler ſchloß aus Gründen der Phyſik ſchon auf die Umwälzung der Sonne, ehe Galilei noch mit ſeinem verbeſſerten Fernrohre die Sonnenflecken entdeckt hatte, durch deren regelmäßiges Kommen und Verſchwinden er ſich und Andere überzeugte, daß die Sonne ſich um ihre Achſe drehe. Auch lehrte Kepler in dieſem Buche ſchon, daß die Erde keine vollkommene Kugelgeſtalt habe, und

ſprach die Vermuthung aus, daß die andern Sterne des Firmaments bewohnt ſein müßten. Die drei Kepler'ſchen Geſetze ſind es, die der Engländer Iſaak Newton ſpäter auf eine Einheit reducirte, auf das Geſetz von der allgemeinen Schwere. Alle Himmelskörper ziehen einander an, nach dem verkehrten Verhältniß ihrer Entfernungen zu einander.

Kepler war es, der Licht in die Naturgeſetze brachte, der große Brite iſt nur als ſein Nachfolger zu betrachten.

Verſunken in das Nachdenken über Gottes Größe in ſeinen Werken, waren die mannichfachen Leiden und Kränkungen ſeines Erdenlebens ihm kaum fühlbar. Seine Zeit, ganz erfüllt mit kleinlichen theologiſchen Zänkereien, verſtand ihn nicht, wenn auch einige große Geiſter derſelben, wie Galilei, ihn hoch verehrten.

Seine Bücher kamen in Rom auf das Verzeichniß der verbotenen Schriften und brachten ihm nur wenig ein. Der Kaiſer zahlte gar nicht, und der größte Gelehrte Deutſchlands hätte ſeine Kinder müſſen in Bettlerlumpen hungern ſehen, wenn nicht die alte, einfache Frau, die ihn erzogen, ſein Haus geleitet und als ein helfender Engel den Jammer elender Bettelhaftigkeit von demſelben ferngehalten hätte.

Die Pruteniſchen Tafeln waren aber immer noch

nicht beendet. Kepler's Freunde mahnten an Beſchleunigung dieſer hochwichtigen Arbeit und unter andern ſchrieb ſein Schulkamerad und Studiengenoſſe Bernecker an ihn:

„Verzeihe, mein Kepler, wenn ich Dich an die Möglichkeit Deines Todes erinnere; meine Stimme iſt die des Publikums, und da Du doch immer ein ſterblicher Menſch biſt, ſo frage ich Dich: wer kann nach Dir dies Dein für die Unſterblichkeit beſtimmtes Werk beenden? Wahrlich, das Jahrhundert, das Dich in Noth läßt, bedeckt ſich mit Schande.“

Hauptſächlich die Unglücksfälle Kaiſer Rudolf's waren es, die die Herausgabe der Tafeln verzögerten; dieſelben waren das erſte Werk, in welchem alle Berechnungen nach den wirklichen Bewegungen der Geſtirne gemacht ſind, und mit ihnen beginnt alſo ganz eigentlich eine neue Zeitrechnung.

Kepler hatte das Werk endlich wirklich vollkommen beendigt und erhielt darauf ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte des Matthias, der ſeine Arbeiten weder beachtet noch bezahlt hatte.

Er hatte die Tafeln nach ſeinem kaiſerlichen Freunde Rudolfiniſche genannt und ſie haben den Namen dieſes Fürſten behalten.

Kepler, der nun ſeines Dienſtes als kaiſerlicher

Aſtronom entlaſſen war, nahm eine Profeſſur in Linz an, die ihm angetragen wurde und bei der er hoffen konnte, ſeine Kinder ernähren und ſein krankes Weib pflegen zu können.

Ehe er nach dieſem ſeinen neuen Wohnorte abging, ſah er ſich genöthigt, den Kaiſer Matthias nochmals dringend um Auszahlung ſeiner rückſtändigen, ſich jetzt ſchon auf zwölftauſend Thaler belaufenden Forderung zu erſuchen, beſonders aber um die nothwendigen Geldunterſtützungen, um den Druck der Rudolfiniſchen Tafeln zu ermöglichen. Doch waren dieſe ſeine ernſtlichen Bemühungen, ſein großes Werk endlich der Menſchheit zugänglich zu machen, vollſtändig umſonſt. In ſeinem ſtillen Zimmer ſaß er in trübem Sinnen an dem Fenſter, von welchem er ſo oft den Sternenhimmel ſich in den Fluten der Moldau hatte ſpiegeln ſehen und an welchem er ſo viele Stunden ſeines Lebens zugebracht. Jetzt ſollte er es verlaſſen. Sein Herz war ſeltſam ſchwer bei dieſem Gedanken und er empfand von neuem alle die Gefühle, die an dieſem ſtillen Platze ihn jahrelang in bald kühlen, bald glühenden Strömen durchwogt hatten. Er gedachte ſeines verſtorbenen Kindes, deſſen modernde Leiche er hier auf dem Teinkirchhofe zurückließ, und ſegnete das Andenken an das holde Weſen. Er gedachte Polixena's und der heißen Schmerzen, die einſt dies

Frauenbild in ſeiner jugendlichen Männerbruſt erregt hatte. Sie waren erloſchen, wie eine Flamme erliſcht, wenn man ihren Gluten keine neuen Brennſtoffe zuführt. Die Fürſtin von Lobkowitz ſtand vor ſeiner Seele wie die Erinnerung an ein vollendetes Kunſtwerk. Er erkannte nach wie vor die hohen Vorzüge der ſeltenen Frau an, er dankte ihr mit Rührung für alle die Stunden eines rein geiſtigen Glücks, das er in der Unterhaltung mit ihr gefunden, und für alle die Wohlthaten, die ſie ihm und den Seinen erwieſen, aber er mußte ſich ſelbſt zugeſtehen, daß die geiſteskranke Mutter ſeiner Kinder, deren Fehler und Schwächen er ſtets nur allzu genau erkannt und die ſeine Geduld und Selbſtbeherrſchung nur allzuoft auf die Probe geſtellt, ſeinem geläuterten Herzen um Vieles theurer ſei als jenes Ideal ſeiner Jünglingsträume. „Gott ſegne Dich, Polixena!“ betete er mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen.

Dann führten ſeine durch die weiten Gefilde ſeiner Vergangenheit ſchweifenden Gedanken ihm das Bild ſeines freundlichen Beſchützers Johannes Fickler vor die Augen. „Dir iſt wohl!“ ſagte er ſich leiſe. „Du biſt der Wahrheit, die Du hier auf Erden ſchon zu beſitzen glaubteſt, auf einem andern Stern jetzt näher gerückt. Und Du, mein Vater, unglücklicher, raſtloſer Wanderer, haſt Du Ruhe gefunden in einer andern Phaſe Deines

Daſeins, oder iſt der Schlaf im Grabe, der Schlaf ohne Traum, in welchem nach Gottes Barmherzigkeit und der Gnade des Erlöſers im ſchlimmſten Falle das Erdendaſein auslaufen muß, Dir zu Theil geworden?"

In ſchneller Gedankenfolge trat auch die Erinnerung an ſeine noch lebende Mutter vor ihn. Er hatte lange, lange Zeit keine Nachricht von ihr und ſeiner Schweſter wie ſeinen beiden Brüdern erhalten. „Auch ſie ſteht dem Grabe jetzt wohl nahe", ſeufzte er. „Werden wir einander, ſo nahe durch das Blut verbunden, noch einmal in dieſem Erdenleben wiederſehen? Und wie wird es ſein, wenn wir alle, alle die Bitterkeit des Todes gekoſtet haben? Kann der irdiſche Tod das Ende alles Strebens ſein für den Menſchengeiſt, der mit Eifer und Treue im Leben die Wahrheit ſuchte? Unmöglich!" antwortete ſein ahnender Geiſt. „Unmöglich, auch ohne die Verſicherung, die der Erlöſer ſeinen Schülern gibt. In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen, ſagte er. Viele, viele, jawohl, alle dieſe goldenen Sterne, die aus ungemeſſenen Fernen uns ihre leuchtenden Grüße ſenden, und alle die dunklen Erdbälle, die ſie auf ihren Reiſen durch die Unendlichkeit des Weltalls begleiten. Die Menſchenſeele in dem kleinen, ſo vielen Gebrechen und Leiden ausgeſetzten Kör-

per iſt doch fähig zu ahnen, daß ſie ihnen einſt näher ſein wird. O der Glückſeligkeit, die in der Hoffnung liegt, ſie alle zu ſchauen und die geliebten Vorangegangenen unter andern, wahrſcheinlich ſchönern Bedingungen des Daſeins, denn Fortſchritt iſt ja das Geſetz alles Erſchaffenen, in Liebe wiederzufinden. Mein Lenchen, mein ſüßes, hier auf der Erde mir entflohenes Kind, wo werd' ich Dich wiederfinden?"

Eine beſeligende Freudigkeit war in Kepler's Seele wie ein lichtes goldiges Gewölk aufgeſtiegen. Er lächelte mit Thränen in den Augen, als Apollonia eintrat und ihm die Nachricht brachte, daß Rabbi Löw da ſei, um ihm und den Seinen vor ihrer Abreiſe Lebewohl zu ſagen.

„Euer Angeſicht ſcheint vor Freude zu leuchten, mein verehrter Freund", ſagte der würdige jüdiſche Arzt, als Kepler ihm bei ſeinem Eintreten voll Herzlichkeit die Hand ſchüttelte; „ſcheint Euch denn der Abſchied von Prag ſo ganz beſonders glückverheißend? Freilich iſt die Stadt voll Aufregung und Unruhe. Kaiſer Matthias hält die Verſprechungen nicht, die er den Proteſtanten auf den Majeſtätsbrief ſeines gütigen Bruders beſchworen."

„Inwiefern, mein werther Freund?" fragte Kepler. „Ihr wißt, daß ich ſeit Kaiſer Rudolf's Ableben

ſehr wenig von dem Treiben der Parteien hier in Prag weiß."

„Ja, Eure edle und geläuterte Seele ſteht über den Parteizwiſten, und doch ſeid Ihr ein echter Chriſt und ein gläubiger Proteſtant."

„So hoffe ich", entgegnete Kepler mit Beſcheidenheit, „aber erzählt mir, was von neuem geſchehen iſt, das die von allen Theilen ſo heiß erſehnte Ruhe ſtört?"

„Darf ich, der Jude, Euch neben den Thatſachen auch meine Anſichten über dieſelben mittheilen?"

„Ich werde ſie nicht blos mit Aufmerkſamkeit, ſondern mit aller Eurer Weisheit gebührenden Achtung anhören."

„Es iſt eben nur die Anſicht eines Juden, mein Herr Magiſter, deſſen Väter, ſeit alters gedrückt und geknechtet, Fremde in allen Ländern Europas ſind. Seht, mein würdiger Freund, der blos Geduldete ſoll ſich beſcheiden betragen in einem Hauſe, wo man ihm Schutz und Obdach gibt. Wir, die Juden, zahlen unſere Abgaben und Zölle und beſtreben uns, daß man unſer Daſein womöglich vergeſſe; je weniger wir uns bemerkbar machen, deſto ſicherer ſitzen wir in den Räumen und engen Straßen des Ghetto. Alſo, mein verehrter Herr Magiſter, meint nicht, daß ich, der verrufene, geſcholtene

Jude, mich und meine Glaubensgenoſſen in eine Kategorie ſetzen wolle mit Euch und den Euren; aber Geduldete in dieſem Lande Böhmen, deſſen König zugleich deutſcher Kaiſer und Herr der katholiſchen Chriſtenheit iſt, ſind die Proteſtanten auch nur, und wohl ſtünde es ihnen an, ſich beſcheiden zu betragen. Aber ſtatt deſſen ſtreben ſie nur danach, ſich weiter und weiter auszubreiten und nicht blos auf den ihnen eingeräumten Rechten zu beſtehen, ſondern ſie nach allen Seiten hin zu vergrößern. Sie haben an vielen Orten neue Kirchen erbaut, neue Prädikanten und Lehrer eingeſetzt, die gar nicht etwa ſtille, beſcheidene Männer, ſondern laute Schreier ſind, die, immerfort auf Andersgläubige ſcheltend, ihre Predigten und Bibelerklärungen für den einzigen Weg zu Gott halten. Wo, wie in Eurem Vaterlande, auch der Fürſt und Herrſcher dem proteſtantiſchen Glauben zugethan iſt, mag dieſes allenfalls hingehen, nicht aber hier, wo jedes Schimpfen auf die Katholiken eine directe Beleidigung des Landesherrn iſt. In Braunau und Kloſtergrab haben die Proteſtanten neue Gotteshäuſer erbaut, wozu ſie nach dem Majeſtätsbriefe König Rudolf's, den Matthias beſchworen, wohl berechtigt ſind, aber ſie haben Prädikanten an dieſelben geſetzt, die auf Mönche und Nonnen ſo laut und unbeſcheiden als möglich geſchimpft und die römiſche Kirche immer wieder

und wieder als babyloniſche Hure verſchimpft haben. Da hat ein katholiſcher Prieſter von hohem Range und großer Macht, der Abt zu Braunau, die braunauer Kirche ſchließen und der prager Erzbiſchof die in Kloſtergrab zerſtören laſſen. Die proteſtantiſchen Einwohner beider Städte haben ihre Abgeordneten nach Prag an die Reichsſtatthalter geſendet, denen ſie ihre Klagen in aller Beſcheidenheit vorgetragen. Gegenwärtig bei dieſen Klagen waren der Obriſtburggraf Herr Adam von Sternberg, Herr Diepold von Lobkowitz, ein Vetter des jungen Gemahls der verehrten Frau Fürſtin Polixena, und die beiden von den Proteſtanten als Renegaten ſchwer gehaßten Herren Wilhelm von Slawata und Jaroſlav von Martinecz, von denen man ſich erzählt, daß ſie beſonders laut und zornig darauf gedrungen, die Abgeordneten von Braunau und Kloſtergrab ins Gefängniß zu werfen, da Alles, was dort geſchehen, auf Befehl Sr. Majeſtät geſchehen und die, welche ſich darüber beklagten, deshalb als Hochverräther zu betrachten ſeien. Die wackern Leute aus Braunau und Kloſtergrab wurden alſo in die ſchlimmen Gefängniſſe der Daliborka geführt, allwo ſie noch ſchmachten.

Welch ein Lärm ſich ob dieſer Gewaltthat unter den proteſtantiſchen Standesherren erhoben, mögt Ihr

Euch vorstellen; sie versammelten sich in hellen Haufen im Carolinum, wo sie laut die Abschrift des Briefes Sr. Majestät forderten, der die Schließung und Zerstörung ihrer Gotteshäuser beföhle. Er wurde ihnen zugestellt und dadurch nur der Lärm und das Geschrei vergrößert. „Wir sind betrogen, man beraubt uns offenkundig, und Niemand schützt unsere Rechte, die uns doch von kaiserlicher und königlicher Majestät zugesichert und verbrieft sind. Wie viel ist denn ein katholischer Eid werth, von welchem jeder Pfaffe den Schwörenden für sechs böhmische Groschen lossspricht?“ schrieen einzelne Haufen, und als Herr von Martinecz in den Höfen des Carolinums erschien und den Tumultuanten in ruhiger Rede auseinandersetzte, daß es Sr. Majestät des Königs Matthias Befehl sei, diejenigen für Aufrührer zu erklären, die sich in den Sälen und Höfen des Carolinums zu Berathungen versammelten, riefen viele hundert Stimmen: „Wir werden uns auf dem Hradschin an rechter Stelle versammeln und gedenken dort diejenigen zu finden, die uns heimtückisch unser gutes Recht rauben.“

Es war eine Scene voll wilden Entsetzens, und ich, der ich mich auf Amtswegen in der Nähe befand, flüchtete in die Gehöfte, wo Fürst Schwarzenberg sein neues Schloß erbauen läßt, um mit den auseinandergehenden Volkshaufen, die das Carolinum verließen, nicht zusam-

menzutreffen, und bin nun hier, Euch, mein werther Freund, ernſtlich zu ermahnen, mit Eurer Familie ſo raſch als möglich dieſen Ort des Aufruhrs, der wahrſcheinlich ſehr bald eine Stätte des Blutvergießens und Entſetzens ſein wird, zu verlaſſen."

„Ich hätte mich wohl noch bei der edlen Fürſtin von Lobkowitz, die mir und meiner Familie in dieſen ſchweren Zeiten ſo viel Gutes erwieſen hat, verabſchieden müſſen", ſagte Kepler mit ernſter Feſtigkeit.

„Sie iſt mit Gemahl und Kinderlein auf ihrem Schloſſe Raudnitz", entgegnete der Jude. „Die edle Frau ſendet Euch ihre freundſchaftlichen Grüße, und morgen mit dem Früheſten wird der Wagen hier vor Eurer Thür ſein, der Euch und all die Eurigen unter ſicherer Bedeckung nach Linz bringen ſoll. Der Gott Abraham's begleite Euch, und dieſe kleine Geldſumme betrachtet, wenn Ihr ſie als Freundesgabe anzunehmen zu ſtolz ſeid, als ein Darlehn, das Ihr dem Juden verzinſen und wiedergeben könnt, ſobald es Euch paſſend iſt."

Kepler drückte voll dankbarer Rührung die Hand des wackern Mannes, der ſich ihm ſchon ſo oft als wahrer Freund gezeigt hatte, und ſagte: „Habt Dank! Euer Anerbieten kommt mir ſo recht als Hülfe in der Noth. Die kaiſerlichen Kaſſen haben mir auch jetzt wieder keine Zahlung geleiſtet, und wenn Eure großmüthige

Güte meinen Bedürfniſſen nicht jetzt zuvorgekommen wäre, hätte ich Euch oder den wackern Haushofmeiſter meiner fürſtlichen Freundin durchaus noch um ein Darlehn bitten müſſen. Wohl mir, daß ich in meinen traurigen Verhältniſſen Freunde habe, die mir helfen können und wollen; ohne dieſes Glück würde ich mich in der allerdrückendſten Armuth und mit meinen Kindern dem Hungertode ſo nahe befinden, als meine arme, kranke Frau dies in frühern Zeiten oft gefürchtet hat."

„Sicherlich nicht, ſolange Rabbi Löw lebt und über einen böhmiſchen Gulden zu gebieten hat", ſagte der Jude. „Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Herr Magiſter Kepler, denn Ihr beſitzt eine doppelte Schatzkammer, Euer genügſames Herz, das ſich auf Eure wackern Kinder zu vererben ſcheint, und die ehrerbietige Liebe aller, die Euch kennen. Glaubt mir, Ihr könntet den Ghetto hinauf und hinab an jede Thür klopfen und gewiß ſein, daß man ſich's zur höchſten Ehre ſchätzen würde, Euch jede beliebige Summe vorzuſchießen, trotz der ſchweren Zeiten, die ſeit des guten Kaiſers Rudolf Tode über Prag gekommen ſind."

„Ja, die Zeiten ſind ſchwer, ſehr ſchwer!" war Kepler's trübe Antwort; „eine Hand iſt in Böhmen wider die andere, und was daraus entſtehen wird, daß Se.

Majeſtät Kaiſer Matthias ſo offenkundig die Thaten derer beſchützt, die ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen verbriefte Rechte verrathen, mag der Allmächtige wiſſen.“

„Mein geehrter Freund“, ſagte der Jude mit ſeiner gewohnten ſanften Art, „ich weiß, daß ich mit Euch aufrichtig ſprechen kann, Mann gegen Mann, ohne Rückſicht auf unſere verſchiedene Stellung in der Welt, denn Ihr meint, daß auch der verachtete Jude das Recht hat, Euer Freund zu ſein. Wohlan denn, der Kaiſer thut Unrecht, grobes, ſchweres Unrecht, daß er, den die Stimme der Proteſtanten ins Land rief, ihnen nicht aufrichtiger Wort hält. Er ſcheint das Vorhandenſein des Majeſtätsbriefs, der ſeinem Bruder mit Gewalt abgerungen, von ihm aber freiwillig und ganz freundlich unterzeichnet iſt, ganz und gar vergeſſen zu haben, doch hält er jedes für den Katholicismus ſprechende Pactum deſſelben gar wohl in ſeinem Gedächtniß. Die böhmiſchen Proteſtanten ſollen ruhig und beſcheiden leben, Frieden halten mit den neben ihnen lebenden Katholiken, iſt auch ein Punkt jenes vielbeſprochenen Inſtruments; das aber haben die Prädikanten in Kloſtergrab und Braunau keineswegs gethan. Wie einſt in Steiermark haben dieſe geiſtlichen Herren durch lautes Schimpfen und ſehr unanſtändige Reden, die ſie über den Papſt, die katholiſche Kirche, über

Mönche und Nonnen geführt, den Zank auch hier angefangen. Haben Sie nicht dem Wunsche Kaiser Rudolf's, den verbesserten Kalender nun endlich auch einzuführen, offen und sehr unartig Trotz geboten? Pfaffen sind Pfaffen, mein werther Freund, in allen Religionen und Confessionen, und kein Kaiser noch Kanzler schadet dem Gedeihen des Glaubens, zu dem auch Ihr Euch bekennt, Herr Magister, so sehr als gerade die, welche seine Priester sind."

Erstaunt sah Kepler in das schöne Greisengesicht ihm gegenüber, das ihn trüb und theilnehmend anblickte.

„Ihr würdiger Mann", sprach der Jude weiter, „müßtet mit Eurem reinen Herzen an der Spitze der protestantischen Geistlichkeit stehen — ich weiß ja, Ihr habt die Gottesgelahrtheit studirt und seid ein großes Licht auch in dieser Wissenschaft — Ihr würdet die erhabenen Aussprüche Eures Meisters, der ja doch auch ein Sohn des Volkes war, das seine Schüler alle, ohne Unterschied der Confession, jetzt so sehr verachten, jene schönen Worte: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen", und: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen", zur Richtschnur Eurer Handlungen nehmen."

„Unsere Kirche hat kein sichtbares Oberhaupt", entgegnete Johannes Kepler mit Milde, „gewiß aber ist,

daß Sanftmuth und Friedfertigkeit die nothwendigsten Tugenden für unsere Zeiten wären."

„Jetzt nicht, jetzt nicht melkt", rief der Jude; „die Zeit ist reif für das Schwert, und es wird kommen! Ströme von Blut werden fließen nicht nur hier in Böhmen, sondern vor allem auch in den Ländern deutscher Zunge. Kunst und Wissenschaft werden auslöschen im Blute, wie die Lampe erlischt, auf deren Flämmchen sich Wasserströme ergießen. Gott schütze Euch, mein theurer Freund, und lasse das Licht der Weisheit, das Ihr angezündet, leise fortbrennen bis auf bessere Zeiten, wo nach Euch Männer, großdenkend und edelherzig wie Ihr, ihm neuen Nahrungsstoff zuführen werden. Diese Zeit ist nicht reif für Euch, weder für die sanften, geläuterten Ideen Eures Christenthums, noch für die großen Anschauungen, mit denen Ihr die Schöpfung Gottes betrachtet. Nur eins, mein edler Freund, möchte ich Euch zu erkennen geben, bevor wir scheiden, das ist die tiefe, ehrfurchtsvolle Liebe, die ich für Euch empfinde.

Ich bin ein Jude; mein Volk, mein Stamm, mein Glaube sind verachtet von den Christen aller Länder. Durch schwere Abgaben erkaufen wir uns die Erlaubniß, hier unter Euch zu wohnen, aber wir sind trotzdem doch eigentlich schutz- und rechtlos. Je weniger wir von uns sehen lassen, desto besser für uns; wir verleugnen

alle unſere beſſern Eigenſchaften vor Euch, nicht blos den Reichthum, der Euren Neid erregt, auch unſere Kenntniſſe, die Ihr ſo leicht für gottlos und zauberiſch zu erklären bereit ſeid. Wir müßten unausſprechlich elend ſein, verhaßt, verachtet, beſchimpft und beraubt, wie wir es in jedem Augenblick von Euch werden, wenn nicht Gott, der den Wind für das geſchorene Lamm ſänftigt, auch unſerem Jammer ein Gegengewicht gegeben hätte, das uns gleichſam bei der Geburt mitgegeben zu ſein ſcheint, obgleich es nichts Anderes iſt als das natürliche Reſultat unſerer Erziehung. Wir halten feſt zu einander und beſonders feſt und heilig ſind bei uns die Familienbande; durch ihre Heiligkeit eben iſt die Erziehung eines Juden weſentlich eine beſſere, das heißt den Verhältniſſen angemeſſenere, als die der meiſten Chriſtenkinder. Früh lehrt der Vater ſeine Kinder das, was dem Menſchen am nothwendigſten iſt, die Kunſt, ſich das tägliche Brod zu erwerben. Thätigkeit, Frömmigkeit, Familienliebe ſind weſentlich jüdiſche Tugenden. Aber mit dieſen zugleich erwacht in der Bruſt des geknechteten Juden auch ein Stolz, der ihn die Mißhandlungen ſeiner Feinde wie dieſe ſelbſt verachten lehrt. Der Jude, der, um einen böhmiſchen Groſchen zu gewinnen, tauſendmal lügt und ſeine Lügen beſchwört, verachtet den Gojim, mit dem er betrügeriſch handelt, tauſendmal mehr als dieſer ihn, und je

mehr er ſich krümmt und beugt vor ſeinem Gaſt- oder Handelsfreund, den er ſtets für ſeinen Todfeind hält, deſto tiefer iſt die Verachtung, die er gegen ihn fühlt.

Ich bin keine Ausnahme in meinem Volke, mein Herr Magiſter, und ich ſage Euch jetzt, daß Ihr der einzige Chriſt ſeid, den ich achte und an dem ich Alles, ſelbſt Euer Chriſtenthum, hoch verehre. Es gibt nichts, was ich tiefer verachte als den Firlefanz, den Katholiken und Proteſtanten jetzt ihr Chriſtenthum nennen. Ich halte die elende Buchſtabenklauberei, wegen der ſich die Parteien ſo wüthend zanken, für die jämmerlichſte Albernheit, von Pfaffen erfunden, um ihr Regiment zu befeſtigen, und bin Menſch genug, um über das Elend zu trauern, das dadurch in die Welt gerufen wird, obgleich ich als Jude mich deſſelben freuen ſollte und könnte. Euch aber, Magiſter Johannes Kepler, Euch liebe und ehre ich und möchte ſagen, wenn es nicht zu ſeltſam klänge, daß Euer Chriſtenthum das meine iſt. Lebt wohl und nehmt aus dem Vertrauen ab, mit welchem ich durch dies Geſtändniß Leben und Vermögen in Eure Hand lege, wie hoch ich Euch ehre. Gott ſei mit Euch, und gedenket auch in ſpätern Zeiten des Juden, der Euer Freund war.“

Bei dieſen Worten hatte ſich der Greis zu ſeiner ganzen, die gewöhnliche Mannesgröße bei weitem über-

ragenden Höhe emporgerichtet und ſchritt davon nach der Brücke, da er die Abſicht hatte, nach dem Hradſchin zu gehen, wohin eine große, meiſtens bewaffnete Volksmenge ſich ſchon ſtundenlang drängte. Kepler aber ging in das Familienzimmer, wo ſeine beiden Kinder ſich neben der Großmutter Apollonia noch mit den letzten Vorkehrungen für die morgende Reiſe beſchäftigten.

Eine Reiſe im Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts war etwas ganz Anderes als heute in der letzten Hälfte des neunzehnten, wo Dampfkraft und Elektricität faſt den Begriff der Ferne aufheben. Der Umzug der Familie Kepler's von Prag nach Linz war für dieſen ſelbſt und jedes Mitglied derſelben außer den beiden Kindern durchaus kein Vergnügen und wurde Apollonia, die ſich ſeit Barbara's Krankheit ganz eigentlich als die Mutter derſelben betrachtete, doppelt und dreifach erſchwert.

Es war ſchon ein beſchwerliches Amt geweſen, der armen, meiſtens in dumpfes Hinbrüten verſunkenen Frau begreiflich zu machen, daß Tiſche, Stühle und alle ſonſtigen Hausgeräthe von ihrem gewohnten Platze gerückt werden müßten. Das Einpacken der Wäſche und Kleidungsſtücke machte ſie ganz unruhig; ſie glaubte, daß man ihr all ihr Eigenthum rauben wolle, und verſuchte

bald durch flehentliches Bitten, bald durch heftigen Zorn Apollonia, die sie jetzt wieder für ihre Todfeindin hielt, von diesem Vorhaben abzubringen. Sie schalt laut und in ihrer allerrauhesten Weise auf ihren Mann, der noch nie, zu keiner Zeit ihres Beisammenlebens auch nur den Versuch gemacht habe, ihr Eigenthum zu beschützen, und als endlich Kepler selbst erschien, den Ludwig herbeizurufen trotz Apollonia's Verbot für nöthig gefunden hatte, überhäufte sie ihn mit einer Flut von Schmähungen, denen er wie in den Tagen ihrer Gesundheit Ruhe und Freundlichkeit entgegensetzte.

Apollonia trat von Zeit zu Zeit an seine Seite und legte ihre kleine Hand auf seine Schulter, gleichsam als wolle sie ihm durch die Berührung der Mutterhand Muth einflößen, ein Ungemach zu ertragen, von dem sie meinte, daß es für die geistige Kraft eines Mannes fast zu groß sei. Gerade aber in der Geduld und Ruhe, mit welcher der große Geist Kepler's die kleinlichen und doch so peinigenden Leiden seines Familienlebens ertrug, bewährte sich die Erhabenheit seines Charakters. Kepler liebte seine unglückliche Gattin mit aller der Liebe, die das Christenthum befiehlt und in der wahrlich die höchste Vollendung jeder menschlichen Tugend liegt, und der größte Gelehrte, der tiefste Denker seiner Zeit bewährte hier seinen Menschengeist als das echte Ebenbild Gottes.

Denn es iſt ſicherlich die höchſte Erhabenheit der göttlichen Vorſicht, daß ſie ſich nicht nur in der Größe und Allmacht des Weltbaus, ſondern auch in der liebevollen Vorſicht für das kleinſte ſeiner Geſchöpfe offenbart, und daß ſie liebend das Glück auch der Thoren im Auge behält, die ſie verleugnen und ſchmähen.

Neben ſeiner wahnſinnigen Gattin war Johannes Kepler der echte wahrhafte Chriſt, ein würdiger Nachfolger des Erlöſers, der den Ausſpruch deſſelben durch die That bekräftigte; er fühlte, daß man denen mit Milde vergeben muß, die nicht wiſſen, was ſie thun.

Auch jetzt gelang es ihm wieder die Scheltende zu beſchwichtigen, und er war erſt kurze Zeit im Zimmer bei den Seinigen, als ein heiteres Geſpräch von Mund zu Mund flog, in welchem die beiden Kinder ihre Träume von den Abenteuern der bevorſtehenden Reiſe und das Bild, das ſie ſich von ihrem künftigen Aufenthaltsorte machten, zur Freude des Vaters der Großmama zum Beſten gaben.

„Gott Lob!“ ſagte Kepler, „daß der Kindheit Alles zum Feſte wird; es gibt kein Verhältniß im Leben, dem ſie nicht die heitere Seite abzugewinnen wüßte.“

„Gewiß“, entgegnete Apollonia, „und auch darum

iſt der Ausſpruch des Erlöſers ſo ſchön und wahr, daß wir umkehren und wie die Kinder werden müßten, um das Himmelreich zu erwerben."

Kepler küßte die milde Mutterhand Apollonia's und ging wieder zurück in ſein eigenes kleines Arbeitszimmer, ſeine Bücher, Manuſcripte und Inſtrumente zu packen. Der Eintritt des Meiſters Euſebius unterbrach ihn bei dieſem Geſchäfte, doch freute ihn dieſe Unterbrechung, denn wie ſo oft ſchon war ihm der wackere Mann der Ueberbringer freundlicher Botſchaft von ſeiner Herrin geweſen.

„Ihre Durchlaucht ſind vor einer Stunde von Raudnitz hier eingetroffen; der Herr Fürſt haben ſie nicht begleiten können, da beſondere Geſchäfte ihn auf dem Landſitze feſthielten. Es iſt ein kaiſerlicher Bote in Raudnitz eingetroffen, der wichtige Nachrichten bringt von Sr. Majeſtät, unſerem ungnädigſten König Matthias, der diejenigen Proteſtanten will an den höchſten Galgen hängen laſſen, die ſich noch einmal unterſtehen, Verſammlungen im Carolinum zu halten. Der neugewählte Böhmenkönig ſcheint in Wien zu vergeſſen, daß er zur Krone dieſes Landes nur gelangte, weil die mit ſeinem Bruder unzufriedenen Stände dieſes Landes den ſchwachen Mann abſetzten und ihn, den falſchen Lügner wählten. Es iſt nur gut, daß die Männer Böhmens heute

noch wie in ihrer Urväter Zeit ein Schwert tragen und es zu führen wissen."

„Gott bewahre uns vor Aufruhr und Blutvergießen", entgegnete der Gelehrte.

„So sage auch ich", meinte der Haushofmeister, „dennoch aber, mein Herr Magister, würden wir beide nicht die letzten sein, wenn es nöthig würde, unsern heiligen Glauben zu schützen und unser gutes altböhmisches Recht zu wahren."

„Ich bin kein Böhme", sagte Kepler gefaßt und ruhig, „ich bin ein deutscher Mann und will als solcher leben und sterben."

„Ah, das hatte ich vergessen", rief der Haushofmeister, „und noch etwas Hochwichtiges dazu, daß nämlich Ihre Durchlaucht meine gnädigste Fürstin Euch bitten läßt, ihr vor Eurer Abreise heute noch Lebewohl zu sagen. Es haben auf ihren Befehl unsere Leute auch den Wagen gepackt, auf dem Eure Familie morgen die Reise machen wird; laßt Frau Apollonia gut nachschauen, was sie da an Wegzehrung finden wird. Es ist Wein und Obst eingepackt, ein Rehziemer, eine gebratene fette Gans, ein Schinken, Weißbrod und Schwarzbrod und noch viele andere gute Dinge zur Nahrung und Erquickung für Gesunde und Kranke, auch weiche Kissen und warme Decken, damit das rauhe Wetter Keinem beschwer-

lich falle. Ihr ſelbſt werdet in den Satteltaſchen Eures Pferdes noch etwas finden, das Euch die Reiſe erleichtern wird. Da nehmt dieſen kleinen Schlüſſel und öffnet damit die Taſche von gutem Schafleder, die verſchloſſen am Sattelknopf hängen wird, und verbraucht in Geſundheit, was Euch wahrlich mit gutem Willen gegeben wird."

Kepler ſtand feſt regungslos vor dem Boten, der ihm ſo in ganz unumwundener Art von Polixena's neuer Großmuth Nachricht brachte. Als aber Euſebius nun ging, um ſeine alte Freundin Frau Apollonia aufzuſuchen, der er von ſeiner durchlauchtigſten Herrin noch Mancherlei auszurichten habe, überließ er ſich einem Gefühl, das nichts weniger als angenehm und beglückend war.

Wieder hatte Polixena ihn mit Wohlthaten überhäuft! Sein Herz ſchwoll über, daß er dieſelben um der Seinen willen annehmen mußte. Niemand außer Gott konnte die Größe des Opfers erkennen, das Kepler's edelſtolzes Herz ſeiner leidenden Gattin, ſeinen armen Kindern brachte, indem er Wohlthaten, Speiſe und Trank aus der Hand annahm, die mit Küſſen zu bedecken, mit ſüßen Schmeichelworten an ſein pochendes Männerherz zu drücken ſein höchſtes irdiſches Glück geweſen wäre. Mehrere Minuten ging er heftig bewegt im Zimmer auf und nieder, ehe der Sturm widerſtreitender Gefühle in ſeinem Herzen ſich legte.

Endlich aber war er mit ſich ſelbſt fertig und fuhr gefaßt in der Arbeit des Einpackens fort.

„Ihr werdet mich alle begleiten, Geräthſchaften meiner beſeligenden Arbeiten“, flüſterte er in ſich hinein, „und indem ihr mein Ich auch dort, wo ich jetzt weilen werde, mit ſo Vielem, was außerhalb der Erde liegt, bekannt macht, werdet ihr mir die Kraft geben, mich ſelbſt über die Kleinlichkeiten zu erheben, die man pomphaft Glück nennt und die faſt immer auf nichts Anderes hinlaufen als auf phyſiſchen Genuß. Sie weiß, die erhabene Frau, deren Großmuth und Güte ich auch jetzt wieder ſo lebhaft anerkennen muß, ſie weiß, daß meine Armuth unverſchuldet iſt, daß meine lieben Kinder nicht Noth leiden dürften, wenn der Herr, dem ich diene, der meine Arbeiten zu bezahlen verſprochen, ſo rechtſchaffen wäre, als es das Geſetz von den Aermſten im Lande fordert. Weil ich keinen andern als himmliſchen Lohn empfing für meine Arbeiten, für die Arbeiten, die ich zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menſchheit ausführte, nur darum bin ich der Bettler, der Wohlthaten annehmen muß, um ſeinen Kindern das tägliche Brod geben zu können. Verzeih's Gott denen, die mich in ſolche Lage brachten.“

Der Abſchied Kepler's von der Fürſtin war ernſt und ſtreng geregelt von dem Pflichtgefühl der beiden

ſeltenen Menſchen. Kein Blick, kein Augenaufſchlag hätte dem aufmerkſamſten Beobachter verrathen können, was in beiden vorging. Und als am nächſten Morgen der Gelehrte das edle Pferd beſtieg, das die Frau, die er mit vergötternder Liebe im Herzen trug, ihm geſchenkt hatte, fühlte er nicht mehr die geſtrige Demüthigung; die reiche Ausſtattung deſſelben, die Geldſumme, die es in ſeine Hände geliefert, und alle ſeinen Kindern geſpendeten Wohlthaten erſchienen ihm wie Sonnenſtrahlen, wie heilige Gaben von oben, aus Händen kommend, die nur Gutes und Vollkommenes geben können.

Während die Familie Kepler's ihre Reiſe mit allen Bequemlichkeiten begann und fortſetzte, die in jener Zeit durch Geldmittel und deren verſtändige Vertheilung unterwegs zu erreichen waren, bereiteten ſich in dem heftig aufgeregten Prag Begebenheiten vor, die die Weltgeſchichte auf ihren ehernen Tafeln mit blutiger Schrift verzeichnet hat.

Kaiſer Matthias hatte den erbitterten Proteſtanten ihre Zuſammenkünfte im Carolinum verboten, und die an denſelben betheiligten proteſtantiſchen Standesherren Böhmens, Männer, durch Reichthum, Muth, Geiſt und große Beredtſamkeit ausgezeichnet, nahmen dies Verbot als die höchſte Beleidigung ihrer Rechte auf.

„Wohl", ſagte Budova, „wir werden des Königs

Gebot befolgen und uns da zur Berathſchlagung verſammeln, wo zu erſcheinen wir ein ſo gutes Recht haben als der König ſelbſt.“

In der Morgenſtunde zwiſchen zehn und elf Uhr gingen alſo die proteſtantiſchen Standesherren Schlick, Thurn und Budova und noch viele andere hinauf nach dem Hradſchin, wo die derzeitigen Statthalter des Königreichs bereits verſammelt waren, um die Antwort entgegenzunehmen, welche die Proteſtanten dem Könige auf ſeinen Zornbrief zu geben für paſſend finden würden.

Dieſe Herren gehörten alle zur katholiſchen Partei, die Matthias ſeit ſeiner Thronbeſteigung ganz offenkundig begünſtigt und mit den höchſten Ehrenämtern des Staates betraut hatte. Beſonders wurden alle diejenigen mit Gütern und Ehren überhäuft, die, aus proteſtantiſchen Familien ſtammend, zum Katholicismus übergetreten waren; auch der junge Fürſt von Lobkowitz, Polixena's Gemahl, würde die Wahl unter den glänzendſten Stellen in der Verwaltung des Reichs gehabt haben, wenn er ſich nicht auf den Wunſch ſeiner Gemahlin, die von ihm forderte, daß er ſich dem Könige, der ſeine Krone durch offene Rebellion gegen ſeinen Bruder erlangt hatte, nicht anſchließen ſolle, von allen Geſchäften gänzlich zurückgezogen. Er befand ſich daher

auch an dieſem verhängnißvollen Tage nicht in Prag; die Verwaltung ſeiner bedeutenden Güter beſchäftigte ihn, und fern von dem wilden Zwiſte der Parteien fand er im Umgang mit ſeiner Gattin und in der Erziehung ſeiner Kinder ſein Glück und ein reiches Feld zur Uebung ſeiner Kraft und Thätigkeit.

Polixena war aber in Prag und ſaß an einem Fenſter ihres prächtigen Palaſtes, das in den Hirſchgraben hinabſieht, als ſie das Heranwogen einer ungeheuren Menſchenmaſſe bemerkte, die bewaffnet und heftig aufgeregt ſich in die Pforten der Höfe drängte, welche das Kaiſerſchloß umgaben.

Die Fenſter des grünen Saals, in welchem die Statthalter ſaßen, ſind ziemlich hoch, da hier eine Felſenwand den Grundbau der Königsburg trägt, die ſich ziemlich ſteil niederſenkt nach einem Theil des Hirſchgrabens. Die Fürſtin konnte dieſe Gegend überſehen, und die Klänge der lauten Stimmen aus dem grünen Saale berührten von Zeit zu Zeit ihr Ohr. Von den entgegengeſetzten Höfen des Hradſchin herauf ertönten die wilden, lauten Stimmen der dort ſich drängenden bewaffneten Volksmenge.

Selbſt Polixena's muthiges Herz fühlte einen Schauder, als ſie ſich der wüthenden Maſſe ſo nahe ſah und die Ueberzeugung empfangen mußte, daß ſelbſt die feſten

Mauern ihres Schloſſes ſie gegen dieſelben nicht ſichern würden, da ſich keine Männer bei ihr befanden, die es gegen einen ſolchen Andrang vertheidigen konnten.

Sie betete, aber mehr um Gottes Schutz für die bedrängten Häupter ihres Volkes als für ſich ſelbſt, und als ſie bemerkte, wie die empörte Menge ſich gegen die Thüren des Kaiſerſchloſſes drängte und ſie mit wildem Wuthgeſchrei zerſchlug, ſodaß der Eingang nach den Berathungsſälen ihr offen ſtand, rief ſie die kleine, ihr zu Gebote ſtehende Dienerſchaft zuſammen, an deren Spitze Euſebius vor ſeine Herrin trat.

„Durchlaucht“, ſagte der wackere Mann, als die Fürſtin ihn um die Urſache des furchtbaren Tumults fragte, „die Leute da draußen, meine Glaubensbrüder, haben lange ihr gutes Recht mit Beſcheidenheit gefordert; jetzt werden ſie verſuchen, was Kraft und Trotz gegen die falſchen Renegaten ausrichten, die ihre beſcheidenen Bitten verhöhnten. Für eine zarte Dame, wie Ew. Gnaden, iſt hier jetzt nicht gut ſein, und es wäre beſſer, wenn Ihre wenigen Diener mit Güte von dieſen Leuten freien Abzug für Euch begehrten. Hat einmal ihr gerechter Zorn den Damm durchbrochen, dann möchte es zu ſpät ſein.“

„Das kann Euer Ernſt nicht ſein, Euſebius“, entgegnete die hohe Dame mit Würde. „Hier bin ich in

meinem Hauſe, und dort nebenan, wo jetzt der wildeſte Aufruhr tobt, befinden ſich Freunde von mir, und nahe Verwandte meines Gatten ſtehen auf beiden Seiten der Kämpfenden. Welche Partei auch ſiegen möge, immer wird das Haus, das der Obriſtburggraf von Roſenberg ſeiner Wittwe hinterließ, eine Zufluchtsſtätte für ihre Freunde und Verwandten ſein, wenn ſie ſich in Noth befinden. Ihr habt hier auch Schutz gefunden in ſchlimmen Tagen, mein wackerer Diener, und als Eure Glaubensgenoſſen von Haus und Habe vertrieben wurden, habt Ihr hier friedlich gewohnt, und die katholiſche Herrin hat den proteſtantiſchen Diener geſchützt und ſeiner Familie Obdach gegeben. Jetzt iſt vielleicht die Zeit, mir dieſe Nachſicht und Duldſamkeit zu vergelten, denn die Menſchenhaufen, die uns dort ſo drohend umgeben, ſind Eure Glaubensbrüder. Ich ſehe den Grafen Schlick und Wilhelm von Raupowa unter ihnen auf und ab gehen und ſie mit ihren Reden zu neuen Wuthausbrüchen anfeuern. Jetzt zeigt mir, daß ich keine Schlange in meinem Buſen nährte, als ich dem Proteſtanten Schutz angedeihen ließ; wollt Ihr mir beiſtehen, wenn ich ohne Anſehen der Partei denjenigen Schutz und Zuflucht gewähre, die ſich vielleicht in Todesnoth zu mir flüchten?"

„Ich ſtehe zu Euch, meine edle Herrin, in Noth und Tod und werde alle die Bedrängten mit meinem

Herzblute ſchützen, die die edle Fürſtin Polixena ihres Schutzes würdig hält."

Der alte Diener war bei dieſen Worten vor ſeiner Herrin auf die Kniee geſunken und hob ſeine Hand zum Gelübde empor. Von draußen aber drang das wilde Geheul der zur äußerſten Wuth aufgeſtachelten Menſchenmaſſe lauter als das Toben der Brandung zu den Beiden herauf. Polixena's edle Stirn ward nicht um einen Ton bleicher bei dieſem gefahrdrohenden Lärm. Aufgerichtet, zart und lieblich, nicht wie eine Bellona, ſondern wie ein Engel des Friedens ſtand ſie in ihrem neben jenem wilden Toſen ſo friedlichen Zimmer und ſagte mit einer Miene, die faſt ein Lächeln genannt werden konnte: „Gott iſt unſer Schutz in dieſer drohenden Gefahr, und wohl uns, daß wir unſere Liebſten und Theuerſten fern von dieſer empörten Stadt in Frieden und Sicherheit wiſſen."

Nur wenige Schritte entfernt von der hochherzigen Frau tobte in dem grünen Saale des Hradſchin jetzt der wildeſte Streit. Die vier anweſenden Statthalter, Männer, denen der feſte Muth aus jedem Geſichtszuge leuchtete, Adam von Sternberg, Diepold von Lobkowitz, Wilhelm von Slawata und Jaroslav von Martinecz, ſaßen ziemlich in der Mitte des nicht übermäßig großen Saals, und die Herren von Schlick, Fels, Thurn und Raupowa,

mit Piſtolen bewaffnet, drängten ſich weniger um den Tiſch, als ſie von der nachſtrömenden Volksmenge gedrängt wurden.

„Was iſt der Wunſch der hier wider Geſetz und Recht eingedrungenen Maſſen?“ ſagte Lobkowitz mit einer Stimme, die das Gebrauſe all jener empörten Menſchenſtimmen übertönte.

„Gerechtigkeit!“ brüllten fünfzig heiſere Kehlen ihm entgegen; „Rache, Rache an den Renegaten und Verräthern!“ ſchrieen andere, während von allen Seiten von den Höfen und Treppen herauf die Rufe: „Nieder mit den Schurken!“ wie das Brüllen hungriger Löwen die armen eingekeilten Männer umdrohten.

„Was begehrt Ihr von uns? Was iſt Eure Beſchwerde über das Regiment, das Se. Majeſtät Matthias, unſer erwählter König, uns übertragen?“ ſagte der Oberſtburggraf Adam von Sternberg.

„Friedensſtörer ſeid Ihr alle“, ſchrie der rieſige Utraquiſt Paul von Rziczan. „Wir begehren, daß der Majeſtätsbrief, der uns Glaubensfreiheit zuſichert, ehrlich gehalten werde!“

Herr Kolon von Fels aber trat, ſo gut ſich dies in ſolchem Gedränge thun ließ, vor den erſten Sprecher und ſagte: „Wir haben nichts gegen den Herrn Obriſtburggrafen, noch gegen ſeinen edlen Gefährten Herrn

Diepold von Lobkowitz; wir ſind trotz ihres ſchlechten, papiſtiſchen, götzendieneriſchen Glaubens mit ihnen zufrieden, keineswegs aber mit den Heuchlern und Renegaten Slawata und Martinecz."

„Man werfe ſie aus dem Fenſter!" ſchrie Wilhelm von Raupowa auf Böhmiſch aus dem Hintergrunde.

Nach dieſen verhängnißvollen Worten faßten Schlick und Fels den Obriſtburggrafen und den Großprior von Strahof, Diepold von Lobkowitz, bei den Händen und führten ſie ohne Mißhandlung oder Verletzung in ein kleines, neben dem Ofen des grünen Saals befindliches Kabinet, in welchem ſie eingeſchloſſen wurden.

Die beiden Zurückgebliebenen, Slawata und Martinecz, verſuchten nun der wüthenden, ſie immer dichter von allen Seiten bedrängenden Maſſe Vorſtellungen zu machen; ſie hätten ebenſo gut dem Ausbruch eines Vulkans mit Worten Einhalt thun können.

„Richtet uns nach den Geſetzen, wenn wir etwas verſchuldet haben!" ſchrie Martinecz mit geſträubtem Haare.

Einer aus der Familie der Lobkowitz, der dem proteſtantiſchen Glauben angehörte, ergriff ihn an beiden Händen, andere Anweſenden drängten nach, man hob den Unglücklichen auf den Armen bis zu der breiten Fenſterbrüſtung empor.

„Laßt mich beichten, bevor Ihr mich mordet!“ ſchrie der Gemißhandelte, aber ohne darauf zu achten, ſchwang man ihn über das Fenſterbret. Martinecz ſtreckte wie in flehender Bitte im Falle ſeine beiden Arme weit aus; ſo faßte der wehende Wind ſeinen ſich ausbreitenden ſchwarzen Atlasmantel und er gelangte ohne Gefährde auf den achtundzwanzig Fuß vom Fenſter entfernten Raſenboden. Nur ſein Rappier hatte ihn, obwohl nicht ſehr bedeutend, verletzt.

Slawata's Schickſal war bedeutend ſchlimmer. Er hatte ſich, als man ihn zum Fenſter ſchleppte, mit den Armen feſt in ſeinen Mantel gewickelt und fiel alſo mit der Schwerfälligkeit eines verpackten Ballens aus der bedeutenden Höhe nieder; ſeine Verletzungen waren ſchmerzhaft, und leblos blieb er mehrere Minuten lang liegen, wogegen der Geheimſchreiber Fabricius Platter, den die Proteſtanten für das dienſtbare Werkzeug dieſer Beiden anſahen, ſich ſogleich vom Boden aufraffen und, im Verſteck der Büſche und Bäume den Hirſchgraben verlaſſend, nach ſeiner Wohnung gehen konnte, von wo er ſofort zum Kaiſer nach Wien aufbrach.

Polixena hatte von ihrem Fenſter aus dieſe ſchreckliche Scene mit anſehen können, aber ſie war nicht die Frau, welcher der Schrecken die Beſinnung raubt, wenn ihre Kräfte zu Hülfeleiſtungen nöthig ſind. Sie

zitterte zwar, als ſie die Luftreiſe mit anſah, die den Herrn von Martinecz auf den Raſenteppich des Hirſchgrabens führte, aber ſie rief ſogleich den wackern Euſebius und bat ihn, den drei Unglücklichen jede Hülfe angedeihen zu laſſen, die Zeit und Umſtände erlaubten.

Die beiden als Verfolger ihrer frühern Glaubensgenoſſen ſo übel berüchtigten Herren waren eigentlich wohl diejenigen, denen der wackere Haushofmeiſter am wenigſten geneigt geweſen wäre, Hülfe zu leiſten, doch bedurfte es nur eines Blicks ſeiner ſanften Herrin, um ihn auf das Unchriſtliche ſeiner Gefühle aufmerkſam zu machen.

„Thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen", flüſterte er vor ſich hin und ſchlich dann, hinter dem Buſchwerk an der Böſchung der Felswand des Hradſchin ſich verbergend, hinab zu dem Platze, den Fabricius Platter ſchon längſt verlaſſen hatte. Nur einer der Gemißhandelten lag noch regungs- und bewußtlos, aus tiefer Kopfwunde blutend, auf dem weichen maigrünen Raſen, ein feiner, noch gar jugendlicher Herr, jetzt ſchon ſeit einigen Jahren der beglückte Gemahl der ſchönen Lucia von Neuhaus. Nicht zwanzig Schritte von ſeinem Unglücksgefährten entfernt ſaß aufrecht unter einem herrlich blühenden Fliederſtrauche der mindeſtens um zehn Jahre ältere Martinecz und ſuchte ſich vor den

Blicken des Haushofmeiſters, den er als eifrigen Proteſtanten kannte, zu verbergen.

„Meinetwegen ſeid außer Sorge, gnädigſter Herr", ſagte der wackere Mann; „ich bin Euer Richter nicht, und meine Durchlaucht hat mir befohlen, Euch nach Kräften beizuſtehen; ſo verſucht denn mir zu folgen, wenn es Euch möglich iſt; den armen Verwundeten hier werde ich wohl tragen können."

Der ſtattliche, kräftige Mann belud ſich mit der leichenhaften Geſtalt und trug dieſelbe zu der Thür der Kellergewölbe des Roſenberg'ſchen Schloſſes.

Martinecz war ihm ziemlich kräftig nachgekommen, und obgleich man aus den Fenſtern des grünen Saals mit wilder Erbitterung nach ihnen ſchoß, ſo hatten ſie doch in den Felſengewölben dieſer Keller wenigſtens für den Augenblick einen ſichern, trockenen und ruhigen Aufenthalt gefunden, und die edle Herrin trat alsbald in eigener Perſon zu ihnen, um ſie ihres Schutzes und ihrer Bereitwilligkeit, ihnen nach Kräften beizuſtehen, mit herzlicher Freundlichkeit zu verſichern. Mit ihren zarten und geſchickten Frauenhänden verband nun Polixena ſelbſt Slawata's heftig blutende Kopfwunde, ordnete die Lager ihrer beiden Gäſte und ſah darauf, daß Euſebius ſie mit labendem Weine und friſchem Waſſer verſorgte.

Dann eilte ſie, von einer andern dringenden Pflicht

in Anſpruch genommen, hinauf in ein Parterrezimmer, von deſſen Fenſtern ſie die dort verſammelte tobende Menſchenmaſſe überſehen konnte.

Lautes Geſchrei empfing ſie, als ſie ſich an einem der Fenſter derſelben zeigte.

„Gebt die Schurken heraus, die Ihr bei Euch verborgen habt", tobten und brüllten tauſend heiſere Stimmen.

„Sprengt die Thür, reißt die Mauern nieder, die den Renegaten Schutz gewährten", riefen andere.

„Reißt ſie in Stücken, den Hundsfott Martinecz, den Schuft Slawata!" tönte es dann dazwiſchen.

Aber kein unedles Schimpfwort beſchmuzte den Namen der ſanften, muthigen Frau, die ihre ganze Geſtalt am Fenſter dem wüthenden, mit Waffen verſehenen Pöbel preisgab.

Endlich, trat Graf Thurn, der ſich unter der wild aufgeregten Menge hin und her bewegt hatte, ſo vor, daß die Fürſtin ihn von ihrem Fenſter aus deutlich erkennen konnte, und ſagte, mit donnernder Stimme rings um ſich herum Ruhe gebietend, ſobald ſein Wort ſich nur einigermaßen hörbar machen konnte: „Ew. Durchlaucht wollen gnädigſt mir, dem Grafen Thurn, eine Unterredung von einer Viertelſtunde zu geſtatten geruhen."

Polixena öffnete ruhig den Fenſterflügel, und ihr

ſchönes Haupt ein wenig vorbeugend, ſagte ſie: „Die Thür des Hauſes der Fürſtin von Lobkowitz wird augenblicklich geöffnet werden, wenn Graf Thurn auf ſein Wort verſichert, daß nur er allein eintreten wird.“

Der tobende Haufe war ſo ſtill geworden, daß die klare Frauenſtimme wie der Ton einer Glocke über den ganzen Platz hörbar wurde.

„Meine wackern Gefährten“, entgegnete der proteſtantiſche Edelmann, ſich tief vor der ſchönen und muthigen Frau verbeugend, „verſprechen durch ihr Schweigen am beſten, daß ſie die Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht Perſon nicht aus den Augen ſetzen werden.“

Eine Minute ſpäter überſchritt der ſtattliche Cavalier die Schwelle des Hauſes, das ſeinen Todfeinden Schutz und Obdach gab, und ſtand bald darauf Polixena gegenüber, ſeinen harrenden Gefährten ſichtbar im Bogenfenſter. Seine Miene war ernſt, faſt finſter; was er ſprach, konnte man unten zwar nicht hören, aber ſeine Bewegungen und Mienen ließen erkennen, daß er mit ernſter Forderung in die Frau drang, deren ſeltene Schönheit vielleicht nie ſo leuchtend geſchienen als gerade in dieſem verhängnißvollen Moment, wo ſie ihr Leben einſetzte, um das ſchwerbedrohte ihrer Glaubensgenoſſen zu ſchützen und zu retten. Ihre Antworten

waren entſchieden, obgleich die Sanftmuth derſelben ebenſo bewundernswürdig war als ihre Feſtigkeit.

„Die Freunde, die ſich von den erfahrenen Mißhandlungen ſchwer erſchöpft und verletzt unter meinen Schutz geflüchtet haben, Ihnen und Ihrer heftig aufgeregten Umgebung ausliefern, hieße ſie morden, mein Herr Graf", ſagte die muthige Frau, „und ich wünſche nicht nur jener Leben, ſondern auch Ihr und Ihrer Gefährten Gewiſſen zu bewahren. Sie werden bald alle fühlen, daß ich's gut auch mit Ihnen meine. Ich bin eine für den Augenblick ganz ſchutzloſe Frau, hier vor uns ſtehen tauſend bewaffnete Männer. Der Riegel meiner Hausthür iſt die einzige Macht, die ich Ihnen allen entgegenzuſtellen habe. Sind Sie, Herr Graf, feſt entſchloſſen, jene unſere Mitbürger und Landsleute zum Morde anzuführen, ich kann Sie nicht davon zurückhalten, wenn Sie meinen Bitten nicht Gehör geben. Haben die beiden Männer, denen mein Dach jetzt Schutz gibt, geſündigt? Ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß Sie und Ihre Glaubensgenoſſen nicht ihre Richter ſind. Die ſchweren Mißhandlungen, die dieſelben ſchon erlitten haben, ſind eine That der Rache, nicht der Gerechtigkeit, und vor göttlichem und menſchlichem Geſetz iſt die Rache Verbrechen; ich, Polixena von Lobkowitz, werde nie meine Einwilligung zu einem ſolchen geben.

Wenn die zornige, faſt möchte ich ſagen, blutdürſtige Menge, die ſie jetzt in meinem Hauſe bedroht, die Thüren deſſelben ſprengt, wird ſie mich, eine ſchwache, ſchutzloſe Frau an dem Schmerzenslager meiner Gaſtfreunde finden, denn die ich nicht vertheidigen kann, mit denen bin ich zu ſterben feſt entſchloſſen. Mein und ihr Blut komme dann über Ihr Haupt, Herr Graf von Thurn, denn Sie können die Herzen dieſer Ihrer Glaubensgenoſſen, unter denen ich gar viele Leute erkenne, die mir als rechtſchaffen und edelherzig wohl bekannt ſind, durch die Gewalt Ihrer Beredtſamkeit wie Waſſerbäche leiten!

O Herr Graf von Thurn, eine Dame fleht Sie, den böhmiſchen Cavalier, auf den Knieen an, um des Erlöſers willen, zu dem Katholiken und Proteſtanten aufſchauen, deſſen erhabenes Walten jede der ſtreitenden Parteien am beſten zu erkennen meint, verhüten Sie Blutvergießen! Auch Ihre eigene Sterbeſtunde wird einſt kommen. Ueben Sie jetzt Großmuth an denen, die Sie für Ihre Feinde halten. Zeigen Sie jetzt, da Sie die Macht dazu haben, daß Ihr Glaube, für den Sie zu ſterben, ja ſogar zu tödten feſt entſchloſſen ſind, Sie die höchſte Erhabenheit des Chriſtenthums lehrt, die Kraft, dem Feinde zu vergeben und Böſes mit Gutem zu vergelten.

Hier, im Hauſe einer Frau, die Sie einſt zur Zahl Ihrer Freunde rechneten, liegen zwei ſchwer Verletzte, denen der Tod auch ohne das Verbrechen, das noch zu verhindern in Ihrer Macht ſteht, faſt gewiß iſt. Statt die Würger über ſie zu bringen, ſorgen Sie für den Helfer, für den Arzt, der ihre Wunden verbindet, für Schutz ihrer troſtloſen Familien. Noch haben Sie die Macht dazu. O benutzen Sie dieſelbe um meinetwillen, um Ihrer eigenen Edelmannsehre willen, um des Erlöſers willen, der für jene Unglücklichen wie für Sie geſtorben iſt!"

Bei dieſen letzten Worten war die Fürſtin auf die Kniee geſunken, und ihre ſtrömenden Thränen, ihre gerungenen Hände gaben ihr ein ſo rührendes Ausſehen, daß nicht nur der Graf, ſondern die ganze Schaar, die ſie am Fenſter ſehen konnte, ſich davon ergriffen fühlte.

Ohne ihre Worte verſtanden zu haben, wußte doch Jeder, der ſie ſah, warum ſie flehte und weinte, und als Thurn wenige Minuten ſpäter zu der vor kurzem noch ſo wüthenden Menge zurückkehrte, fand er die Stimmung derſelben weſentlich geändert, und der Roſenberg'ſche Palaſt, das Eigenthum der edeln Fürſtin von Lobkowitz, deren Schönheit, Wohlthätigkeit, Edelſinn und Vaterlandsliebe bei Katholiken und Proteſtanten bekannt war,

wurde als ein Ort betrachtet, der jedem echten Böhmen geheiligt erſcheinen müſſe.

So waren denn Martinecz und Slawata gerettet, und der erſte eilte ſo ſehr als möglich, verkleidet ſich aus dem wildbewegten Prag zu entfernen und in Wien, wohin er dem ihm ſchon vorangegangenen Geheimſchreiber Fabricius Platter folgte, den Kaiſer Matthias aufzuſuchen, dem er die ausführlichſte Anzeige von der Empörung ſeiner böhmiſchen Unterthanen machte. Slawata mußte noch lange ſeiner Wunden pflegen und befand ſich unter ſtrenger Bewachung der proteſtantiſchen Partei im Palaſt der Fürſtin; doch war ihm geſtattet worden, einen Wundarzt bei ſich zu empfangen.

Drittes Kapitel.

Johannes Kepler hatte keine Vorſtellung davon, wie nahe das Ungewitter des Bürgerzwiſtes der Stadt war, die er verließ. Seine Reiſe, zwar nicht, wie in unſern Zeiten, leicht und gemeinſchaftlich, wie der Flug der Zugvögel, war doch ſo angenehm, als Zeit und Verhältniß es geſtatteten. Die Kinder ſchienen auf dem großen, ſtoßenden Wagen in ihrem Neſt von Stroh gar fröhlich, ſangen und jubelten über das friſche Grün der Bäume, über die vielen Heckenroſen an den Wegen, über den Geſang der Vögel, über des Vaters ſchönes, wohlgeſchultes Roß, auf dem er ſich ſo ſtattlich ausnahm, wenn ſeine Locken im Winde flatterten. Die anſehnlichen Portionen von gutem Weißbrod, Braten, Kuchen, die Großmutter Apollonia ihnen von Zeit zu Zeit zukommen ließ, waren juſt nicht der kleinſte Grund ihrer Heiterkeit, was aber alle am meiſten beglückte, war die Freundlichkeit, die die kranke Mutter ihnen zeigte. Sie

lächelte und weinte zwar auch wieder, aber kein lautes Wort kam über ihre Lippen. Bisweilen küßte ſie die Hände der Großmutter oder ſtreichelte die Wangen der glücklichen Kinder. Nur wenn man Raſt machte, ſchien ſie wieder unruhig zu werden. Sie klagte dann wohl über Seitenſtechen und Schmerzen im Rücken, aber ſie war und blieb ſanft und freundlich bis zum Tage ihrer Ankunft in Linz, wo ſie ſich mit der Erklärung, ſie fühle ſich ſehr krank, in das ſchnell hergerichtete Bett legte, das ſie auch nicht wieder verließ, denn am dritten Tage ihrer Ankunft in Linz drückte Kepler ihr weinend die Augen zu, nachdem ſie bei völliger Vernunft ihm herzlich Dank geſagt hatte für alle Liebe und Nachſicht, die er ihr erwieſen.

„Gott ſegne Dich, Johannes!“ ſagte ſie mit ſchwacher, verſagender Stimme; „ich gehe Dir voran auf dem Wege, den wir alle gehen müſſen. Ich habe Dich ſehr geliebt, o ſehr, von ganzem Herzen, mein braver, lieber Mann! War ich aber doch unfreundlich gegen Dich, ſo vergib mir's; es war meine Schuldigkeit, das kannſt Du mir glauben. Du könnteſt ein ſchloer reicher Mann ſein, wenn Du Deine großen Gaben auf rechte Art, zum Beſten Deiner Kinder benutzt hätteſt. Die Großen dieſer Welt riſſen ſich nach Deinen Arbeiten und würden ſie mit Gold bezahlt haben; aber Du beſchäftigteſt Dich zu viel

mit nutzloſen Dingen, und da wird es Pflicht einer rechtſchaffenen Frau, den Hausvater zu erinnern, daß er der Brodverdiener ſein muß. Denke an dieſe meine letzten Worte und laß es Deinen armen lieben Kindern, wenn ich todt und dahin ſein werde, an nichts fehlen. Hochmuth kleidet den nicht, der fürs Brod der Seinen zu ſchaffen hat.

Dein Vater war ein gemeiner Landsknecht, und Du haſt Dich vor mir einer edlen Abkunft gerühmt; ich verzeihe Dir das, weil Du immer ein gutes Herz gehabt haſt. Aber verzeihe auch Du mir, denn wir ſind ja alle ſündige Menſchen. Zieh Deine Kinder in Ehrbarkeit auf, den Ludwig zu einem Geſchäft, das ihn nährt; das Gretchen wird hüſch werden. Gott gebe ihr einen Mann von ſo gutem Gemüth, als Du es warſt, mein Johannes. Wenn Du wieder heiratheſt, ſieh nicht, wie bei mir, auf Schönheit. Auch brauchſt Du nicht auf Geld zu ſehen, wenn Du ſelbſt in Deinem Fache brav arbeiten willſt. Du biſt nun auch der Jüngſte nicht mehr, denk' an unſere Kinder und gib ihnen eine Mutter, die ſie zur Ordnung und Rechtſchaffenheit anhält. Gott ſegne Euch alle!"

Es war das letzte Wort, das über ihre Lippen ging; ſie begann dann zu röcheln und entſchlief ſanft, in Frieden mit ſich ſelbſt, denn ihre Natur hatte die

Fähigkeit nicht, die Größe ihrer Fehler gegen den Gatten, deſſen Seele ihr ein Buch mit ſieben Siegeln geweſen, zu erkennen.

Kepler's Thränen an ihrem Sarge waren warm und aufrichtig. Er ſtand ſo hoch, daß er ihre Schwächen zu überſehen und ihre vielen guten Eigenſchaften ſehr wohl zu erkennen fähig war.

An ihrer Gruft machte er auch die Bekanntſchaft des Prädikanten ſeines neuen Wohnorts, des Paſtors Hitzler, der ſich, wie ſeine Amtspflicht es forderte, beim Begräbniß in der Familie, die zu ſeiner Seelſorge gehörte, eingefunden hatte. Vielleicht mochte auch ein wenig Neugierde dabei im Spiele ſein. Kepler's Name war in allen deutſchen Landen und weit über dieſe hinaus hochberühmt und ſeine Schickſale beſonders jedem proteſtantiſchen Geiſtlichen wohlbekannt. Nach den Begriffen der würtemberger Theologen war er nun einmal ein Schismatiker. Hitzler wußte, daß der große Gelehrte einſt danach geſtrebt hatte, die Kanzel zu beſteigen, und daß er ſich ſeinen Ruhm als größter Mathematikus und Sternkundiger ſeiner Zeit nur hatte erwerben können, weil die großen Kirchenlichter ſeiner Heimat ihn von ſich gewieſen.

Es war überdem in ſeinen neuen Wohnort ſchon das böſe Gerücht gedrungen, daß ſeine alte Mutter im

ſchlimmen Verdacht der Hexerei ſtünde, und das war genug, einen gewiſſen trüben Schleier um den Ruf der ganzen fremden Familie zu ziehen. Paſtor Hitzler redete den betrübten Wittwer, als er an ſeiner Seite den Kirchhof verließ, auf welchem ſie Barbara's Leiche zur ewigen Ruhe gebracht hatten, mit ſalbungsvollen Troſtworten an, die Kepler in ſeiner einfachen Weiſe beantwortete.

„Ihr habt, mein ſehr geehrter Herr Magiſter, in Eurer heimgegangenen Gattin eine Heilige verloren, die den Kampf mit Welt und Teufel muthig durchgemacht und Euch ein Beiſpiel echter Gottſeligkeit gegeben hat", begann er feierlich. „Barbara Kepler war eine brave Frau; ſie hatte ein frommes chriſtliches Herz und ihr Glaube richtete ſich nach dem, was die Kirche, in der ſie getauft worden, als die rechte Norm angenommen. Das iſt echte Weisheit, das iſt wahres Chriſtenthum, mein Herr Hofmathematikus!"

„Bei einer Frau — vielleicht; ich aber halte das für den allerhöchſten Vorzug unſeres heiligen, gereinigten Glaubens, daß er uns berechtigt, dem Spruche des Apoſtels zu folgen, der da ſagt: Prüfet Alles und das Beſte behaltet."

„Sagt er das? Ei, ei, das könnte vielleicht manch ſchwaches Herz zu dem Irrthum verführen, als ob es das Recht hätte, an dem heiligen Worte Gottes, das un-

ſere Väter in der Concordienformel in kurzen Sätzen niedergelegt, zu mäkeln und zu deuteln.“

„Ich habe die Concordienformel nicht unterſchrieben“, erklärte Kepler aufrichtig.

„Iſt mir, wie ich denke, ſchon vor Jahren zu Ohren gekommen“, antwortete Hitzler und ſetzte hinzu: „Ich meine aber, daß dies Ew. Würden nicht zu Segen und Ehren gereicht.“

„O!“ rief Kepler, „da möchte ich Ew. Hochwürden denn doch widerſprechen; faſt könnte ich des Erzvaters Joſeph Worte, die er zu ſeinen Brüdern ſagte, auf mich anwenden: Ihr gedachtet es übel mit mir zu machen, aber der Herr hat es gut mit mir gemacht.“

„Ja, Ihr ſeid eine Zeit lang ein vornehmer Mann geweſen, Sr. kaiſerlichen Majeſtät zweiter Hofaſtrolog, aber ich denke denn doch nicht, daß die Würde eines ſolchen über der eines Predigers des gereinigten Wortes ſteht.“

„Auch ich denke das nicht“, entgegnete Kepler beſcheiden, „dachte auch eigentlich gar nicht an Ehre und Schande vor der Welt, noch an Geld und Gut. Mein einträgliches Amt hat mich arm gelaſſen, da die Zahlungen meines Gehalts aus den Kaſſen beider Kaiſer und beſonders ſeit der Thronbeſteigung des Matthias ſehr unregelmäßig waren. Ich könnte mir einbilden,

meinen Kindern ein hübſches Vermögen zu hinterlaſſen, denn der Herr der Chriſtenheit ſchuldet mir zwölftauſend Gulden, aber die Zeiten ſind von der Art, daß ich wohl Grund habe zu fürchten, dieſe ſchöne Summe werde ebenſo wohl zu Waſſer werden als das Vermögen meiner lieben, in Armuth geſtorbenen Barbara. Trotz alledem hat mich meine Wiſſenſchaft, wenn auch nicht juſt mein Amt, mit den lieben Meinen dieſe Zeit her ſtets ernährt, da dieſelbe uns Freunde erweckte, die uns ohne Bitten oder Fordern ſtets zu Hülfe kamen, wenn's Noth that. Ich denke wenig an die Güter und Ehren dieſer Erde, und daß dies der Fall iſt, daß ich mit aller Wahrheit ſagen kann: ich beſitze Beſſeres, viel Höheres, als dieſer kleine Stern hervorbringt, das danke ich dem Leiden, das ich in meiner Jugend für das Schwerſte hielt, was mich betreffen könne, nämlich meiner Ausſchließung vom Predigtamte."

„Das klingt eben nicht ſehr religiös", warf Hitzler mit großer Bitterkeit ein.

„Und doch iſt es aus meinem Herzen gefloſſen, das Gott ſeit den Kindertagen ſuchte; ich bin ein proteſtantiſcher Chriſt und halte es für das höchſte Vorrecht meines Glaubens, daß er mich von den ſtrengen, unverſtändlichen Formeln des alten entband. In meiner Wiſſenſchaft finde ich Gott auf einem Wege, der ſicher iſt,

wenngleich nicht Jedermann ihn gehen kann. An jedem Tage meines Lebens danke ich dem Herrn, der mich auf denſelben berufen hat; und wenn die lieben Meinen nicht Noth leiden, ſo halte ich es nur für göttliche Gerechtigkeit, wenn mir, dem ſo hoch Begnadigten, die Erdengüter, nach denen ich nur wenig Verlangen trage, nicht eben reichlich zu Theil werden. Gott den Herrn in ſeinen erhabenen Werken erkennen, iſt ein Glück, das man genoſſen haben muß, um es würdigen zu können."

Er hatte mit großer Lebhaftigkeit geſprochen, und das Feuer ſeiner Rede zauberte auf ſeinem ſchönen Geſichte den Ausdruck hervor, der es von allen andern ſo weſentlich unterſchied, den Ausdruck einer harmloſen Kindlichkeit.

Paſtor Hitzler blickte ihn verwundert an. „Ihr habt Euch alſo von dem heiligen Glauben, den Luther, der Mann Gottes, lehrt, losgeſagt?" fragte er. „Seid Ihr etwa zu den Irrthümern des Zwingli oder Calvin übergegangen?"

„Da ſei Gott vor", entgegnete Kepler beinahe eifrig. „Ich gehöre dem chriſtlichen Glauben an, in dem ich erzogen worden; wenn ich die Concordienformel nicht unterſchrieben, ſo hatte dies nur den einzigen Grund, daß ich die Bekenner abweichender Glaubensformen nicht haſſen

kann, noch will; das iſt unchriſtlich nach meiner Meinung, denn alle Menſchen zu lieben iſt der Befehl des Erlöſers."

„Eure große Gelehrtheit läßt Euch doch wohl in der Irre gehen", ſagte Hitzler ſehr ſcharf; „aber ich bin hier an meinem Hauſe und denke, es möchte ſich für einen Prediger der gereinigten Lehre ſchlecht ſchicken, wenn er mit einem Manne ſich öffentlich zeigt, der ſo offenkundig ausſpricht, daß er ſeinen Weg zu Gott für ſich allein geſucht habe. Das iſt Ausſcheidung von der Gemeinde!"

Der Mann war zornig und ſprach in gereiztem Tone; wie hätte Kepler's einfaches Herz erkennen können, daß und wie er ſeine Pfaffeneitelkeit verletzte!

Ruhig und gefaßt ging er zu ſeiner Familie, wo er Apollonia traf, die das liebe Gretchen im Spinnen unterwies und Ludwig lateiniſche Vocabeln überhörte.

Es war ſo gemüthlich und heiter in dem Hauſe, das ſtill geworden war, ſeit Barbara's Keifen, Klagen oder Toben den liebevollen Frieden deſſelben nicht mehr ſtörte. Gerade dadurch aber fühlte Kepler ſein gutes Herz auf ſeltſame Weiſe beſchwert.

„Sie war die Mutter meiner Kinder, ſie war krank und hat in geſunden Tagen ihre Pflicht ſtets nach ihrer

beſten Erkenntniß gethan; iſt dies der Lohn, den ſie an uns verdient hat, daß wir an ihrem Begräbnißtage nichts Anderes fühlen als Erleichterung?“ dachte er.

Doch war es nun einmal ſo, und als Kepler mit Apollonia darüber ſprach, ſagte die verſtändige Großmutter: „Mache die Kinder nicht darauf aufmerkſam, daß ſie nicht etwa ein Gefühl erheucheln, zu dem man ihr Herz nicht zwingen kann. Die Zeit wird das Ihrige thun; ſie werden ſich der vielen Güte erinnern, die die dahingeſchiedene Mutter in geſunden Tagen für ſie gehabt hat, und Du und ich werden ihrem Gedächtniß dabei zu Hülfe kommen. Mögen ſie nicht wie ich fühlen lernen, wie ſchlimm der Tod einer Mutter für ihr Kind iſt; auch im allergünſtigſten Fall wird die zweite Mutter, die Du ihnen geben mußt, bevor Gott mich zu ſich ruft, ihnen durch das kleinſte Scheltwort, durch das Verſagen irgend eines ihrer Wünſche ins Gedächtniß rufen, daß ſie einſt eine rechte Mutter hatten. Nicht alle Stiefmütter ſind falſch und böſe wie die der armen Prinzeſſin Schneewittchen, aber alle Menſchen und darum auch alle Kinderherzen ſind geneigt, das Verlorene gegen den Erſatz, der ihnen geworden oder geblieben, zu überſchätzen.“

„Und das ſagſt Du, meine geliebte mütterliche Freundin?“

„Gewiß", entgegnete Apollonia lächelnd, „denn haſt nicht auch Du, mein Johannes, die arme Pflegerin Deiner Kindheit bei weitem überſchätzt, als das Schickſal Dich von ihr trennte?"

„Ich denke nicht", ſagte Kepler; „doch widerſprichſt Du Dir ſelbſt, denn Du behaupteſt, daß nicht die Geburt die Mutter mache, ſondern die Liebe, die ſie dem Kinde erweiſt. Du biſt meine wirkliche Mutter geweſen, obwohl Du mich nicht geboren; könnte da nicht eine Nachfolgerin Barbara's, die Du mir erwähltеſt, unter Deiner Anleitung meinen Kindern eine Mutter werden?"

„Das wollen wir hoffen und von Gott erbitten", antwortete die kleine Schwäbin mit feinem Lächeln, denn die unverhohlene Zuſtimmung, die Kepler zu der Nothwendigkeit ſeiner baldigen Wiederverheirathung gab, ſchien ihr mit der Verſicherung ſeiner Sohnesliebe etwas in Widerſpruch zu ſtehen. Sie war ein Weib und beſaß ihren Antheil an jener mütterlichen Eiferſucht, die bei geringern Naturen unſeres Geſchlechts ſo oft bis zum bittern Neid der Schwiegermutter gegen die von dem Sohne geliebte Gattin ausartet. Aber ſie war weiſe genug, ihre Hinneigung zu dieſem Fehler ſogleich zu bemerken, und dachte ſchon im nächſten Augenblick daran, welches Mädchen für ihren Sohn wohl paſſend und fähig und wür-

dig ſein möchte, ſeinen Kindern eine zweite Mutter zu ſein.

Die gute Mutter war der Meinung, daß diejenige, mit der ihr würdiger, gelehrter, vortrefflicher Sohn in der Ehe glücklich werden könne, gar viele, einander faſt widerſprechende Eigenſchaften beſitzen müſſe. Daß ſie hübſch ſein müſſe, verſtand ſich ſchon von ſelbſt, etwas Vermögen war dringend nothwendig, Herzensgüte einer Stiefmutter ganz unerlaßlich, Kenntniß und beſter Wille zur Führung des Haushalts beſonders nöthig; aber Kepler's Frau mußte doch auch Sinn für ſeine Studien haben und fähig ſein, ſich mit der Zeit ſo viel Kenntniß der Wiſſenſchaften, deren Leuchte er war, zu erwerben, daß ſie ſeine Freundin und Vertraute, ſeine Gefährtin, ja Gehülfin in dieſer Beziehung ſein könne. Das war der Punkt, der ſchwer, faſt unerreichbar ſchwer ſchien.

Die wackere Apollonia war trotz ihres vorgerückten Alters, ihres großen Verſtandes und all ihrer ſonſtigen Gaben viel zu ſehr Weib, um das Verhältniß der Geſchlechter zu einander vom männlichen Geſichtspunkte aus betrachten zu können. Es iſt überhaupt eine gute Sache in dieſer beſten Welt, daß kein Mann, ſei er älter oder jünger, ſich ſein Weib ſo eigentlich wählt. Zufälligkeiten oder beſſer geſagt Schickungen, oft ſo kleinlich erſcheinend, daß Niemand ihren Einfluß bemerkt, führen

die Perſonen zuſammen, die den Bund fürs Leben ſchließen und ſich hernach je nach ihrem Charakter mit mehr oder weniger Würde in das Unwiderrufliche fügen. Herzensgüte auf beiden Seiten wird unter allen Umſtänden die Verbundenen zum Glücke leiten, denn echte Herzensgüte läßt den, der ſie beſitzt, die Fehler, die ſeinem Glücke entgegenſtehen, auf ſeiner Seite, in ſeinem eigenen Ich ſuchen.

So war Apollonia von dem Tage an, da ſie die Bemerkung gemacht, ſie halte es für Unrecht, daß Kepler ſo früh wieder an eine zweite Verheirathung denke, mit ſich ſelbſt unzufrieden und ſtrebte ſehr, ihren Fehler gut zu machen, indem ſie mit aller Aufmerkſamkeit nach einer Frau für ihren Sohn forſchte. Die Verhältniſſe kamen ihr dabei zu Hülfe, denn es iſt nicht erſt nach dem dreißigjährigen Kriege Mode geworden, daß Nachbarn und Bekannte ſich um jeden Mann, von dem ſie meinen, er könne einem Mädchen mit ſeiner Hand eine anſtändige Stellung in der Welt bieten, mit großer Aufmerkſamkeit und Höflichkeit kümmern.

So war auch Kepler ein Mann von großer Wichtigkeit für die kleine Welt, in der er jetzt lebte, und Barbara war noch nicht ein Jahr lang begraben, als ihm bereits von Nachbarn und Bekannten elf Frauen angetragen waren. Kepler war freundlich ge-

nug, die ſcherzhafte Seite dieſer Anträge zu begreifen und in ſeinen Briefen an ſeine Freunde, beſonders an den wackern Bernecker, der ſeit ihrer Schulzeit mit treuer Liebe und wahrer Verehrung an dem großen Gelehrten hing, geltend zu machen.

Kepler hatte außer ſeinen Amtsarbeiten und ſeinen ſtets mit Eifer fortgeſetzten Studien auch für die Stadt Linz Arbeiten übernommen; ſo beſtimmte er unter Anderm die Polhöhe derſelben und hatte noch in mancherlei andern Verhältniſſen mit dem Magiſtrate der Stadt zu thun. Damals ſtand als Bürgermeiſter an der Spitze deſſelben Herr Achaz Lang, ein gar wackerer, rechtſchaffener Mann, den Kepler's Perſon und Schickſale mit hoher Achtung erfüllten. Er war nicht mehr jung, und ſeine Frau war es auch nicht; das wackere Paar war nicht mit Kindern geſegnet, doch hatte die Sehnſucht, ihr Haus von Jugend durchleuchten zu laſſen, ſie bewogen, eine entfernte Verwandte, Suſanne Rettinger, die Tochter eines geſchickten Schreiners in dem Städtchen Effertingen, zu ſich zu nehmen. Sie war ſchön, die holde Erſcheinung, die dem für Schönheit ſo ſehr empfänglichen Gelehrten hier entgegentrat. Suſanne war den wackern alten Leuten eine liebevolle, treue Tochter und führte den Haushalt faſt allein, denn die Magd im Hauſe war ebenſo bejahrt als die Herrſchaft, bei der ſie

ſeit dem Hochzeitstage derſelben im Dienſte ſtand. Die alte Beate gehörte zu dem Hauſe des linzer Bürgermeiſters ungefähr ebenſo wie die alten rieſengroßen Schränke, die den gewölbten Flur ſchmückten, und ihr Herz enthielt wie dieſe die Schätze derſelben, nicht die an Wäſche und Linnen, die ſie zwar im Kopfe hatte, der Hausfrau durch ihr unverwüſtliches Gedächtniß die Führung eines Verzeichniſſes erſparend, ſondern alle Familienſagen und Chroniken, alle Reime und Geſchichten, die ſich auf die Familie Lang bezogen, lagen, ein unverwüſtlicher Schatz, in ihrem Herzen.

Dieſe alte Familienchronik, ſonſt die beſte, liebevollſte Perſon, die man kennen kann, hatte nun eine gewiſſe eiferſüchtige Abneigung gegen ihre junge hübſche Hausgenoſſin, die ſie nun einmal feſt entſchloſſen war, als ihresgleichen, das heißt als eine Dienerin der ſehr ehrenwerthen Familie, zu welcher beide gehörten, zu betrachten.

Frau Apollonia, die mit ihrem Pflegeſohn in dem Hauſe des Bürgermeiſters aus und ein ging, bemerkte an dem jungen Mädchen zuerſt die milde Freundlichkeit, mit welcher es der alten Beate begegnete. Man hätte nie eine Tochter finden können, die die Launen einer kränkelnden alten Mutter mit größerer Sanftmuth ertragen, als Suschen ſie der alten brum-

menden Magd entgegenſetzte. Jede Arbeit, die die verdrießliche Perſon als nicht in ihr Reſſort gehörig zurückwies, verrichtete die Haustochter, denn dieſe Stellung hatten die alten Leute ihr gegeben, nicht nur ohne Widerſpruch, ſondern ſtets freundlich und munter.

Etwa ein halbes Jahr nach Kepler's Ankunft kam Apollonia in einer Morgenſtunde zu der würdigen Frau Lang, um derſelben eine neue Art vortrefflichen Backwerks bereiten zu lehren, das, zugleich wohlſchmeckend und von ſtattlichem Ausſehen, doch eben nicht allzu koſtſpielig ſei und außerdem noch den Vorzug habe, ſich lange Zeit, ſogar wochenlang friſch zu erhalten. Apollonia hatte zu dieſem Zweck eine Rolle von gutem Lindenholz mitgebracht, die ſie mit Bindfäden, die ſchon mehr als einmal zu dieſem Zwecke gebraucht worden, dicht bewickelte. Jetzt erſt wurde das Backwerk eingerührt, die Rolle aber, durch die man einen Bratſpieß geſteckt hatte, ſollte nun vor einem hellen Feuer gedreht und von Apollonia mit dem flüſſigen Teige begoſſen werden.

„Dabei wird Sie rothe Backen kriegen, als wäre Sie erſt zwanzig Jahre alt", ſcherzte die Schwäbin zu der alten Hausmagd.

„Das wird mein Tod ſein", entgegnete dieſe brummig, „denn wenn ich meinen alten Kopf ſo zum Feuer wenden ſoll, krieg' ich Krämpfe."

„Ich ſtehe ja dicht neben Ihr am Feuer und bin auch kein junges Kindlein", ſagte Apollonia heiter, „und denke davon nicht zu ſterben."

Suschen, die beim Einrühren wißbegierig zugegen geweſen, ſprang nun vor und ſagte, der alten Beate auf die Schulter klopfend:

„Geh nur an Dein Spinnrad, liebe Alte, ich bin mit dem Feuer gut Freund, habe niemals Kopfkrämpfe gehabt und möchte zudem gern ganz genau lernen, wie das Backwerk gemacht wird, deſſen Vortrefflichkeit die liebe Mutter, ſeit ſie es bei der trefflichen Frau Apollonia Kepler geſpeiſt hat, nicht genug rühmen kann."

„'s wird auch mit der Hülfe ſolcher ſchönen, geſchickten, freundlichen Jungfrau beſonders wohl gerathen, vortrefflich ſchmecken und ausſehen", meinte die Meiſterin, indem ſie dem lernbegierigen Mädchen ihre Stellung und die Art, wie ſie den Spieß handhaben müſſe, zeigte.

Die alte Köchin ging brummend zu ihrem Spinnrade, und als das Backwerk in äußerſter Vollkommenheit durch folgſames Abwickeln des Bindfadens von der Rolle fertig auf einer Schüſſel ſtand, eilte Suſanne ſchäkernd zu der Alten, ihr den hohen, vielzackigen, mit einer Oeffnung verſehenen Baumkuchen zu zeigen und ihr begreiflich zu machen, welch eine Tafelzierde

er künftige Woche beim Gaſtmahlan Väterchens Geburtstage ſein würde, wenn man einen ſchönen Strauß in die Oeffnung ſetze.

„Du biſt ſchon ein gutes Kind", ſagte Beate, denn ſelbſt ihre Grämlichkeit konnte der harmloſen Liebenswürdigkeit nicht widerſtehen, „nur mußt Du endlich einmal lernen, was ſich ſchickt und gehört. Der Herr Bürgermeiſter Achatius Lang iſt Dein Vater nicht, und es ſchickt ſich nimmermehr, daß Du zu mir, der Hausmagd, ſo deſpectirlich von ihm ſprichſt. Du biſt eine Waiſe, das Kind eines armen Handwerkers, und aus Barmherzigkeit nahm deine Gutsherrin, die edle Gräfin von Starhemberg, ſich Deiner an, als er geſtorben. Weil Du Mancherlei gelernt haſt, was zu meiner Zeit die Meiſterstöchter nicht lernten, biſt Du noch lange nichts Beſſeres als ich. Mein Vater war wie der Deine ein Schreiner, mein Bruder iſt auch hier in dieſer großen guten Stadt Linz und der Sohn deſſelben, der mich immer Jungfer Muhme nennt, ein ſtudirter Mann, der noch zu allen hohen Ehren kommen kann."

„Gewiß, gewiß, herzliebe Beate", ſagte ſchmeichelnd das holde Mädchen, „ich wünſche Dir ſolche Ehre und Freude auch von ganzem Herzen, doch wäre es freundlicher von Dir, wenn Du mir's nicht immer ins Gedächtniß rieſeſt, daß ich verwaiſt und nicht das rechte Kind

der würdigen Aeltern bin, die mich's durch tausend Wohlthaten vergessen lassen, daß ich ihnen nicht durch das Blut angehöre."

Apollonia hatte diesem Gespräch mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Das junge, lernbegierige, sanfte, heitere Mädchen gefiel ihr unglaublich, und als in der nächsten Woche das große Festessen im Hause des Bürgermeisters stattfand, wußte sie es zu veranstalten, daß ihr Johannes der Tischnachbar Suschen's wurde.

Die zwei Menschen führten während der langen Mahlzeit ein gar lebhaftes Zwiegespräch, das, von der Schönheit und Stattlichkeit des Baumkuchens ausgehend, mit einer langen Beschreibung endete, die Kepler seiner Nachbarin von dem Aeußern und der ganzen Persönlichkeit des Ritters Tycho de Brahe machte, wobei dessen silberne Nase nicht vergessen wurde.

„Ich weiß nicht", sagte das junge Mädchen, nachdem sie Alles erfahren, was sie über den hochberühmten Mann zu wissen gewünscht hatte, „ich weiß nicht, sehr verehrter Herr Magister, ob es immer erfreulich ist, sehr berühmte Personen, von denen alle Welt spricht, von Angesicht kennen zu lernen. Den Herrn Ritter von Brahe möchte ich nun schon nicht gesehen haben; ich meine, es müßte mich ein Grauen bei seinem Anblick befallen haben; er muß allzu häßlich ausgesehen haben. Auch als ich Euch

zum erſten Mal zu ſehen die Ehre hatte, fühlte ich mich ſo ſonderbar getäuſcht; ich meinte, es könne gar nicht möglich ſein, daß ein ſo hochberühmter Mann ſo jugendlich, ſo hübſch und gar ſo ſchlicht ausſchauen könne."

Die Worte waren raſch über die Lippen des ſchönen Kindes gegangen, aber es ſchien, als ob im ſelben Moment die Anſtrengung beim Drehen des Baumkuchens ihre Wangen gefärbt hätte; auch hätte man meinen mögen, der große Gelehrte ſei ihr bei derſelben behülflich geweſen, denn auch ſeine Wangen flammten und aus ſeinen Augen ſchoß ein Strahl, der dem Abendſtern hätte angehören können, dem ſchönen Planeten, dem die Gelehrten den ſüßen Namen der Liebesgöttin gegeben haben.

„Waret Ihr mir gar böſe über die ſchlimme Enttäuſchung, die Ihr an mir erleben mußtet, edle Jungfrau?" ſagte Kepler, ſeiner Tiſchnachbarin in die Augen blickend.

„Das könnt Ihr wohl nicht mit Wahrheit fragen", meinte Suschen mit verſchämtem Lächeln.

„Und doch möchte ich Eure Antwort lieber hören als die auf die wichtigſte Frage, die ich an den gelehrteſten Mann in der Welt richten könnte."

„Es kann aber doch Niemand ſich ſelbſt fragen und antworten", lächelte ſie ſchelmiſch.

„Ich warte noch immer auf Eure Antwort", meinte er; „ich hielt Euch für so aufrichtig, wie es dem holdſeligſten Mädchen auf der Welt zukommt."

„Können große Gelehrte nicht blos junge, angenehme Männer, ſondern auch arge Schmeichler ſein?"

„Ein Mann, der nach Gelehrſamkeit ſtrebt, ſucht und ſagt immer die Wahrheit, und wenn ich Euch vorhin das holdſeligſte Mädchen nannte, ſo will ich dies mit der genaueſten Wahrheitsliebe dahin abändern, daß Ihr in meinen Augen dies unzweifelhaft ſeid."

„O, das würde mir genügen", antwortete ſie ſehr raſch.

„Für alle Zeit?" fragte er zärtlich.

Ihr Ja war ſanft und ernſt, und beide überhörten, daß man in dieſem Moment die Stühle rückte, und ſahen ſich eine Minute ſpäter allein am Tiſche ſitzen, inmitten der ſich becomplimentirend umhergehenden Geſellſchaft.

Noch am nämlichen Tage ſprach Johannes Kepler mit Apollonia über den Eindruck, den Suſannens Weſen auf ihn gemacht, und daß er es für ein hohes Glück halten würde, wenn Herr Achaz und deſſen würdige Gattin einwilligten, ſie ihm zum Weibe zu geben. Apollonia ſegnete gerührt den Sohn ihres Herzens ob dieſer Wahl, welche ſie für die weiſeſte hielt, die er hätte treffen können.

„Das Glück gibt Gott den Seinen im Schlafe", entgeg-

nete Kepler erröthend und ſetzte hinzu: „Ich habe ſie ja gar nicht gewählt, ich habe ſie eben lieb gewonnen. Es iſt wie ein Wunder, wie eine Zauberei; kein anderes Weib hat mir das Herz bewegt wie dieſes.“

„Keins?“ fragte Apollonia mit Beziehung.

„Keins!“ entgegnete er feſt, „und ich danke Dir, meine Mutter, Du Weiſe, Treue, daß Du mich verhinderteſt, einer Herzensverirrung Worte zu geben, die durchs Wort zum Verbrechen geworden wäre. Gott ſegne unſere edle Wohlthäterin, die katholiſche Fürſtin Polixena von Lobkowitz, und ſchütze ſie und alle, die ihr theuer ſind, vor den Unruhen, die in ihrer Heimat mit jedem Tage ſchlimmer werden.“

„Amen!“ ſagte die Mutter und fragte dann eifrig nach den Nachrichten, die er etwa aus Prag empfangen habe. Da holte er einen Brief hervor, in dem Rabbi Löw ihm in hebräiſcher Sprache die Schickſale Slawata's und ſeiner Unglücksgefährten, ſowie auch Polixena's muthige und entſchloſſene Handlungsweiſe mittheilte. Kepler las ſeiner Mutter das Schriftſtück in deutſcher Sprache vor, und wir theilen das, was uns davon noch unbekannt iſt, auch unſern Leſern mit. Es lautet: „So hat denn die großdenkende, liebenswürdige Frau die beiden von der Wuth der proteſtantiſchen Partei ſchwerbedrohten Herren gerettet, denn dem Martinecz ge-

lang es, noch am Tage des Unglücks verkleidet, geſchminkt und mit geſchorenem Haupt- und Barthaare Prag zu verlaſſen und zum Kaiſer nach Wien zu eilen, wohin der Geheimſchreiber Fabricius Platter ihm ſchon vorausgegangen. Slawata mußte noch viele Tage das Bett hüten; aber obſchon man den allgemein gehaßten und angefeindeten Mann im Hauſe der Fürſtin ſtreng bewachte, ſo geſtattete man mir doch, ihn als Arzt zu beſuchen, was meine edle Gönnerin mit Dankbarkeit von mir aufnahm. Er hat die Abſicht, ſobald ſeine Herſtellung ihm dies möglich macht, nach München zu flüchten, wo ſich zur Zeit mehrere anſehnliche böhmiſche Herren von der katholiſchen Partei aufhalten. Vielleicht iſt er ſchon dort.“ Dieſe Stelle war größer als alles Uebrige geſchrieben, und Kepler glaubte daraus entnehmen zu dürfen, daß der gelehrte Rabbi über das Gelingen der Flucht ſeines Patienten ſehr wohl unterrichtet ſei, und ſprach ſich darüber auch gegen Apollonia aus, bevor er weiter las:

„Die böhmiſchen Stände, ſehr wohl wiſſend, daß der Kaiſer ihre Gewaltthat nicht gut heißen würde, ſammelten ſich daher ſchon am dritten Tage nach jener Begebenheit im Schloſſe, wählten unter ſich einen Rath von dreißig Männern, die ſie Directoren nannten, und beauftragten ſie mit der Verwaltung aller innern und äußern Staatsangelegenheiten.

Der Schloßhauptmann Herr Dionys Czernitz von Chudenitz und die ſämmtlichen Magiſtrate der drei Städte Prags haben ihnen den Eid der Treue geleiſtet. Es wurde dann Alles in Vertheidigungsſtand geſetzt und Truppen im ganzen Lande mit Eifer geworben, zu deren Führer und Obriſten man den Grafen Heinrich Matthias von Thurn beſtellt hat.

Zwar iſt an den Kaiſer ſeitdem von den Ständen ſeines Königreichs Böhmen ein Schreiben erlaſſen worden, worin ſie ihre Handlungsweiſe für eine bloße Nothwehr gegen Martinecz und Slawata erklärten, die ſich erkühnt hätten, gegen Sr. Majeſtät gegebenes Wort und den die Sicherheit der Proteſtanten feſtſtellenden Majeſtätsbrief den Religionsfrieden in Böhmen zu brechen und ſie, die getreuen Unterthanen Sr. Majeſtät, in Noth zu ſtürzen, dies Schreiben aber hat der König Matthias mit großem Zorn aufgenommen und ſtreng befohlen, daß die böhmiſchen Proteſtanten alle neugeworbenen Truppen ſofort entlaſſen ſollten, widrigenfalls er ſie als Aufrührer und Rebellen ernſtlich zu ſtrafen beabſichtige.

Statt aber dieſem Befehle Folge zu leiſten, haben ſie die beigefügte Drohung nicht beachtet, in den Truppenwerbungen fortgefahren und ſich nach allen Seiten hin an die Proteſtanten in Mähren, Schleſien und Ungarn, auch an viele deutſchen Fürſten gewendet und dieſelben

um alter Bundesgenoſſenſchaft willen um Hülfsvölker und Truppenzuzug gebeten.

Die heutigen Böhmen, mein ſehr edler Freund, ſind ein ebenſo tapferes Volk als ihre Väter, die Huſſiten, und es will mir ſcheinen, daß es ihnen auch nicht an Männern fehlen dürfte, die ſich zu Heerführern ebenſo wohl als Procop und Žižka eignen.

Jetzt eben befindet ſich wieder ein kaiſerlicher Rath, Herr Euſebius Khun, in den Mauern Prags, der mit den Häuptern der Bewegung, die Se. Majeſtät ſchlechthin Aufruhr und Empörung nennt, Unterhandlungen pflegen und ſie zum Niederlegen der Waffen bewegen ſoll; als Antwort iſt von ſeiten der Stände der ernſtliche Beſchluß gefaßt worden, den Vätern der Geſellſchaft Jeſu den Befehl zu geben, das Königreich Böhmen binnen vierzehn Tagen zu verlaſſen, und man hat ſie mit Todesſtrafe bedroht, falls ſie es jemals wieder zu betreten wagen würden. Auch ſoll Jeder, der einem dieſer gelehrten Herren Aufenthalt bei ſich gibt, als Feind des Vaterlandes betrachtet und mit den härteſten Strafen heimgeſucht werden. So ſtehen hier die Sachen, mein verehrter Freund, und ich danke jetzt oftmals Gott, daß Ihr mit den lieben Eurigen nicht mehr in den Mauern dieſer wild empörten Stadt weilt. Auch unſere durchlauchtige Freundin, die Frau Fürſtin Polixena von Lob-

kowitz, hat Prag verlassen und residirt gegenwärtig wieder mit Gemahl und Kindern in Raudnitz, wo sie sehr viel Gutes thut, wie überall, wo sie zu weilen pflegt. Sie hat den Leuten meines Stammes mancherlei Erleichterungen auf ihren Gütern gewährt, und bei dem Gotte meiner Väter! wünschte ich nicht auf dem Beth-Chaim hier in Prag zu ruhen, so suchte ich mir ein Plätzchen auf dem Lande, das unter dem Regiment der edlen Frau steht, um als ihr treuester., dankbarster Unterthan mein Leben darauf zu beschließen.

Möge der Herr unser Gott das Eurige noch viele Jahre zum Glücke und zur Ehre des Menschengeschlechts erhalten. Er sei mit Euch alle Tage bis an der Welt Ende, und gedenket bisweilen in Freundlichkeit Eures getreuen Freundes und unterthänigen Dieners

Löw."

„Das sind böse Zeiten", sagte nach der Mittheilung dieses Briefes Apollonia mit einem Seufzer.

„Wohl dem Menschen, der in seiner Seele die Ueberzeugung trägt, daß er der Erde nicht allein angehört", entgegnete Kepler fest und heiter. „Schlimmeres als den Tod kann Krieg, Pest und Aufruhr nicht bringen, und der ist ja doch das Ende aller Erdenleiden und führt uns, so wir uns dessen würdig gemacht, zum Schauen der ewigen Herrlichkeit."

Kepler's Töchterchen trat in dieſem Augenblick in das Zimmer des Gelehrten; ſie brachte auf einem blank geſcheuerten Zinnteller ein zierliches, appetitlich duftendes Backwerk und meldete, die liebe Jungfer Suſanne habe es geſchickt, daß die Kinder ſich eine Güte daran thun möchten; wenn aber der Herr Magiſter oder die Frau Apollonia ein wenig davon koſten wollten, würde ſie ſich's zur beſondern Ehre ſchätzen.

Kepler lächelte. „Sie iſt gar ein gutes Kind, meine Jungfer Braut", meinte er; „früh und ſpät denkt ſie daran, was mir oder den Kindern gut thun, angenehm und behaglich ſein möchte."

„Und ſie nimmt Lehre an", ſetzte Apollonia ſehr erfreut hinzu. „Da, das iſt ein Gugelhupf; ich habe ſie gelehrt, einen ſolchen ſo zu backen, wie Du es als Knabe, wenn Du von Maulbronn heimkamſt, ſo beſonders gern mochteſt; ſie fragte mich ſo dringend nach Deinen Lieblingsſpeiſen, und da fiel mir eben das Backwerk ein, ſo etwas aus alten Zeiten, denn jetzt, glaub' ich, weißt Du oft gar nicht, was Du in den Mund ſteckſt."

„Aber jetzt werde ich anfangen, auf dieſe Dinge beſſer zu achten", ſagte der Gelehrte. „Sie iſt ſo jung, faſt ein Kind noch, da muß ich wenigſtens verſuchen, mich der eigenen Jugend ein wenig zu erinnern, damit ich ihr nicht, wie der armen Barbara, Urſache gebe, mit

dem Ehemann unzufrieden zu ſein, weil er gar ſo anders iſt als andere Leute.“

„Ein Kind iſt Deine Braut nun eben keineswegs“, entgegnete die Matrone, „ſie iſt im Gegentheil ein gar verſtändig Mädchen, das genau weiß, was Recht iſt und was es will und ſoll. Gewiß, Johannes, ich bin der Meinung, Du habeſt die beſte Wahl getroffen, die Du weit und breit hätteſt treffen können. Höre! Geſtern hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß Paſtor Hitzler Dir das heilige Abendmahl verweigert, weil Du bis auf den heutigen Tag —“

„Das Gerücht iſt wahr! Paſtor Hitzler iſt freilich ein gar frommer, rechtgläubiger Proteſtant und wird von ſeinem Geſichtspunkte aus wohl Recht haben —“

„Darüber hätteſt Du geſtern Deine Braut mit ihren würdigen Pflegeältern reden hören ſollen“, fiel die Mutter ihm in die Rede; „ſie ſagte unter Anderm: das, was ein Mann wie Du nach reiflichem Nachdenken zu glauben für Recht hielte, müſſe wohl der Wahrheit ſo nahe kommen, als es der Menſchenſeele irgend möglich ſei, und ſie für ihren Theil würde Deinen Glauben, wenn Du ihn ihr erklärteſt, ſogleich zum ihrigen machen, denn glauben heiße für wahr annehmen, was man mit ſeinem Verſtand nicht ganz faſſen und begreifen könne; vom klügſten Mann in der Welt könne man mit Sicher-

heit annehmen, daß er die Wahrheit am genaueſten erforſcht habe, und vom beſten, daß er ſie andern am treueſten und deutlichſten mittheilen würde, und da Du ein ſtudirter Theolog wäreſt, ſo müßte man Dich eigentlich zum erſten proteſtantiſchen Geiſtlichen aller deutſchen Lande machen."

„Sagte ſie das?" fragte Kepler, und ſein Herz ſchlug in einem Gefühl von Glückſeligkeit, wie er es noch nie empfunden hatte. „O, was an mir iſt, will ich thun, ihrem liebenden, vertrauenden Herzen kein Aergerniß zu geben. Gleich nach dem bittern Kummer, den mir Hitzler's Zurückweiſung vom Tiſche des Herrn machte, habe ich nach Tübingen geſchrieben und den großen Theologen jener berühmten Univerſität meine Zweifel und Skrupel über jene Sätze der Concordienformel vorgelegt, die ich in mein Glaubensbekenntniß nicht aufnehmen kann. Ich freue mich Belehrung zu empfangen und will gewiß nicht aus Eigenſinn und Rechthaberei vom allgemeinen Glauben abweichen, aber ich kann nun einmal meine Mitmenſchen anderer Confeſſion nicht haſſen, auch die Reformirten nicht, obſchon ich ihre Lehre von der Prädeſtination für einen Irrthum und der Liebe und Gerechtigkeit Gottes wenig entſprechend halte. Seit ich weiß, daß Suſanne mir ſo feſt und zuverſichtlich vertraut, fühle ich

mich ſo glücklich, daß meine Herzensfreundlichkeit durch nichts Aeußerliches erſchüttert werden kann."

Der Muth und die Geduld des wackern Gelehrten ſollten auch in dieſem Falle wieder eine Prüfung erfahren, der nur ein Herz, ſo echt chriſtlich wie das ſeine, gewachſen war.

Wenige Tage nach der Feier ſeiner Hochzeit mit der herzigen Suſanne traf die Antwort der würtemberger Theologen in ſeinem Hauſe ein. Er hatte ſich vorgenommen, ſie in Gemeinſchaft mit ſeiner jungen Frau durchzuleſen, da er gerade hier eine Gelegenheit zu finden glaubte, mit ihr, die ihm jetzt ſo eng verbunden war, über die Intereſſen zu ſprechen, die ſeiner Zeit für die wichtigſten der Menſchheit galten. Glaubensfreiheit war das große Loſungswort beim Beginn und Fortſchritt des ſiebzehnten Jahrhunderts, und wir Epigonen, denen die Wiſſenſchaften Himmel und Hölle über dem Haupt und unter den Füßen weggezogen, können uns abſolut keine Vorſtellung davon machen, mit welchem Ernſte, mit welcher Feierlichkeit man damals über Glaubenslehren verhandelte, die in unſern Tagen ſo unbedeutend für das Heil der Welt und das Behagen jedes Einzelnen ſo nichtsſagend und zwecklos erſcheinen.

Suſanne war zum erſten Male nach ihrer Trauung hinüber zu ihren Pflegeältern gegangen, nachdem ſie mit

ihrem Gatten den Nachmittagsgottesdienſt beſucht und einer donnernden Rede Hitzler's über Mangel an Demuth der heiligen Kirche gegenüber in den Herzen derer, die ſich weiſe dünkten, nicht ohne Aerger zugehört hatte.

„Ich hätte aufſtehen und ihm antworten mögen", ſagte die ſchöne junge Frau auf dem Heimwege zu dem Gatten, der ſie mit einem Geſicht voll ſtiller Glückſeligkeit am Arme führte. Er hatte in ſeiner milden Demuth die Rede von denen, die ſich weiſe dünken und wegen ihrer Ketzereien vor dem Herrn, dem Gott des echten Israel, der die Seinen aus der Wüſte geführt, doch nur Thoren ſind, nicht im geringſten auf ſich bezogen und fragte jetzt ſo recht voll leuchtender Freude: „Und was hätteſt Du ihm denn ſagen wollen, meine liebe Suſanne?"

„Ei, daß die Theologen auch Menſchen ſind, die ſich in dem, was ſie als den rechten Glauben feſtgeſetzt wiſſen wollen, irren können. O ich hätte ihm ein Licht anzünden wollen, denn mit dem rechten Glauben iſt's wie mit den Pflanzen und Kräutern, die Gott wachſen läßt auf Erden. Jedes Land bringt die ſeinen hervor nach Klima und Bodenbeſchaffenheit und ſie ſind für daſſelbe denn auch die beſten und rechten. In der Lombardei, da ſchlingen ſich die Rebengewinde von Zweig zu Zweig

und tragen Früchte, ſchwer und ſüß, und daneben wachſen die Maulbeerbäume, die gar nicht ſo ſchön ausſehen, weil die Seidenraupen ihnen die Blätter abnagen, bis ſie endlich neben den noch lange nicht reifen Früchten die länglichen weißen und gelben Cocons tragen; es wachſen weiter hinauf im ſchönen Italien die goldenen Aepfel der Orangen, die purpurnen Granaten und die grünen Feigen; es reifen hier bei uns die ſüßeſten Birnen und Zwetſchken; es reift der goldene Weizen, und in kältern Ländern gibt's wieder andere Früchte, wohl zu genießen und von gutem Anſehen; ſie alle ſind gut, kommen von gutem Samen und bringen immer wieder gute Frucht. So iſt es auch mit dem Glauben. Jedes Menſchenherz muß ihn aus ſich ſelbſt erzeugen, Gottes Wort in der heiligen Schrift iſt der Same, die Bäume und Pflanzen ſind verſchieden, aber jedes Einzelne ſeinem Lande und den Bedürfniſſen der Bewohner angemeſſen. Ich denke nun, im wärmſten beſten Herzen, im hellſten Kopfe muß jedes einzelne Gewächs am beſten ſich entwickeln, der weiſeſte Mann und der beſte muß auch den beſten Glauben haben, und hätte Chriſtus der Erlöſer durch ſeine Thaten nicht gezeigt, daß man nach ſeinen Lehren leben kann, wer in der ganzen liederlichen, verrotteten Römerwelt würde ſein Kreuz auf ſich genommen haben, ihm nachzufolgen?“

Sie hatte mit ſehr leiſer Stimme, aber mit ſo großem Eifer geſprochen, daß ihre runden Wangen roſig ſchimmerten.

Kepler hatte ihr mit entzückter Verwunderung in die ſchönen leuchtenden Augen geſehen und fragte nun mit leiſem Beben in der Stimme: „Du ſprichſt, lieb' Suschen, als hätteſt Du die Länder mit ihren Pflanzen und Früchten mit eigenen Augen geſehen und mit weiſen und ſehr gütigen Männern über den verſchiedenen Glauben der verſchiedenen Menſchen und Völker geſprochen."

„Ei, und iſt denn Beides nicht auch wirklich der Fall?" entgegnete die junge Frau. „Habe ich nicht als Ziehkind der ſehr edlen Gräfin Starhemberg in deren Villa an den Ufern des Comerſees geſpielt? Habe ich nicht in Rom die göttliche Muſik gehört, die das Hochamt begleitet? Saß ich nicht bei Neapel im Palmenſchatten und ſammelte die abgefallenen Orangen, neben meiner lieben Pflegemutter hinſpringend, in dem Garten am Meeresufer in Bajä? Und iſt nicht der Bürgermeiſter Herr Achaz Lang, der mich ſeit meinem zwölften Jahre, wo ich von den Pocken ſo ſehr entſtellt wurde, erzog, neben Euch, mein theurer Johannes, vielleicht der weiſeſte Mann in allen deutſchen Landen? Daß er es hier in Linz iſt, will ich ſicher behaupten, denn

er iſt der Einzige, der Euren Werth nach ſeinem ganzen Umfange zu würdigen verſteht.“

Unter dieſem Geſpräch waren ſie nach Hauſe gekommen, wo Kepler in Suſannens Abweſenheit den Brief vorfand, ein ſeltſames Document, das uns ſo recht die Ueberzeugung aufdrängt, wie ſehr ſeit jener Zeit die Menſchheit in Bildung und Humanität fortgeſchritten iſt.

Es iſt unſaglich traurig zu bemerken, daß ſchon ſo bald nach der Kirchenverbeſſerung ſich unter denen, die ihr mit Leib und Seele anhingen, ſo viele Streitigkeiten um ganz unbedeutende Dogmen erhoben, und daß ſich in der proteſtantiſchen Prieſterſchaft bald ebenſo viel Pfaffenthum zeigte als in der katholiſchen. Freilich hat der wackere Auguſtiner Doctor Martin Luther, indem er den Geiſtlichen die Ehe frei gab und ihnen in dieſem Punkte durch ſeine Verheirathung mit Katharina von Bora voranging, einer Menge von Sünden und böſen Mißbräuchen unter den Geiſtlichen ſeiner Confeſſion ein Ende gemacht, aber den Geiſt der Liebe, der allein den wahren Chriſten macht, hat er ihnen nicht einhauchen können. Die Einfachheit des Chriſtenthums, das ſich ganz allein auf Menſchenliebe und Ablegung der Selbſtſucht baſirt, machte es damals wie jetzt den Weltklugen, Ehrgeizigen und Geiſtesſtolzen unverſtändlich.

Kepler beſaß neben ſeinem großen Geiſte ein einfältiges Herz, und dies machte ihn fähig, wahrhaft chriſtliche Demuth mit ſo großer Gelehrſamkeit zu vereinigen.

Er hatte in ſeinem Briefe nach Tübingen um Löſung ſeiner Zweifel und Skrupel gebeten; man erlaubte ſich dieſelben geradezu unnütze und thörichte zu nennen und ermahnte ihn, ſich in ſeinem Glauben ſchlecht und recht an Gottes Wort, das heißt an die von den würtemberger Theologen aufgeſetzte Concordienformel zu halten. Er las dies rauhe Zurechtweiſungsſchreiben ohne Zorn, und es gelang ihm auch, des Grams, den es ihm machte, Herr zu werden, denn ſein junges Weib verſtand es, ſein Herz zu echter Lebensfreude zu erwecken.

„Wie auch Alles ſein mag in meinem Leben", ſagte der Gelehrte mit heiterem Muth, nachdem er ſeinem herzigen Weibe den Brief mitgetheilt hatte, der ſo dunkle Wolken auf ſeine Stirn getrieben, „ich bin doch ein glücklicher Mann!"

„Das biſt Du", entgegnete die Gattin, „und wirſt es bleiben, bis Du einſt zu höherem Glücke eingehſt, denn Du findeſt Gott in ſeinen Werken und liebſt ihn in den Deinen, die ſeine Vatergüte an Dein Herz gelegt hat."

„Ein tugendſames Weib", entgegnete der Gelehrte, ihren friſchen Mund küſſend, „iſt viel edler als köſtliche Perlen.

Die Rudolfiniſchen Tafeln, jenes Meiſterwerk Kepler's, waren zwar in der Durchrechnung beendigt, aber ſie waren weder gedruckt, noch, wie es Kepler wollte und wünſchte, dem Publikum durch eigenen mündlichen Vortrag erklärt. Vergebens erſuchte der Gelehrte, ſo oft als ſchicklich und thunlich, den regierenden Kaiſer Matthias um Zahlung der Druckkoſten; Matthias hatte ihn mit dieſen an die Kämmereikaſſen von vier Städten verwieſen, aber dieſe zahlten ebenſo wenig als die kaiſerlichen Kaſſen. So ſtockte denn das große Werk wieder, Hinderniſſe auf Hinderniſſe ſtellten ſich der Wirkſamkeit des großen Mannes entgegen, und während jetzt nach ſeiner Verheirathung mit Suſannen ihm Familienglück Entſchädigung für viele andere Bitterkeiten ſeines Daſeins zu geben begann, packte ein grauſames Familienleiden ſein warmes Herz von einer andern Seite her mit Geierkrallen.

Vor Jahren ſchon hatten ſeine Geſchwiſter und beſonders ſeine Schweſter Margarethe Binder ihm Nachricht gegeben von den üblen Gerüchten, die drohend über dem Haupte ſeiner alten Mutter ſchwebten. Der an das Schlimmſte nur ſchwer glaubende Kepler hatte die Sache

für Altweibergewäſch gehalten und den Verſuch, gemacht, diejenigen, die Böſes über die alte Frau verbreitet, und namentlich ihre frühere Freundin, die Wittwe Reinboldt, als Verleumder vor Gericht zu ziehen. Vielleicht hatte er gehofft, daß ſeine Stellung und der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit ihm dabei helfend zur Seite ſtehen würden. Seit dem Tode ſeines Töchterchens ſtand Kepler wieder in eifriger brieflicher Verbindung mit ſeinem einſtigen Schulgefährten Beſold, deſſen Weſen den ſcharfen Augen Kepler's ſchon bei ſeinem damaligen Aufenthalt in Prag verändert erſchienen war.

Daß Apollonia mit tiefer Dankbarkeit an ihrem Lebensretter hing, war bei dem Charakter der würdigen Matrone wohl nur natürlich, und eben durch ſie, die dankbare Mutter, war die Jugendfreundſchaft der beiden Männer neu gefeſtigt worden.

Kepler hatte ſeine zweite Verheirathung ſowohl ihm als Bernecker in heitern, launigen Briefen angezeigt und ſich beſonders auch in Scherzen darüber ergangen, daß man ihm in Linz ſo viele Frauen vorgeſchlagen. Bernecker antwortete bald und ihrer alten Freundſchaft angemeſſen. Beſold's Brief aber blieb über Erwarten lange aus. Kepler ſchob dies auf die vielen Unruhen in Deutſchland. Denn nicht nur in Böhmen wütheten die Flammen des Bürgerkriegs, der ganze Weſten Deutſchlands befand ſich

durch Bauernaufstände in Gefahr und alle Herzen waren voll bitterer Sorge um Hab und Gut, um Haus und Hof, ja um Leben und persönliche Freiheit.

Kepler in seinem jetzt so glücklichen Familienleben und aufs eifrigste beschäftigt mit seiner edlen Wissenschaft, kümmerte sich weniger als viele andere Menschen um die Weltläufe. Er vertraute auf Gottes Walten in allen den Dingen, zu deren Aenderung und Verbesserung sein Einschreiten nichts beitragen konnte, und griff da, wo er es für seine Pflicht hielt, muthig und unverzagt auf Gottes Schutz bauend, mit all seiner natürlichen Thatkraft ein.

Der Brief, der nach langem Warten endlich von seinem Freunde Besold in seine Hände kam, riß ihn mit Macht empor und bewog ihn, sich sogleich von seiner Familie zu trennen um allein eine Reise nach seiner Heimat anzutreten.

Der Tod des Kaisers Matthias hatte das Feuer der Zwietracht in Deutschland und besonders auch in Oesterreich und Böhmen noch mehr geschürt, da dieses letztere Land, fest entschlossen, von seinem Wahlrechte den umfassendsten Gebrauch zu machen, sich entschieden weigerte, dem strengkatholischen Ferdinand von Steiermark seine Krone zu geben.

Es schien den größtentheils der protestantischen Re-

ligion ergebenen Landſtänden weit beſſer, ihr Wohl und Wehe einem Fürſten ihres eigenen Glaubens anzuvertrauen, als den Verſprechungen eines Habsburgers und beſonders des von den Jeſuiten erzogenen Ferdinand von Steiermark von neuem Glauben zu ſchenken. Nach Kämpfen und Blutvergießen mancherlei Art, wobei die böhmiſchen Landſtände den berühmten Parteigänger Grafen von Mansfeld mit einem anſehnlichen Heer von Landsknechten in ihren Sold genommen hatten und Ferdinand in Wien von böhmiſchen Truppen unter dem Grafen Thurn faſt gefangen genommen worden war, wählten ſie zu ihrem Könige den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, der mit ſeiner ſchönen engliſchen Gemahlin in Amberg Hof hielt.

In dieſen Zeiten der Unruhe nahm Kepler von ſeinem jungen Weibe Abſchied, um eine lange Reiſe anzutreten, deren Zweck er nicht einmal ihr anzuvertrauen wagte. Denn eingedenk des furchtbaren Eindrucks, den ſeines unglücklichen und nicht ſehr ehrenhaft erſcheinenden Vaters Perſönlichkeit auf Barbara gemacht hatte, fürchtete er, der noch ſo jugendlichen und unerfahrenen Suſanne Familienverhältniſſe mitzutheilen, die in jener Zeit tiefe Schatten der Unehre auf alle Mitglieder ſeiner Familie warfen.

Bei den erſten Nachrichten, welche Kepler über den

üblen Leumund ſeiner Mutter erhielt, hatte er, kühn auftretend in der feſten Ueberzeugung, daß jene ſchlimmen Gerüchte grobe Lügen und bösliche Verleumdungen ſeien, eine Injurienklage gegen die Wittwe Reinboldt und deren Anhang und Verwandtſchaft eingereicht.

Vogt Einhorn aber, der bei dieſer Klage nicht wenig gravirt war, weil die unglückliche Katharina Kepler in ſeiner Gegenwart von ſeinen trunkenen Bekannten arg gemißhandelt worden war, hatte dieſe Klage fort und fort hingeſchleppt. Jahre waren ſo vergangen, und jetzt, wo die überhandnehmenden öffentlichen Unruhen jedem Richter in Deutſchland freie Hand ließen, die gröbſte Tyrannei in ſeinem kleinen Bereich auszuüben, hatte der rachſüchtige Mann es möglich gemacht, Kerkerhaft über die unglückliche Greiſin zu verhängen, die ſchon ſeit vielen Monaten durch ſeine niedrigen Machinationen aus einer Klägerin zu einer ſchwer Angeklagten geworden war.

Beſold ſchrieb ſeinem tief ergriffenen Freunde darüber Vieles und ſehr Ausführliches; der Hauptpunkt ſeines Briefes aber war: „Komm Du ſelbſt, mein Johannes, und verſuche mit allen reichen Mitteln Deines Geiſtes Deine unglückliche Mutter von Folterqualen und dem möglichen, ja wahrſcheinlichen Flammentode zu retten. Meine Macht iſt durch die Hülfe erſchöpft,

die ich der würdigen Frau Wellinger konnte angedeihen laſſen. Außerdem bin ich jetzt in dieſem Lande kein ſehr beliebter Mann; man ſchilt auf meinen Umgang mit einigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu und hat die Reinheit meines proteſtantiſchen Glaubens ſtark in Verdacht, und in der That, mein verehrter Jugendfreund, möchte ich lieber ein Mitglied der heiligen Mutterkirche ſein, deren uralte Bräuche ſchon wegen ihres Alters ehrwürdig ſind, als mitten unter dieſen zankenden, haarſpaltenden Proteſtanten ſtehen, die wie biſſige Hunde wegen eines Knochens ſich gegenſeitig ankläffen wegen eines Buchſtabens in der Luther'ſchen Bibelüberſetzung. Iſt das die Reinigung des Chriſtenthums, die Verbeſſerung der Religion, von der man uns ſo pomphaft vorgeſprochen? O mein Freund, mein Bruder, der Friede wohnt in meinem Herzen nicht, der Glaube, in dem man mich erzogen, ſcheint mir ein ekles, ſchales Formenweſen, aber Deine Liebe, Du Guter Du Trefflicher, wird und kann mich nicht täuſchen! Komm zu mir, eile, eile; auch Deine unglückliche Mutter bedarf Deiner, aber ſicherlich nicht mehr als Dein leidender Freund Beſold.

PS. Erinnerſt Du Dich noch der Fauſtkammer in Maulbronn und der Scripturen Deines Verwandten Johannes Fickler? Haſt Du ſie ſpäter wirklich niemals geleſen? O Glücklicher, der die Frucht vom Baume der

Erkenntniß ungepflückt an ihrem Zweige hängen ließ!

D. O."

Kepler las den Brief wieder und wieder. Was hätte er nicht darum gegeben, ihn ſeiner Suſanne mittheilen zu dürfen; doch ſollte ſie mit der Kenntniß des ſchlimmſten Leidens, das den getroffen, den ſie ſo innig liebte, verſchont bleiben. Freilich, ſie würde die Unehre, die ſeine Mutter über ihn brachte, nicht als eine den Geliebten beſchmuzende Schmach annehmen, aber den Schmerz über ſeinen ſo grauſamen Kummer wollte, mußte er ihr ſparen, war doch die Trennung an und für ſich ſchon Leids genug für die zarte Frau, die vielleicht in den ihr in kurzem bevorſtehenden Angſtſtunden ſeiner Nähe würde entbehren müſſen. Freilich, er ließ ihr Apollonia, die treue, weiſe, umſichtige Matrone, aber Apollonia hatte keinem Kinde das Leben gegeben; konnte ſie denn die Leiden ganz beurtheilen und der armen Suſanne zur rechten Zeit mit den rechten Worten den rechten Troſt geben? Das hätte nur der Gatte gekonnt, der Vater des Kindes, dem das geliebte Weib das Leben geben würde.

Aber er ſollte ſeiner Mutter zu Hülfe eilen, der Mutter, die einſt um ſein Leben den Kampf gekämpft, der jetzt der Geliebten bevorſtand.

O, ein liebendes Männerherz kann die Heiligkeit der

Mutterwürde faſſen und begreifen, und das Herz Kepler's riß ſich muthig von ſeiner glücklichen Häuslichkeit los, um ſeiner Mutter zu Hülfe zu eilen.

Die Reiſe des Gelehrten war in den Gegenden, zu welchen ſein Weg ihn führte, noch ſicher. Die Schaaren Buquoi's, Dampierre's und Mansfeld's ſtanden in Böhmen, wo ſie die wüthendſten Kämpfe mit einander ausfochten, bei welchen bald die Proteſtanten, bald die Katholiken den Sieg davontrugen.

Sein Weg führte ihn über Landshut und Augsburg nach Ulm, wo man den berühmten Gelehrten mit großen Ehren empfing. Doch vermied er einen längern Aufenthalt in dieſer Stadt und eilte zunächſt nach Tübingen, wo Beſold ihn mit offenen Armen, aber tief betrübtem Herzen empfing. Die Nachrichten, die der Freund ihm von der Mutter geben konnte, waren ſo troſtlos als möglich. Die Unglückliche befand ſich ſchon ſeit vielen Monaten in hartem Gefängniß. Sie hatte in ganz Leonberg keinen Freund, der ihr aufrichtig wohlwollte; ſelbſt ihr Sohn, der Zinngießer Kepler, ein gutmüthiger, aber äußerſt beſchränkter Mann, glaubte nicht an die Schuldloſigkeit ſeiner heftigen und in allen Stücken wunderlichen Mutter. Auch der Schwiegerſohn, Pfarrer Binder in Heumaden, ſchien die Mutter ſeiner Frau ſeiner Sohnestheilnahme keineswegs für

würdig zu halten. Anfangs, bei der Gefangenſetzung der Bedauernswürdigen, hatte die Tochter Margarethe ihr Eier, gutes Obſt und zuweilen ein Fleiſchgericht durch beſondere Boten und die Vermittlung des Kerkermeiſters zukommen laſſen; in dem Städtchen aber wußte man, daß dieſe töchterlichen Liebesgaben auf den Befehl ihres Gatten hatten unterbleiben müſſen. Noch vor dem Eintritt ihrer Haft hatte Frau Margarethe ihre ſchwerbedrohte Mutter halb mit Gewalt, halb mit Zureden hinaus nach Heumaden genommen; nach dem Gerede der Stadt hatte ſie die heftig widerſtrebende alte Frau in eine zu dieſem Zweck beſonders eingerichtete große Truhe geſteckt und ſo in ihr ſtilles Pfarrhaus gefahren, aber Katharina Kepler war nach wenigen Tagen allein und freiwillig nach Leonberg zurückgekehrt, da ſie den feſten Entſchluß kundgab, nicht weichen noch wanken zu wollen, bis ihre Feinde und Verleumder beſtraft worden wären.

Margarethe hatte die Mutter auch nur zu ſich genommen, weil der Zinngießer ſie inſtändig gebeten, dieſelbe ſo bald als möglich von dem Schauplatze ihrer unruhigen Thätigkeit zu entfernen, da Vogt Einhorn, das gefürchtete Oberhaupt der kleinen Stadt, ihm, dem Sohne, aufgegeben, die Mutter anzuhalten, daß ſie den Leuten nicht ſo viel in die Häuſer laufe.

Kepler hatte ſeine bedauernswerthe Mutter viele, viele Jahre nicht geſehen, und wie bei allen guten Menſchen hatte die Zeit auch bei ihm ihre Wirkung gethan und einen Schleier über die Fehler geworfen, unter denen er in ſeiner Kindheit und Jugend ſchwer genug zu leiden gehabt. Deutlich erinnerte er ſich dann ihrer ſtattlichen Schönheit, ihrer eifrigen Dienſtwilligkeit, jedem Leidenden zu helfen, ihres Strebens, ſich, wo ſie konnte, Kenntniſſe anzueignen, kurz jeder Eigenthümlichkeit, die ihr, richtig angewendet, zur Ehre gereicht hätte, und es ſchien ihm unglaublich, ja unmöglich, wie ſie jetzt von Jedermann gehaßt und verfolgt werden könne. Beſold konnte ihm darüber keine genaue Aufklärung geben. Daß man ſie des gelehrten, berühmten Sohnes wegen beneide, und die Gelehrſamkeit deſſelben geradezu für Teufelswerk halte, durch der Mutter Hexerei hervorgebracht, kränkte Kepler's Herz noch kaum ſo ſehr, als daß Beſold auf die faſt bis zur Verſtandeszerrüttung ausgeartete Wunderlichkeit anſpielte.

„Willſt Du mir geſtatten, mein trefflicher Freund, Dich mit einigen gelehrten Jeſuiten bekannt zu machen", fragte Beſold den Freund, „die viel über die Schrecklichkeit und Ungerechtigkeit der Hexenproceſſe nachgedacht und geſchrieben haben? Es iſt einer darunter, Pater Spee, ein Jüngling noch an Jahren, aber weiſe und edelherzig,

wie es viele Greiſe nicht ſind. Er ſchreibt gegenwärtig über die abſcheulichen Betrügereien des Hexenhammers und der Hexenwage, und dies Buch wird die Welt einen guten Schritt vorwärts führen in der Beurtheilung dieſer ſchrecklichen Dinge."

Kepler hatte bei dieſer Erzählung einen ernſten, prüfenden Blick in das unruhige Auge ſeines Schulkameraden geworfen und ſagte dann: „Aber biſt Du auch der Feſtigkeit Deines heiligen Glaubens gewiß, daß Du es wagen darfſt, Umgang und Unterhaltung mit den Männern zu pflegen, deren ganze Gelehrſamkeit und Willenskraft darauf ausgeht, den Katholicismus in die Welt zurückzuführen? Ich habe in dieſen letzten Tagen eine Schrift verfaßt zur Vertheidigung unſeres heiligen geläuterten Glaubens, erlaube mir, daß ich Dir dieſelbe zu Deiner Beurtheilung vorlege."

„Du, Johannes?" fragte Beſold erſtaunt. „Laß ſie nie drucken, denn Du, den die Proteſtanten verketzern, würdeſt, wenn Dein Name als der des Verfaſſers bekannt würde, ſchwere Anfechtung von allen Parteien zu erdulden haben."

„Ich vertheidige, was ich für wahr und recht erkannt", meinte Kepler heiter, „die Folgen davon für mein eigen Wohl oder Wehe ſind mir ganz gleichgültig. Du haſt in Deiner Jugend Dich für das Schickſal des

Appian ſo warm intereſſirt, haſt Du jetzt vernommen, daß die würdigen Verfaſſer des Buchs „Vom wahren Chriſtenthum“, die Magiſter Weigel und Arndt, von allen Seiten arg verketzert werden, und daß Magiſter Oſiander, unſer alter Lehrer, mehr als hundert Fehler gegen den echten gereinigten Glauben in ihrem Buche gefunden?“

„Es ekeln mich alle dieſe kleinen Zänkereien an; ich leſe fleißig die alten Kirchenväter und finde in ihrer naiven Gläubensfreudigkeit ſehr oft wahren und warmen Troſt. O wer wie ſie ſeinen Glauben unter Kampf und der Welt Schwierigkeiten ausſprechen dürfte!“

„Das habe ich gekonnt und habe es gethan“, entgegnete Kepler freudig.

„Und vielleicht ſind es eben die Schwierigkeiten, die Dich, edler, großherziger Mann, am Hofe Rudolf's den Proteſtantismus ſo feſt halten, ſo ernſt vertheidigen ließen“, meinte Beſold trüb. „Hier in Würtemberg iſt es der Glaube, durch den allein man zu Ehrenſtellen und zeitlichem Glücke gelangen kann.“

„Nun aber, ich denke doch nicht, daß ein Menſch aus reinem Geiſte des Widerſpruchs von dem Glauben ſeiner Väter abweichen würde“, entgegnete Kepler faſt im Tone einer Frage.

Beſold aber antwortete nicht, ſondern ſtellte dem Freunde einen eben eingetretenen jungen Mann als

Pater Spee vor, denſelben, dem es in ſeinen reifern Jahren gelang, dem Unſinn der Hexenproceſſe durch ſeine Beredtſamkeit ein Ende zu machen.

Jetzt ging das Geſpräch auf Kepler's Mutter und ihre großen Leiden über.

„Ich kenne die Aermſte nicht", ſagte der Jeſuit, „aber ich weiß, daß ſie ſicherlich kein grobes Verbrechen begangen hat, wie dies nicht ſelten bei den Perſonen vorkommt, die der Hexerei bezüchtigt am Brandpfahle enden und durch Geheimmittel, die ſie verkaufen, entſetzlichen Schaden angerichtet und den Tod vieler Perſonen verſchuldet haben. Viel eher würde ich annehmen, daß die Mutter eines ſo würdigen, weiſen Mannes wie Sie, Herr Magiſter, zu jenen ausgezeichneten Frauen gehört, die im Beſitz großer Kenntniſſe, die ſie mit Liebenswürdigkeit und ſeltener Beſcheidenheit verbinden, den Neid und die Aufmerkſamkeit der Schlechten auf ſich ziehen."

„Es gibt auch ſolche unter den der Hexerei bezüchtigten", entgegnete Kepler, „und meine liebe Erzieherin Frau Apollonia Wellinger war eine darunter."

„Lebt die treffliche Frau noch?" fragte Pater Spee. „Mein Freund hier, Herr Beſold, hat mir von ihr erzählt, und meine Seele freut ſich, daß es demſelben gelungen iſt, das Schlimmſte von ihr fern zu halten."

„Sie iſt in meinem Hauſe zu Linz", entgegnete

Kepler, „die mütterliche Freundin meiner jugendlichen zweiten Gattin, die ſanfte Erzieherin, ſo recht eigentlich die liebevolle Großmutter meiner beiden Kinder erſter Ehe.“

„Gott erhalte Dir die würdige Freundin noch viele Jahre“, ſagte Beſold, ſetzte dann aber mit halb entſchuldigendem Tone hinzu: „Unſeres gelehrten Freundes rechte Mutter hat ihn zwar geboren, aber nicht erzogen, weil ſie ihrem Gatten bald nach der Geburt ihres erſten Kindes nach Flandern folgte, wo dieſer, ein auffallend ſtattlicher Mann, von Werbern aufgegriffen, unter Alba's Fahnen kämpfte.“

„Ah ſo!“ entgegnete Pater Spee gedehnt.

„Ihr glaubt alſo, daß dieſer Umſtand ihr Schaden bringen könnte? Mein Vater Heinrich Kepler war, wie mein Großvater Sebaldus Kepler, ein echter Proteſtant.“

„Das würde weder ihm noch Eurer unglücklichen Mutter bei irgend einem Proceſſe znm Nachtheile gereichen, wenn ich ihr Richter wäre“, entgegnete der Jeſuit mild, „denn jeder gerechte Richter, welchem Glauben er auch angehöre, muß nach den Thaten der zu Richtenden, nicht nach ihrem Glauben urtheilen. Aber Frauen von großer Lebhaftigkeit ſind, wenn ſie nicht hohe Bildung und wahre Frömmigkeit beſitzen, bei dem Wahnſinn der Hexenproceſſe oft die Beklagenswertheſten. Ihre

innere Unruhe trieb ſie ſchon zuweilen zur Selbſtanklage, ehe die Folter ihrer Verzweiflung ein ſolches lügneriſches Geſtändniß erpreßte. Eilt, Herr Kepler! Die Angelegenheit Eurer Frau Mutter hat mich immer intereſſirt, und ſolltet Ihr meiner Hülfe bedürfen, ſo werdet Ihr in mir einen Freund finden, ſtets bereit, Euch und der arg Verleumdeten beizuſtehen. In wenigen Minuten muß ich ſelbſt nach Rottenburg zurück; iſt es Euch genehm, ſo begleitet mich bis zu einem Orte auf meinem Wege, wo ich Euch mit Gewißheit ein ordentliches Fuhrwerk bis Leonberg beſorgen kann."

Mit herzlichem Dank nahm Johannes das Anerbieten des liebenswürdigen Jünglings an, und während ihrer Fahrt erzählte er ihm von dem Tode ſeines Ordensbruders Johannes Fickler, auch von dem Heinrich Kepler's und jenem ſeltſamen Amulet, das dieſer von der verworfenen Streicherin empfangen und gläubig bis zu ſeinem blutigen Ende bei ſich getragen habe. Hexengeſchichten mancherlei Art bildeten dann bis zu ihrer Trennung ihre Unterhaltung, in der Pater Spee ſeinen Gefährten ernſtlich warnte, bei der Vertheidigung ſeiner Mutter von der Unmöglichkeit der Hexenwerke und der buhleriſchen Verbindung unglücklicher alter Weiblein mit dem Erbfeinde des Menſchengeſchlechts zu ſprechen.

„Ich für mein Theil denke, der Klügſte der Klugen, der Sinnlichſte der Sinnlichen würde ſich zu ſeinen Schätzchen ſchwerlich die alten, triefäugigen Weiber wählen, die auf der Folter ſolche arge Verleumdungen über ihn und ſich ausſagen.“

Der hübſche junge Mann lächelte bei dieſen Worten in ganz eigenthümlicher Weiſe. Auf den Lippen eines jungen ſchnurrbärtigen Gardeoffiziers unſerer Tage würde dies Lächeln ganz an ſeinem Platze geweſen ſein, den ehrbaren Kepler ſtieß es in eigenthümlicher Weiſe zurück. „Pfui über das Cölibat!“ hätte er faſt laut ausrufen mögen. „Gott ſegne Luther, den Mann Gottes, der unſern Geiſtlichen die Ehe freigegeben und damit den ſchlimmſten Schandfleck in der alten Kirche ausgelöſcht hat“, dachte er in der Tiefe ſeines reinen, redlichen Herzens, und ſeine Erinnerungen flogen freudig nach Hauſe zu ſeinem lieben, ſchönen, jungen Weibe, zu ſeinen heranwachſenden Kindern, deren Schönheit, Herzensgüte und gute Geiſtesgaben ihn ſo beglückten, auf die er mit Recht ſo ſtolz war.

Als die beiden Reiſegefährten ſich trennten, war der Abſchied von Kepler's Seite bei weitem weniger herzlich, als er es ohne dies ihm ſo mißfällige Lächeln geweſen wäre.

In ziemlich ſpäter Abendſtunde kam der Hofmathe-

matikus Johannes Kepler in dem Städtchen Leonberg an und eilte ſogleich in das Haus ſeines Bruders, des Zinngießers Chriſtoph Kepler. Sein lautes Klopfen an die Hausthür erregte den heftigſten Schrecken bei allen Familiengliedern. Der Hausherr ging dem ſpäten Gaſt, die Lampe in der Hand tragend, ſelbſt entgegen; ſobald aber das Licht derſelben durch die obere geöffnete Hälfte der Hausthür auf das Angeſicht des vor derſelben ſtehenden Bruders fiel, verwandelte der Schreck ſich in eine mit Stolz gemiſchte ſchüchterne Freude.

„Ja, Ihr ſeid's! Ihr ſeid's ohne Zweifel, mein hochgeehrter Herr Bruder. Niemand in der ganzen weiten Welt hat Augen wie Ihr, und gar wenn Ihr nun lächelt, wie jetzt, ſo iſt's daſſelbe Angeſicht, das uns alle ſo oft verwunderte, wenn Ihr Euch freutet, daß unſere kleine Schweſter Gretchen, die nun eine ſtattliche, vornehme Frau iſt, nicht ſo vornehm freilich als Ihr, der mit Fürſten und Herrn als mit ſeinesgleichen gelebt hat, aber doch eine ſtattliche Frau Pfarrerin — ja, was ich ſagen wollte, mein Herr Bruder, ſo wie jetzt, accurat ſo habt Ihr auch als Knabe gelächelt, wenn Gretchen gut lernte, was Ihr ihr, ſelbſt noch ein Knabe, mit ſo vielem Fleiße beibrachtet."

„Wackerer Bruder", ſagte Johannes, dem Wirthe, der unterdeß mit dem Oeffnen der Thür zu Stande ge-

kommen war, feuchten Blickes die Bruderhand reichend.

Im nächsten Moment lagen beide Brüder weinend sich in den Armen, und ehe noch die wackere, ganz hübsche Hausfrau die Schlafstätte des werthen Gastes bereitet und ihm ein tüchtig Gericht echt schwäbischer Knöpfle zur Nachtkost vorgesetzt hatte, war aus dem Herzen des einfachen Handwerksmannes jede Spur der Scheu vor dem gelehrten vornehmen Bruder verschwunden. Als Johannes wohlbehalten in seinem thurmhohen, mit weißem Linnen bezogenen Bette lag, mußte er dem Bruder drohen, ihm den Leuchter an den Kopf zu werfen, wie es Christoph ihm oft scherzweise gethan, wenn er in den Vacanzen zu lange neben dem Bette des Schlaftrunkenen studirt hatte.

„Na denn, so schlaf unter Gottes Schutz", sagte gute Nacht nehmend der Bruder, „und bringe morgen unserer armen Mutter Trost und Frieden."

Katharina Kepler, die unsaglich unglückliche Greisin, war wenige Tage vor der Ankunft des Sohnes nach Güglingen in einen andern als ihren frühern Kerker zu Leonberg gebracht worden, und zwar zum Theil durch die Unvernunft Christoph Kepler's, der, indem er an den leonberger Magistrat, dessen Obmann, der Vogt Einhorn, der Todfeind der armen Angeklagten war, die Bitte

gerichtet, ſie einem andern Richter zu übergeben, ſeiner armen Mutter einen Dienſt zu leiſten glaubte; gewiß iſt, daß er glaubte, es würde der Familie weniger Schande machen, wenn ſeine Mutter die Qualen der Tortur, die Vogt Einhorn ihr bereits zuerkannt, an einem andern Orte erlitte.

Johannes eilte nun in der Morgenſtunde eines Septembertags, ſo ſchnell als möglich zu ſeiner armen Mutter zu kommen.

Die köſtliche Friſche des ſchönen Herbſtmorgens erquickte das Herz, das mit der Natur von Jugend auf gelebt hatte, bis in ſeine tiefſten Tiefen. Seine fromme Seele ſuchte Troſt im heißen Gebet, und die Ueberzeugung, daß der Allmächtige, der Sonne, Erden und Monde an unſichtbaren Banden auf den ihnen angewieſenen Bahnen erhält, auch die Geſchicke der Menſchheit und jedes Einzelnen derſelben liebend regiert und leitet, gab ihm Muth und in gewiſſer Weiſe ſogar Freudigkeit und ſtärkte ſeine Entſchloſſenheit, alles ihm Mögliche zur Rettung ſeiner Mutter zu thun. Er betrat ihren dunkeln Kerker mit gefalteten Händen und erhobenem Haupte.

„Wer iſt da?“ fragte eine Stimme, deren Klang ihm ganz unbekannt war, denn die feuchte Kerkerluft und die bittere, die Bruſt beklemmende Angſt hatten ihr alle

frühere Kraft und Stärke geraubt; dumpf und heiſer ſchallte ſie dem eintretenden Sohne entgegen.

„Euer Sohn Johannes!“ antwortete er und aller Jammer ſeiner Seele durchzitterte die kurzen Worte.

Unterdeſſen hatte ſich auch ſein Auge an die Finſterniß des Kerkers gewöhnt. Er ſah nun das Elend, das er bis dahin ſich nur vorgeſtellt hatte.

Katharina Kepler hatte eine ziemlich ſchwere Kette um einen ihrer Füße, vermittelſt welcher ſie an die feuchte Wand ihres Kerkers gefeſſelt war. Sie verſuchte ſich von einem Strohlager, das am Boden lag, emporzurichten, aber es ſchien ihr nicht möglich zu ſein, und zitternd eilte der Sohn zu ihr, ſie zu unterſtützen. Schwer lehnte ſie, als er ſie auf die Füße gebracht, ihr von eisgrauen Locken wild umringeltes Haupt auf die Schulter ihres Erſtgeborenen, und ſeine Hand mit ihren beiden eiskalten Händen packend, ſagte ſie:

„Gott ſchickte Dich! Gott, den ich in der Tiefe meines Elends ſo lange vergeblich angerufen habe. Mein Sohn! mein Sohn! Ja, es geſchehen noch Wunder! Daß ich Dich hier ſehe, daß ich meinen müden Kopf auf Deine ſtarke Schulter legen, Dein lockiges Haupt mit meinen Armen umſchlingen kann, das iſt ein Wunder ſeiner Barmherzigkeit, oder — weh mir! — iſt's ein Anderer, der Dich ſchickt? Er, der ſeit meiner Kinder-

zeit nach mir ſchnappt und jagt, den ich auch — der Herr erbarme ſich meiner! — in meiner Verzweiflungsangſt um Hülfe angerufen habe. Johannes, mein Sohn, mein Erſtgeborener, ſprich, o ſprich, ſchickt der böſe Feind Dich? Werde ich's verdienen, daß man meine Glieder mit der Folter zerreißt? Bin ich wirklich, was man mich nennt, eine Unholdin, des Satans verworfene Buhlerin, verworfen zeitlich und ewig?"

Hier verſagten die zitternden Füße der Unglücklichen jeden Dienſt; zähneklappernd ſank ſie auf das harte Lager, und der Sohn kniete daneben nieder, ihr Haupt mit ſeinen Armen vor der modrigen Feuchtigkeit deſſelben ſchützend.

„Faßt Euch, meine arme, meine theure, vielgeliebte Mutter", flüſterte Johannes, und eiskalte Thränen füllten ſeine Augen; „Gott hat mich zu Euch geſendet. Auf die Aufforderung Eurer andern Kinder und meines Freundes Beſold bin ich hierher geeilt, und der Allgütige, der mich nicht zu ſpät kommen ließ, wird mir auch die Kraft verleihen, Euch zu ſchützen, zu erretten."

„Ich kann nicht weinen! Du weißt es ja, Johannes", ſagte die Unglückliche, den Sohn mit ihren thränenloſen Augen anſtarrend; „ſeit Dein Vater mich um der ſpaniſchen Buhlerin willen verließ, ſind meine Thränen verſiegt, aber die Deinen thun meiner Seele wohl. O

mein Sohn, mein Sohn, ſo glaubſt Du wenigſtens, der einzige von meinen Kindern, an meine Unſchuld?“

„Ja, meine arme Mutter, wie an Gottes Barmherzigkeit.“

„Still, ſtill“, flüſterte ſie, ihn unterbrechend, „ſprich nicht aus, was doch wohl eine Lüge iſt; weiß ich doch ſelbſt nicht, wie's damit ſteht. Habe ich nicht ſo oft in jungen Tagen heiß gewünſcht, die Klugheit und Macht der Streicherin zu erringen? Habe ich es nicht vielmals ausgeſprochen, der Apollonia Weſen und Geberden um jeden Preis haben zu wollen, und ſie beide waren, das wußte ich wohl, des Satans liebſte Verbündete, ja, und jetzt, da mir das bittere Waſſer der Trübſal bis an den Hals ſtieg, da habe ich laut geſchrieen: Hilf mir, Satanas, nimm mein unſterblich Theil, aber reiße mich aus dieſen Nöthen! O meine Glieder ſind ſteif geworden in der naſſen Kälte meines Kerkers und mein Herz verlechzt in dieſer troſtloſen Einſamkeit! Ich bin nicht unſchuldig, ich bin es nicht, darum haben auch meine Kinder mich verlaſſen und verleugnet, und Du biſt wohl nur ein Spukgebild, nicht mein wirklicher kluger Sohn; der iſt zu vornehm, um an die Mutter auch nur zu denken; wie ſollte er denn vom glänzenden Kaiſerhof hierher kommen in dieſen entſetzlichen Kerker?“

„O ſucht Euch zu faſſen, meine theure unglückliche

Mutter!" flehte der tief ergriffene Sohn. „Iſt es nicht ſelbſt in dieſem tiefen Jammer ein Glück, daß wir bei einander ſein können? Euer lieber Sohn Chriſtoph läßt Euch mit Weib und Kindern von Herzen grüßen, er hofft wie ich, daß die Gnade, in der ich beim Prinzen Friedrich ſtehe, mir behülflich ſein wird, Eurer Feinde böſe Anſchläge zu vernichten."

Der ernſten, rührenden Bitte des Sohnes gelang es denn auch endlich, daß der Vogt Aulber die Erlaubniß ertheilte, Katharina Kepler aus dem Gefängniß und in die Stube des Gefangenwärters zu bringen, doch gab man der kranken Frau, deren Kette man im Zimmer an einem Mauerring befeſtigte, noch zwei Wärter zur Bewachung.

Auch bekam Kepler auf ſein dringendes Erſuchen die Erlaubniß, die Vertheidigung ſeiner Mutter ſchriftlich zu führen und ihren Vertheidiger dem Gericht nicht nennen zu dürfen, was ihm geſtattete, die Vertheidigung ſelbſt niederzuſchreiben.

Wenn es nichts Andern bedurft hätte, als eines großen Verſtandes und der Federgewandtheit ihres Vertheidigers, ſo würde die Unglückliche wohl gerettet geweſen ſein, aber mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.

Johannes ließ ſich in ſeiner erſten voluminöſen Ver-

theidigungsſchrift gar nicht auf einen Beweis der vollſtändigen Unſchuld ſeiner Mutter ein, noch weniger auf irgend eine Anſpielung auf die Unmöglichkeit des Verbrechens, deſſen ſie beſchuldigt war.

Der Hexenglauben gehörte nun einmal zu den kirchlichen Glaubensartikeln jener dunkeln Zeit, und ein proteſtantiſcher Prädikant, der Magiſter Johann Burghardt Buck, der ſeit Jahren die unglückliche Frau ſchmählich verfolgt und ſie nicht zum Genuß des heiligen Abendmahls zugelaſſen hatte, war der wildeſte Eiferer gegen die vermeintliche Zauberei Katharinens.

Zuvörderſt bemühte ſich Kepler darzuthun, daß die mehr als ſchrecklichen Geſetze gegen Zauberei im Falle ſeiner unglücklichen Mutter die Anwendung der Folter gegen ſie weder nothwendig noch zuläſſig machten.

Auf dieſe geiſtvolle und ganz zur rechten Zeit vorgebrachte Eingabe des Sohnes erſchien eine Gegenſchrift, und ſo wurde denn endlich nach langem Hin- und Herſchreiben, nach haarſträubenden Verhören und Protokolliren, bei dem es unter Anderm einmal heißt: „Die Beklagte erſchien vor Gericht leider mit Beiſtand ihres Herrn Sohnes, des Mathematikers Johannes Kepler“ — die ganze Angelegenheit wegen Zuläſſigkeit der Anwendung der Folter gegen Katharina Kepler dem Univerſitätsſenat von Tübingen vorgelegt.

Die unglückliche Greiſin ſollte nun in jenes grauſige Gemach geführt werden, in welchem Apollonia einſt ſo edel und muthig gelitten, um die Mutter ihres Johannes vor dem Jammer zu bewahren, der nun doch in ſeiner ganzen Schwere über ſie hereingebrochen zu ſein ſchien.

Auf dieſem entſetzlichen Gange konnte der treue Sohn ſie freilich nicht begleiten, aber er blieb bis zum letzten Augenblicke bei ihr und redete ihr zu, ſich kein Geſtändniß abängſtigen zu laſſen und auf Gott zu vertrauen, der in den ſchrecklichſten Augenblicken der Freund und Beiſtand der Schwachen ſei, die auf ſeine Kraft vertrauen.

„Denke an Apollonia, mein armes Mütterlein, die, um der Wahrheit die Ehre zu geben und Dich, ihre Jugendgeſpielin, vor den Anfechtungen dieſer Stunde zu bewahren, die ſchlimmſten Folterqualen ertrug, ſodaß das Band zwiſchen Leib und Seele geriſſen wäre, wenn ſie noch eine Minute länger gewährt hätten. Du warſt ja immer kräftiger als die arme kleine Frau. Denke an ſie und an Deine Kinder, denen Deine Standhaftigkeit Ehre und Anſehen erhalten ſoll. Denke, daß Gott ein Gott der Wahrheit iſt und denen, die für die Wahrheit leiden, auch in der ſchlimmſten Noth zur Seite ſteht.“

Diejenigen amtlichen Perſonen, welche die Unglückſelige an den ſchrecklichen Ort führen ſollten, der Henker, der kleine fürchterliche Arzt, der bei deſſen Amtsthätigkeit gegenwärtig zu ſein die ſchreckliche Verpflichtung hatte, der Vogt Aulber und drei Gerichtsbeiſitzer, erſchienen jetzt an der Schwelle der Thür des Gefangenwärters, und mit feſtem Schritt folgte Katharina Kepler dieſen Führern in die Nacht des tiefſten Elendes, das menſchliche Unvernunft für die Menſchheit erſonnen.

Wir wollen ſie auf dieſem ſchrecklichen Wege nicht begleiten; wir bleiben bei dem Sohne, der in dieſer Stunde, einſam auf den Knieen liegend, Gebete zu Gott emporſchickte, die, gelobt ſei er! außer dem edlen Manne nur Wenige zu beten Gelegenheit gehabt haben. Kepler, der den Wandel der ewigen Sterne erkannt und beobachtet hatte, der, weit über die Erde hinaus in die unermeßlichen Tiefen der Himmel blickend, die zahlloſen Sonnen des Weltalls als die Schaar der Seraphim erkannt hatte, die als Diener des Allerhöchſten ihr ſtrahlendes Antlitz ſeinem Throne zuwenden, er fühlte in dieſer entſetzlichen Stunde nichts, nichts als das Elend der Menſchheit und konnte zum erſten Mal in ſeinem Menſchendaſein ermeſſen, daß der Kreuzestod des Erlöſers nicht allein die höchſte menſchliche Qual, ſon-

dern auch die höchste menschliche Glückseligkeit enthalten habe.

O hätte er diesen schrecklichen Weg für seine Mutter machen, hätte er die Folterqualen, die in diesem Moment wohl ihre Nerven zerrissen, für sie fühlen und muthig zu ihrer Reinigung ertragen dürfen!

Der Flug der Zeit hatte in dieser Stunde seines Lebens für den Sohn aufgehört. Ob Minuten oder Jahre verflossen, seit er auf seinen Knieen liegend den Moment der Erlösung seiner Mutter erwartete, er wußte es nicht, aber er war gekommen! Katharina stand neben ihm. Das Collegium in Tübingen hatte der Mutter des größten Gelehrten seiner Zeit durch sein Missiv und Erkenntniß die Qualen der Folter erspart und nur zugegeben, daß man die unglückliche Frau aus Rücksicht auf ihr hohes Alter nur mit der Folter bedrohen, ihr die schrecklichen Werkzeuge durch den Henker zeigen und erklären lassen solle. Katharina hatte diese geistige Tortur mit Muth und Standhaftigkeit überstanden, hatte dann knieend Gott den Allgegenwärtigen zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen und mit gerungenen Händen gefleht, daß er ein Zeichen an ihr thun und dadurch der Zeuge ihrer Unschuld sein möge.

Aber das Wunder ihrer Rettung war schon vor ihrem heißen Gebete geschehen. Der akademische Senat

hatte höchſt wahrſcheinlich aus Rückſicht auf die hohen Verdienſte ihres Sohnes entſchieden, daß ſie nach dieſer Verſicherung ihrer Unſchuld angeſichts der Marterwerkzeuge von der Klage freigeſprochen werden ſollte, wenn die Ihrigen wegen der Gerichtskoſten Sicherheit ſtellen könnten. So hatte man die zum Tode erſchöpfte Greiſin zu dem harrenden Sohne zurückgeführt.

Freilich lag in dieſem Ausſpruch für ſie und ihre Familie keine eigentliche Ehrenrettung, aber doch war er ihr wie eine Erlöſung aus der Hölle erſchienen. Freilich fiel das kleine Vermögen der Familie Kepler in den entſetzlichen Abgrund dieſes Criminalproceſſes, freilich mußte Johannes Kepler, um ſo viel als thunlich von dem geringen Beſitzthum der Familie zu retten, noch Wochen, ja Monate lang von ſeiner Familie und ſeinen Berufsarbeiten fern bleiben, aber Gott erlöſte die Unglückliche, die ihr Leben lang ſo viele Schmerzen und Demüthigungen erlitten, durch den Tod endlich von allem Jammer und Aengſten deſſelben. Ihr Sohn Johannes drückte ihr die Augen zu am dreizehnten April 1622, und die Gerichte vertheilten ihren kleinen Nachlaß nach ihrem Gutdünken, wobei man der tiefbetrübten Tochter, welche in dem, was ihr von demſelben zugeſtanden hätte, durch die Machinationen des Vogts Einhorn bedeutend gekürzt wurde, zu verſtehen gab, ſie habe Gott zu dan-

ken, daß es mit dem Proceſſe ihrer Mutter einen ſo leidlichen Ausgang genommen. Johannes nahm friedlich und freundlich Abſchied von ſeinen Geſchwiſtern und deren Familien und kehrte nach langer, ſchmerzlicher Trennung in ſein Haus und zu ſeiner ſehnſüchtig harrenden Familie zurück.

Viertes Kapitel.

Ach, es hatte ſich viel, gar ſehr viel in dem Hauſe verändert, in welchem er, der heimkehrende Hausvater, dieſe ganze Zeit her ſo ſchmerzlich vermißt worden war!

Unter Leiden, die Apollonia für ihr Leben zittern machten, hatte Suſanne einer Tochter das Leben gegeben, die jetzt ſchon alle die Kunſtſtücke der zarten Kindheit ausführen konnte, die Väter und Mütter ſtets ſo ſehr bewundern. Zwar Gott Lob! die junge Frau hatte ſich nach überſtandenen Leiden ſehr erholt und blühte jetzt in ihrer ganzen frühern Friſche. Sie hatte die Urſache von ihres Gatten langer Abweſenheit erfahren müſſen, da ſie ihr bei den über ihn in Linz umgehenden Gerüchten, die ihn als einen unglücklichen, von kaiſerlicher Acht verfolgten Flüchtling darſtellten, mehr zum Troſte als zur Beunruhigung gereichen mußte.

Was war dem liebenden Herzen der jungen Frau

der Hexenproceß einer ihr von Perſon völlig Unbekannten, die in ihrer Vorſtellung gar nicht wie des Geliebten Mutter erſchien, gegen ſeine eigene Gefahr und Verfolgung? Für Suſanne war Apollonia eine wahre Mutter, und faſt konnte ſie das Bild des theuren Mannes nicht von dem ihrer treuen Pflegerin in ihren Angſt- und Leidensſtunden trennen. Auch Margarethe hatte ſich in denſelben, ſoweit es ihre Jugend zuläſſig gemacht, der jungen Mutter als eine töchterliche Freundin bewährt. Ludwig beſuchte fleißig das im Jahre 1608 von den Jeſuiten angelegte Domgymnaſium, das zur Zeit aber unter proteſtantiſchen Obern ſtand, und war ein hoffnungsvoller, fleißiger Schüler.

Nur eine Perſon befand ſich unter Kepler's Lieben, bei deren Anblick man alle Hoffnungen, ſoweit ſie ſich auf Irdiſches bezogen, aufgeben mußte, Apollonia. Die Sorgen um das, was fern von ihr die Seele des geliebten Sohnes foltern mußte, die Lebhaftigkeit, mit der ihr Geiſt ſich all die grauſamen Scenen ins Gedächtniß zurückrief, die ſie einſt ja alle ſelbſt in ihrer ganzen Gräßlichkeit erlebt, hatten ihren zarten, durch das Leben abgenutzten Körper bis zur äußerſten Hinfälligkeit erſchöpft. Man hörte ſie nie klagen, ſie verweigerte nie ihre Beihülfe zu irgend einer Arbeit des Hauſes, ſie hatte für jedes ihrer Lieben ein tröſtendes Wort und

einen freundlichen Blick und konnte trotz ihrer Schwäche mit der kleinen runden Cordula, deren Pathin ſie war, ſo herzlich ſchäkern, tanzen und lachen, wie die junge Mutter ſelbſt oder die luſtige Margarethe, die man ſtets warnen mußte, nicht gar zu wild mit dem Kinde zu verfahren; dennoch war die Lebenskraft der alten Frau dem Erlöſchen nahe, und dies konnte Keinem verborgen bleiben, der in ihre wunderſam ſchimmernden Augen blickte.

Sie ſprach nicht häufig vom Tode, aber ſie vermied auch das Geſpräch über den ernſten Freund nicht. Der Tochter Kepler's, die ſie ganz beſonders liebte, hatte ſie längſt alle ihre Anordnungen für den Eintritt ihres Todes und die Vertheilung ihres kleinen Nachlaſſes mitgetheilt.

Faſt ſchien es, als hätte ſie nur die Rückkehr Kepler's erwartet, um ſich aus den Armen des Sohnes ihrer Wahl von der dunklen Erde fortzuſchwingen in die ſchönen Sterngefilde, die ſie dem lauſchenden Kinde ſo oft gezeigt, von denen der weiſe Mann ſpäter der gelehrigen Matrone ſo oft erzählt hatte. Er war noch nicht acht Tage bei den Seinen, als in einer ſtillen Sonntagsnachmittagsſtunde die Greiſin ſich mit ihrem kleinen Spinnſtuhle, der ſie in und aus dem Kerker und ſpäter auf allen Reiſen begleitet hatte, neben dem Lehnſtuhle des theuern Sohnes niederſetzte.

„Aber das iſt doch gar zu hübſch, meine liebes Mut-

terle", ſagte der Gelehrte, ihre kleine verſtümmelte Hand in die ſeine faſſend, „daß Du nicht in die Kirche gegangen, ſondern fein zu mir in mein Stübchen gekommen biſt, ein wenig Sonntag mit mir zu feiern. Schau auf! Hier iſt mein Manuſcript, was ich in Schwaben begann und beendete. Drei Bücher: Inbegriff des Copernikaniſchen Syſtems. Ich habe ſie dem Prinzen Friedrich von Würtemberg zugeeignet, aber eigentlich ſollten ſie Dir gehören, denn nur der Gedanke an Dich, die Du bis zur Zerſtörung Deiner armen Hände Dich in der Nacht Deines Kerkers beſchäftigteſt, hat mir in jener ſchrecklichen Zeit den Muth gegeben, auch eine Arbeit vorzunehmen. O und wie gut hat ſie mir gethan! Der Flug meiner Gedanken trug mich, während ich die Gedanken des großen Mannes erläuterte, meiſt fort von der Erde und ihren Leiden, und wenn ich von den Bewohnern ferner Sterne träumte, dann machte mich die Hoffnung, einſt vielleicht auf einem derſelben vereint mit meinen Theuern der Erde in unendlicher Ferne zu gedenken und mich lächelnd des Sternenlichts derſelben, deren Dunkelheit ich früher ſo oft für undurchdringlich hielt, zu erfreuen, in allen meinen Leiden geradezu glücklich. Auch Tycho, der dieſe Erde zum ruhenden Mittelpunkte des Weltalls machen wollte, glaubt doch, daß auch die andern Sterne bewohnt ſind."

„Alſo Leben überall, Leben und Licht", flüſterte Apollonia und ihr Blick hing ſtrahlend an den Augen des Sohnes; dann ſank ihr Haupt langſam auf ſeine Schulter, ihre Hand fiel aus der ſeinen, und als Kepler zu ihr niederblickte, war der Schritt über die Regenbogenbrücke des Todes ſchon gethan. Das Herz, das ihn ſo treu, ſo unſaglich geliebt hatte, ſchlug nicht mehr, und die Sohneshand drückte zitternd die Augen zu, die ſo oft mit ihm emporgeſchaut hatten zum Lichte der ewigen Sterne.

Als Suſanne und Margarethe aus der Nachmittagspredigt heimkehrten, wo Paſtor Hitzler in Donnertönen die Schalen ſeines Zorns auf Reformirte, Utraquiſten, Pikarditen und andere Schismatiker, die die Concordienformel nicht unterſchrieben, ausgeſchüttet hatte, fanden ſie den Gatten und Vater knieend neben dem Bette, auf welches er die geliebte Leiche gelegt. Seine Augen waren von Thränen feucht, um ſeinen Mund aber ſchwebte ein ſeliges Lächeln, als er, die theuern Lebenden an ſeine Bruſt drückend, ihnen leiſe, als wolle er die Schlafende nicht ſtören, zuflüſterte: „Wir werden ſie auf einem beſſern Stern wiederfinden!"

Und während hier im ſtillen Frieden des Familienlebens, von Liebe umgeben, ein ſchönes Herz den Weg zum beſſern Leben einſchlug, kämpften auf unzähligen,

mit Blut getränkten Schlachtfeldern Deutſchlands viele Tauſende ihre bittern Todeskämpfe.

Der Glaube war das wilde Loſungswort beider Parteien. Auf den Fahnen Ferdinand's, des vom böhmiſchen Throne verdrängten deutſchen Kaiſers, befand ſich das Bild der ſanften Mutter des Welterlöſers, ihr lächelndes Kind in ihren Armen tragend. Maria, das Vorbild holder, ſanfter Weiblichkeit und Mutterliebe, hatte der verblendete Fürſt ſchon beim Regierungsantritt ſeiner väterlichen Erbſtaaten zum Generaliſſimus ſeiner Heere gemacht, und jetzt mußte ihr Bild voranwehen den blutigen Thaten der blutigen Henker Dampierre, Buquoi, Wallenſtein und Tilly.

Die Proteſtanten, die Böhmen voran, welche ſich erkühnt hatten, den Glaubenszwang des Geſchlechts der Habsburger wenigſtens für einige Zeit abzuſchütteln und ſich in dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz einen König ihres Glaubens zu erwählen, trugen als ihr Wahrzeichen auf ihren Fahnen den Kelch. Das Blut des Erlöſers, des edlen Sohnes der ſanften Maria, begehrten ſie bei ihren Liebesmahlen genießen zu dürfen, und in der That, ſie haben Blut genug gehabt in dieſem dreißigjährigen Kriege, der, mit der entſetzlichſten Grauſamkeit geführt, Elend ohnegleichen über Deutſchlands Fluren ausgoß.

Dreißig Ernten deutſchen Fleißes zerſtampfte dieſer entſetzliche Krieg. Er ſchlug in Trümmer, was deutſche Weisheit und deutſcher Forſchungsgeiſt Jahrhunderte lang gebaut und geſammelt. Er fraß das Brod der Armen und der Reichen und nährte ſeine Glut am Feuer der Hütte und der ſtolzeſten Paläſte. Seine hohläugigen Begleiter, Peſt und Hungersnoth, ſchritten geſpenſtiſch durch die Thore aller deutſchen Städte vom Pregel bis zum Rheine, vom Sund bis zur Donau, und dennoch müſſen wir Epigonen von ihm ſagen:

Doch war er gut, war ein Geſchick von Gott!

Ja, er war gut, dieſer fürchterliche dreißigjährige Krieg, und die ihr Blut verſpritzten in ſeinen Schlachten, immer in dem tröſtenden, beglückenden Wahn, für ihren Glauben, ihren Gott zu fechten, waren, auf welcher Seite ſie auch ſtehen mochten, Märtyrer, die ſich nicht vergebens opferten. Aus ihrem Blute erwuchs der ſchönſte Baum, den die Erde hervorbringen kann. Duldſamkeit iſt ſeine holdſelige Blüte, mächtiger, durch kein zelotiſches Pfaffenwort gehemmter Forſchergeiſt ſeine göttliche, die Welt verſchönernde Frucht! Schwerlich möchte ohne das wilde Wüthen des dreißigjährigen Kriegs die Locomotive jetzt Deutſchlands Fluren durchſauſen und durch Felstunnel und über gebahnte Bergrücken den deutſchen Künſtler, den deutſchen Dichter in die Gefilde Italiens führen,

wo Weisheit, Kunſt und Kraft jetzt nicht mehr die deutſche überragen, ja wo ſelbſt der Segen der Natur weit hinter dem Deutſchlands zurückbleibt.

In der römiſchen Campagna hauſt jetzt neben der ziſchenden Natter im Steingetrümmer einer untergegangenen Civiliſation der als Ziegenhirt verkleidete Bandit mit ſeinen magern Thieren, während die Lüneburger Haide ſich mehr und mehr bevölkernd ein von deutſchem Fleiß geſegneter Boden wird.

Siciliens geſegneter Boden verdorrt und die Kornkammer der alten Welt wird zu einem Aſchenhaufen, während in den Sümpfen der Oder, der Weichſel, der Nogath und der Netze das goldene Korn in reichen Wogen wellt und das blühende Flachsfeld ein lachendes Spiegelbild des blauen Himmels zu ſein ſcheint. Die Naturwiſſenſchaft, die fleißige Tochter der Duldſamkeit, hat ſeit dem dreißigjährigen Kriege dieſe Wunder in unſerer Heimat bewirkt.

Er war furchtbar, und nicht dürfte es eine Frau wagen, ſeine Schrecken gebührend zu beſchreiben. Darum übergehe ich auch in dieſen Blättern alle Scenen jenes dreißigjährigen Jammers, die ſich nicht direct auf den Mann beziehen, deſſen Leben, Wirken und Leiden ſeit meiner Jugend mein Herz mit Ehrfurcht erfüllt haben.

Friedrich von der Pfalz thronte als von den böhmi-

ſchen Ständen erwählter proteſtantiſcher König in den ſtolzen Mauern des Hradſchin, aber nicht alle böhmiſchen Standesherren und Ritter hatten ihm gehuldigt oder ſich mit ihren Familien ſeinem ſtolzen Hofhalt angeſchloſſen. Vergeblich würde man die edle Fürſtin Polixena unter den Damen geſucht haben, die der engliſchen Eliſabeth dienten.

Die edle Frau befand ſich in Raudnitz im Kreiſe ihrer heranwachſenden Kinder, und ihr ritterlicher Gemahl war fern im Felde; er diente in der Armee Maximilian's von Baiern dem Kaiſer Ferdinand II., dem er als böhmiſchem Könige gehuldigt hatte. Eva von Lobkowitz, ſeine Baſe, war geſtorben; ſie hatte ihren unglücklichen Vater nur wenige Jahre überlebt, der noch vor dem ihm feindlich geſinnten Kaiſer Rudolf ſein Leben in dem Kerker beendet, zu dem die Ungnade dieſes Fürſten den freimüthigen Mann verdammt hatte.

Die Fürſtin Polixena war durch ihre dankbare Dienerin Apollonia von Kepler's zweiter Heirath und ſeinen Familienleiden benachrichtigt worden.

Sie hatte den Antheil einer Freundin auch jetzt noch für den ſeltenen Mann gehabt, der ihr Herz einſt in ſo ganz beſonderer Weiſe beſchäftigte, aber ſie hatte ſich nie erlaubt, über Gefühlen zu brüten, die vor der ſchönen Wirklichkeit ihrer Mutterpflichten zu Schatten

geworden waren. Die edle Frau, die wohl als die Stammmutter der jetzigen Fürsten von Lobkowitz zu betrachten ist, erlebte noch die Rückkehr Ferdinand's auf den böhmischen Thron, und ihr Gatte gehörte zu den Streitern, die in der Schlacht am weißen Berge dem kurzen Königstraum Friedrich's von der Pfalz ein Ende machten.

Wahrscheinlich wäre die Regierung dieses unglücklichen Fürsten eine längere gewesen und Böhmens heißes Streben nach Religionsfreiheit unter derselben zur Geltung gekommen, wenn nicht infolge des zelotischen Hasses gegen die reformirte Partei in Deutschland, als deren Haupt man Friedrich von der Pfalz betrachten mußte, die zu einem Bündniß mit ihm fest entschlossenen, dem Lutherthume zugeneigten deutschen Fürsten ganz von ihm abgefallen wären, nachdem er in seiner Thorheit den Befehl gegeben, in Böhmen alle Bilder und den Altar aus den Kirchen zu entfernen und statt des letztern einen Tisch zur Feier des Nachtmahls aufzustellen.

Eine solche Handlung war ausreichend, den Haß aller derer auf ihn zu lenken, welche die Concordienformel unterzeichnet. Sie überließen sogleich, im Hasse viel einiger als in der Liebe, den unglücklichen Fürsten seinem Schicksal, und die nächste Folge ihres Abfalls

traf ſie ſelbſt, denn Herzog Maximilian von Baiern, von ihrer Einigkeit nicht mehr bedroht, ging mit ſeiner wohlgeſchulten Armee in Eilmärſchen nach Oeſterreich und belagerte das proteſtantiſche Linz, in dem ſich auch Kepler mit ſeiner Familie befand.

Kaiſer Ferdinand II. hatte eine Gegenreformation angeordnet und mit Strenge befohlen, daß alle Proteſtanten zum alten Glauben zurückkehren oder ihrer Güter, Würden und Einkünfte verluſtig ſein und ſeine Lande verlaſſen ſollten, daß alle früher dem katholiſchen Klerus gehörigen Häuſer, Güter und ſonſtigen Beſitzthümer dieſem zurückgegeben werden und daß kein proteſtantiſcher Prädikant mehr die Kanzel beſteigen oder irgend eine kirchliche Handlung ausüben ſollte. Maximilian von Baiern, des jetzigen Kaiſers Jugendgefährte und wie er ein Zögling der gelehrten Jeſuiten in Ingolſtadt, war das fähige und bereitwillige Werkzeug, deſſen ſich der ſchreckliche Schwärmer zur Ausführung ſeines Willens bediente.

Er erſchien vor dem ſchönen Linz wie ein furchtbares Meteor und verbreitete Schrecken in allen Häuſern, in allen Herzen.

Kepler hatte ſchon lange etwas dem Aehnliches gefürchtet. Er erkannte die Geſinnung Ferdinand's, der ihm nie ein gnädiger Gebieter geweſen, und war ent-

ſchloſſen, ſo bald als möglich mit den Seinen einen Zufluchtsort in Gebieten aufzuſuchen, in denen der Herrſcher kein Anhänger des alten Glaubens ſei. Ihn freilich, den von allen Parteien Angefochtenen, würden überall auch wieder neue Anfechtungen aufgeſucht haben, und ſein ganzes Herz hing ſo ſehr, ſo mit allen ſeinen Faſern an Deutſchland.

Prinz Julius von Medici, der ſpäter den päpſtlichen Stuhl beſtieg, hatte gegen Galilei den Wunſch ausgeſprochen, daß die Republik Venedig den großen deutſchen Gelehrten anſtellen möge. König Jakob von England hatte ihm früher ſchon ſehr annehmbare Anträge gemacht, aber ſein deutſches Herz hielt ihn in Deutſchland. Nicht die wilden Kriegsflammen, die es durchſtürmten, nicht Verkennung, Verketzerung und tauſendfache Vernachläſſigung, die er im Vaterland erfahren, konnten ihn von demſelben losreißen. Er ertrug mit den Seinen muthig die Belagerung von Linz. Seine Suſanne ſtand ihm dabei kräftig und mit dem echt weiblichen Muth zur Seite, der immer heiter bleibt, ſo viel zu dulden, zu entbehren demſelben auch auferlegt wird.

Der Mangel herrſchte in allen Familien, Feuersbrünſte zerſtörten viele Häuſer der Straßen der Stadt; ſelbſt eine Seuche fing an, die beklagenswerthen Ein-

wohner zu decimiren. Von nächtlicher Ruhe, von den ſtillen Freuden gemüthlicher Häuslichkeit war keine Rede mehr, doch alle dieſe Leiden und ſich immer wieder erneuernden Gemüthserſchütterungen konnten Kepler nicht hindern, an die Möglichkeit zu denken, eine noch in den nächſten Abenden ſtattfindende Mondfinſterniß zu beobachten.

„Es iſt die Erfüllung einer Amtspflicht“, ſagte er zu Suſannen, „die mir als dem Aſtronomen der öſterreichiſchen Stände obliegt, und wird mir auch mein Gehalt jetzt dafür nicht gezahlt, ſo ſoll mich Noth und Gefahr doch nicht an der Erfüllung derſelben hindern; außerdem, mein liebes Weib, zieht mich auch mein Herz gar mächtig dazu. Solche Begebenheiten in den himmliſchen Räumen ſind gewiſſermaßen wie Fenſter, die der Herr uns öffnet, einen Blick in ſein Haus zu thun. Niemand weiß, was meinem Menſchenauge gerade bei der jetzigen zu erblicken geſtattet ſein wird und welche Schlüſſe aus dem Geſehenen zu ziehen meine Seele berufen iſt.“

„Wo aber, mein lieber Johannes, willſt Du Deine Beobachtungen machen? Welcher Ort iſt ſicher genug, um an ihm Ruhe zu ſolchen Betrachtungen zu finden?“ fragte die Frau.

„Ruhe, mein liebes Weib, Ruhe dazu habe ich

nun eben überall, es bedarf nur der Oertlichkeit, wo ich die himmliſche Begebenheit gut und deutlich ſehen kann."

„Und wenn eine feindliche Kugel Dich in Deinen Beobachtungen dabei ſtörte, Dich und Deinen Herrn Strauß?" meinte Suſanne, und ein ſichtbarer Schauder rann bei dieſer Frage durch ihre Glieder.

„Ei, meine Suſanne, wäre eine ſolche nicht vielleicht der raſcheſte Weg, mich zum wahrhaften Schauen zu bringen?"

Sie legte ihre kleine Hand auf ſeine Schulter. „Und Weib und Kind, Johannes?"

„Die ſtehen immer und überall im Schutze des Herrn", antwortete der Gatte. „Ich bin kein Kriegsmann, deſſen Handwerk es iſt, den Kugeln die Stirn zu bieten, aber ich bin ein Mann, und kein Mann darf an das Pfeifen der Kugel auch nur denken, wenn es ſeine Pflicht zu erfüllen gilt."

„Wo aber ſoll der Ort ſein, an dem Du dieſe gefährliche Pflicht zu erfüllen gedenkſt?"

„Ja, da wirſt Du Dich wundern, mein Suschen, aber ich weiß, ſchelten wirſt Du mich nicht. Ich werde auf dem Thurme der Domkirche dieſe Nacht zubringen, und außer Strauß wird Paſtor Hitzler, deſſen Erlaubniß ich dieſen guten Platz verdanke, mir beim Obſerviren der Mondfinſterniß behülflich ſein."

„Hitzler, Dein ärgſter Feind?“ ſagte Suſanne faſt mit einem Schrei. „Der Geiſtliche, der Dich vom Abendmahle ausſchloß, der böſe Mann, der die ſchlimmen Gerüchte, daß Du in die Acht erklärt ſeiſt, und Anderes mehr ſo eifrig verbreitet hat? Das kann doch wohl Dein Ernſt nicht ſein, lieber Johannes!“

„Ich dächte doch, mein Suschen“, entgegnete Kepler ſanft, „und ich will verſuchen, es Dir begreiflich zu machen. Der Mann hat mir ſehr weh gethan, kein Zweifel daran! Er hätte mir durch ſein hartes Verfahren den größten Schatz meines Lebens, Deinen Beſitz und Deine Liebe, mein Weib rauben können, denn wenige Mädchen außer Dir würden ſich mit dem excommunicirten Manne verlobt und ihn geliebt haben. Jetzt iſt er mit uns in gleicher Bedrängniß, ſein Gehalt wird nicht gezahlt, der Baier vor den Thoren der Stadt lauert nur darauf, ihn in Ketten und Banden zu legen, wenn er hereinkommt, und er hat ſein treues Weib verloren, daß ihn in dieſen Nothzeiten getröſtet haben würde; da bin ich vor zwei Tagen zu ihm gegangen, eine Schnitte von dem guten Schinken, den Du uns gekocht, wohl eingewickelt in meiner einen Taſche und in der andern die Flaſche Wein, die Du mir eine Stunde vorher in meinen Schrank geſtellt, damit ich alle Vormittage etwas davon trinken ſolle. Ich trat in ſeine Stube, wo es gar gelehrt aus-

ſah unter den vielen theologiſchen Schriften, in denen ſich die Nachfolger Chriſti darum ſtreiten, ob vor ſechzehnhundert Jahren die Apoſtel Sandalen oder Hackenſchuhe getragen haben. Da ſaß er unter ſeinen Büchern, von denen keins ihm das Herz warm machen kann, ſo einſam und allein und ſah ſo bleich aus und ſo betrübt; er war auch krank, der arme Mann, denn Niemand ſorgte für die Pflege ſeines Leibes.

Ich trat nun zu ihm und ſagte: „Paſtor Hitzler, ich komme, Euch um einen Dienſt zu bitten, aber vorher trinkt mit mir ein Glas von dieſem guten Wein, den mein liebes Weib mir gegeben". Er war roth geworden wie ein Tuch, ich aber ſetzte mich zu ihm an ſeinen einſamen Tiſch, nahm eins der beſtäubten Gläſer aus ſeinem Schranke, das er ſelber dann reinigte, und wie wir neben einander ſaßen und ich ihm mein Anliegen auseinandergeſetzt hatte, in das er freundlich, aber, wie mir vorkam, mit einiger Beſchämung willigte, ſagte ich, während ich den Wein einſchenkte: „Magiſter Daniel Hitzler, wir ſind beide jetzt in großer Noth, wir ſind beide Schwaben, beide proteſtantiſche Chriſten, beide Theologen, wir lieben beide die erhabene Wiſſenſchaft der Sternkunde und wir kennen beide das ſanfte Wort, das der Erlöſer tröſtend zu ſeinen Jüngern ſagte: „Wo zwei zuſammen ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" — vergebt

mir, wenn ich Euch je beleidigt habe, ſo wie ich Euch von Herzen vergebe, und wenn wir in nächſter Nacht das Werk des Herrn betrachten, der den Schatten unſeres Erdenſterns an der Mondſcheibe vorübergleiten läßt, ſo wollen wir den Schatten, der zwiſchen uns gelegen, auch vorübergehen laſſen. Darauf leert mit mir gemeinſchaftlich dies Glas der guten Gottesgabe, die uns jetzt nur ſehr ſelten zu Theil wird und glaubt, daß ich's ehrlich und treu meine und mich von Herzen bemühe, die Lehren des Erlöſers zu befolgen." Er drückte mir die Hand und weinte; der Tod ſeines Weibes hat den armen Mann weich gemacht. Morgen, ſo Gott will, wollen wir die Himmelsbegebenheit gemeinſam in Frieden und Freundſchaft beobachten."

Suſanne Kepler drückte ihres Gatten Hand und küßte ſeine Stirn. Sie verſtand ſein großmüthiges, friedfertiges Herz und darum machte ſie ihn in allen Lebenslagen glücklich.

Maximilian von Baiern befolgte Ferdinand's ſtrenge Befehle, als er Linz eingenommen, auf das genaueſte; die proteſtantiſchen Geiſtlichen der Stadt befanden ſich bald ohne Brod und Obdach, und Kepler verbarg mit eigener Gefahr ſeinen frühern unduldſamen Widerſacher Hitzler in ſeinem Hauſe, bis ſich eine Gelegenheit fand, ihn aus der Stadt zu entfernen. Er ſelbſt,

der arme ſorgenvolle Familienvater, entbehrte oft das Nothwendigſte und ſpart ſich die Nahrung für den, der ihn ſo ernſtlich gekränkt und beleidigt hatte, vom Munde ab. Kepler's Familie hatte ſich in der zweiten Ehe raſch vermehrt, und ſieben Kinder, die Suſanne ihm in Zeit von kaum acht Jahren geboren, machten ſein Haus zu einem kribbelnden Neſte voll Unruhe. Apollonia's verſtändiges großmütterliches Walten ward von allen, die ſich deſſelben erinnern konnten, oft recht ſchmerzlich vermißt, am meiſten wohl von der Tochter Barbara's, der jetzt gar lieblich aufblühenden Margarethe.

Es iſt ein ſchweres Loos für ein ſo junges Mädchen, die älteſte Schweſter unter ſo viel Kleinen zu ſein. Dies empfand ganz beſonders auch die liebevolle Stiefmutter, die zwar nach Kräften das Ihrige that, es dem Kinde ihres Gatten zu erleichtern, die aber ſelbſt unter der Laſt ihrer Arbeit faſt zu erliegen drohte. Da fand ſich aber zu ihr eine Hülfe, die ſie nie zu finden gehofft haben würde. Die alte Beate aus dem Hauſe des Herrn Achaz Lang erbot ſich, zu Frau Kepler zu ziehen und ihr die Sorge für den zahlreichen Kinderſegen tragen zu helfen.

Nun war ein Großes gewonnen. Beate war ganz das Weſen, was Frau Suſanne brauchte, und bezeigte der thätigen, muthigen Hausfrau alle Liebe und Achtung,

während ſie die ſchwerſten Sorgen von ihren Schultern nahm. Aber ſie hatte ſich auch jetzt, wie in frühern Zeiten, einen Gegenſtand erkoren, auf den ſie die Schalen ihres oft ſehr unvernünftigen Zorns ausgoß, Margarethe Kepler, der der Aufenthalt im Vaterhauſe dadurch ſehr erſchwert wurde.

Man iſt ſonſt ſtets der Meinung, daß ruhige, vor allen Störungen geſchützte Muße die unerlaßliche Bedingung für das Gedeihen der Arbeiten großer Denker ſei. Kepler, vielleicht der größte Denker Deutſchlands, beſaß dieſe nie, und ſeine erhabenen Arbeiten waren ſeine Erholung in den Sorgen und ſteten Unruhen ſeines Erdendaſeins. Er war ſeiner zahlreichen Familie ein Vorbild in der Art und Weiſe, wie die unſterbliche Menſchenſeele die kleinlichen Nadelſtiche des Erdendaſeins ertragen kann und ſoll.

„Es kann nichts Grauenvolleres geben", ſagte einſt ein geiſtreicher Freund zu mir, „als, auf dem Boden feſtgebunden, von Enten todtgetrampelt zu werden", und faſt unaufhörlich, während ich das Leben Kepler's ſchrieb, iſt mir dieſer ſeltſame Scherz im Gedächtniß geweſen. In einem Familienkreiſe, wo ſieben kleine Kinder in beſchränkter Wohnung ihr Weſen treiben, ſtets mit Sorgen für deren Bedürfniſſe beladen, gänzlich ohne geſichertes Einkommen, in den ſchrecklichen Zeiten des drei-

ßigjährigen Kriegs lebend, wäre es ſchier nicht zu verwundern geweſen, wenn der Gedanke, ſeinem Leben ein Ende zu machen, in Kepler's Seele aufgeſtiegen wäre. Aber wir ſehen ihn ganz im Gegentheil ſtets heiter und liebreich, oft ſogar ſcherzhaft im Kreiſe der Seinen. Es zog ſein echt deutſches Herz den Aufenthalt im vom Kriege verheerten Deutſchland dem in jedem andern Lande vor. Er ſchlug die Aufforderung König Jakob's II., nach England zu kommen, ebenſo wie eine Profeſſur aus, die ihm die Univerſität Bologna bot, aber in Linz war jetzt endlich ſeines Bleibens auch nicht mehr. Es war ihm gelungen, von Kaiſer Ferdinand, trotz der Bedrängniſſe, in denen dieſer ſich ſelbſt befand, einen Beitrag zum Drucke der Rudolfiniſchen Tafeln zu erlangen, und er benutzte die jetzt ziemlich freien Wege, um mit ſeinen Druckerpreſſen und ſeiner zahlreichen Familie nach Ulm überzuſiedeln, denn für ſein liebes Schwaben fühlte er vorzugsweiſe das herzige Gefühl der Heimatsliebe. Von hier aus konnte er ſeinen heißen Wunſch erfüllen und ſeine Verwandten und alten, in Schwaben zerſtreut lebenden Freunde wiederſehen. Von ſeinen frühern Lehrern waren die meiſten ſchon zum ewigen Frieden eingegangen. Der treueſte ſeiner Jugendgefährten, Bernecker, verzögerte ſeine Abreiſe nach Straßburg, um noch einige Tage mit Kepler in traulichem Geſpräch in Stuttgart

zuzubringen. Durch Bernecker's Vermittlung ward auch der Anſpruch der Tochter Kepler's auf eine Stelle im Stift zu Pforzheim für proteſtantiſche Fräulein aus adligem ſchwäbiſchen Blute feſtgeſtellt, und hocherfreut brachte der Vater ſein lieblich blühendes Gretchen in das Aſyl, wo ſie Gelegenheit finden ſollte, ihr jugendliches Ich trotz der böſen Zeiten aufs beſte auszubilden. Freilich kam Margarethe aus einer noch weit beſſern, ja aus der allerbeſten Schule, aus einem Vaterhauſe voll Liebe, Arbeit und Sorge und brachte einen reichen Schatz von Liebenswürdigkeit, der ihr alle Herzen gewann, in das vornehme Fräuleinſtift mit. Sie hatte auf ihrer Reiſe dahin ihre Tante, Frau Margarethe Binder, die ältere Margarethe Kepler, kennen gelernt, und dieſe ſchlichte Frau war ebenſo wohl wie ihr Gatte, Georg Binder, ganz entzückt von der Tochter ihres gelehrten Bruders.

Auch in Ulm lebte die Kepler'ſche Familie ſtill und in ärmlichen Verhältniſſen. Der gewiſſenhafte Mann verwendete die Summen, die ihm vom Kaiſer geworden, einzig auf den endlichen Druck der Tafeln, deren Erſcheinen von ganz Europa mit Ungeduld erwartet wurde. Der Ertrag ſeiner Arbeiten für den Magiſtrat der Stadt und ein kleines Erbe, das Suſanne nach dem Tode des Herrn Achatius Lang von Linz ausgezahlt erhalten hatte,

waren die einzigen Quellen des Einkommens zur Erhaltung einer ſo zahlreichen Familie. Es erhielt jedoch der Umſtand, daß der Kaiſer dem Gelehrten zwölftauſend Thaler ſchuldete, bei allen Entbehrungen ſeinen Muth aufrecht. Es war dieſe Summe in jenen Zeiten ein großes Vermögen, das ſich durch die auflaufenden Zinſen von Jahr zu Jahr vermehrte.

„Nach meinem Tode werden die Meinen keine Noth leiden", war Kepler's Troſt, wenn's wieder einmal ſehr knapp wurde in Börſe und Brodſchrank, und ſein liebes Weib lächelte ihm zu und ſagte ihn tröſtend mit ganz zufriedenem Geſichte: „Beſſer ein Kind in Leinenkleidern und eine Dame in ſeidenen ſein als umgekehrt", wenn die Wunden an den Schuhen und Stiefeln der kleinen Leutchen wieder einmal kaum mehr zu verſtecken waren.

Es wäre ſicherlich unwahr, wenn man behaupten wollte, Suſanne und Kepler hätten das Drückende ihrer Armuth nicht gefühlt, beide aber beſaßen jene Hoheit der Seele, die durch Armuth nicht erniedrigt werden kann. Suſanne arbeitete unermüdlich früh und ſpät, die alte Beate war ihre treue Gehülfin dabei, und dem Fleiße beider gelang es, die ſchlimmen Conſequenzen großer Armuth, Lumpen und Schmuz, von dem Kinderhäufchen und dem edlen, immer heitern, freundlichen Hausvater fern zu halten.

Man hätte die noch immer jugendliche und hübſche Frau wirklich im Beſitz zauberiſcher Kräfte halten können, wenn man die Wunder ſah, die ſie mit Nadel und Zwirn, mit Waſſer und Seife in ihrem Hauſe verrichtete; nur das Schuhwerk, das ſie nun ein- für allemal weder anfertigen noch ausbeſſern konnte, war der Gegenſtand ihrer ſteten beſondern Sorge, aber ſie hatte auch hier eine Art Auskunft gefunden; ſie lehrte die kleinen Leute auf Holzſchuhen, ohne klapperndes Geräuſch zu machen, wenigſtens im Hauſe gar feſt und niedlich einhergehen, ſodaß die theuern Lederſchuhe für die Schul- und Straßengänge geſpart wurden.

Kepler hatte in Ulm außer der Förderung des Drucks ſeiner Tafeln noch mancherlei Anderes gethan, was rühmend auf die Nachwelt gekommen iſt. Er hatte unter Anderm die Polhöhe der Stadt gemeſſen und ein Normalmaß hergeſtellt, das, in Form eines Keſſels noch heute auf dem Rathhauſe zu Ulm aufgeſtellt, folgende Inſchrift trägt:

Zween Schuh meine Tief;
Eine Elle mein Quer;
Ein geeichter Eimer macht mich leer;
Dann ſind mir vierthalb Zentner blieben;
Voll Donau-Waſſer wieg' ich ſieben;
Doch lieber mich mit Korn eich
Und vierundſechzigmal abſtreich,
So biſt Du neunzig frei reich.

Wenn es der Menſchenſeele zum Troſte gereicht, daß ſie nicht allein Leiden zu ertragen hat, ſo konnte die Familie Kepler ſich deſſelben im höchſten Grade erfreuen. Der dreißigjährige Krieg lag in ſeiner ganzen fürchterlichen Schwere auf Deutſchland. Kaiſer Ferdinand II. war Sieger über die aufrühreriſchen Böhmen geworden und das Blut der Anführer derſelben floß in Strömen von den Schaffoten Prags. Auch ein Mitglied der edlen Familie Polixena's, ein Vetter ihres Gatten, Wilhelm Popel von Lobkowitz, befand ſich unter denen, die Ferdinand mit ſeiner ganzen Strenge zu ſtrafen wohl berechtigt geweſen wäre; doch ward derſelbe nicht getödtet, ſondern zu ewiger Gefangenſchaft auf dem Schloſſe Zbirow verurtheilt, vielleicht infolge der großen Verdienſte, welche die edle Frau ſich um die beiden Männer erworben, die einſt die ganze Heftigkeit des Zorns der proteſtantiſchen Böhmen erfahren hatten, und jetzt, dem Kaiſer als Räthe ſehr nahe ſtehend, wie man ſagte, deſſen Zorn rachſüchtig mehr und mehr aufſtachelten. Ferdinand befand ſich in dieſer Zeit des dreißigjährigen Kriegs im Glücke. Maximilian von Baiern und ſein tüchtiger Feldherr Tilly hatten den Widerſtand der öſterreichiſchen und böhmiſchen Proteſtanten niedergeſchlagen, und in den nordöſtlichen Provinzen Deutſchlands folgte der Sieg den Fahnen Wal-

lenſtein's auf dem Fuße. Graf Albrecht von Waldſtein, Sohn einer altböhmiſchen edlen Familie, war mit Ferdinand II. ſchon in jener Zeit bekannt geworden, als dieſer noch in Prag bei ſeinem Oheim, Kaiſer Rudolf II., als ein heiterer Knabe geſpielt hatte, und aus eigener Wahl war er in allem Wechſel der Zeiten dem jungen Fürſten nahe geblieben. Graf Waldſtein war ein Mann von Genie, und eine eiſerne Strenge machte ihn zum Heerführer in jenen Zeiten, wo die Armeen nichts als Haufen von zuſammengelaufenem Geſindel waren, die gegen Handgeld und meiſtens in betrunkenem Muth den Fahneneid geſchworen hatten, beſonders geeignet. Albrecht von Waldſtein, in den Chroniken jener Zeit öfter noch Wallenſtein genannt, beſaß in gewiſſer Beziehung eine perſönliche Anhänglichkeit an Ferdinand, deſſen Charakter man nur dann richtig beurtheilen wird, wenn man erwägt, daß er den katholiſchen Glauben für den einzig wahren Weg zu Gott und der ewigen Seligkeit hielt, daß er ſich durch Wunder und übernatürliche Zeichen in dieſer Anſicht von Gott ſelbſt beſtätigt und berufen hielt, die Welt von den Schrecken der Ketzerei zu reinigen. Von Jeſuiten erzogen, die ihren Grundſatz, daß der gute Zweck die Mittel heilige, geltend machten, hielt er ſelbſt die eiſerne Conſequenz, mit der er die Proteſtanten Böhmens ver-

folgte und in allen ſeinen Erbſtaaten den Proteſtantismus ausrottete, für eine der Menſchheit im Allgemeinen erzeigte große Wohlthat. Sein Beichtvater, der Jeſuit Lamormain, und die Böhmen Martinecz und Slawata beſtärkten ihn in Allem, was ihn dem Proteſtantismus feindlich machen mußte, und ſo lieſt denn unſere jetzige Welt mit haarſträubendem Grauſen, welche Thaten in jenen finſtern Tagen geſchehen ſind, Gott zu ehren und dem Katholicismus ſein Anſehen wieder zu geben. Der König von Dänemark, der ſich zum Fürſprecher für die unglücklichen Proteſtanten aufgeworfen und ſogar mit Gewalt der Waffen verſucht hatte, ihnen Beiſtand zu leiſten, war von Wallenſtein geſchlagen und mit ſeinen Truppen aus Mecklenburg vertrieben worden. Dafür hatte Kaiſer Ferdinand ſeinen Feldherrn unter dem Namen Herzog von Friedland in den Fürſtenſtand erhoben, auch hatte er ihm das eroberte Land verpfändet. Der Herzog von Friedland war ſchon als böhmiſcher Graf von Waldſtein ein außerordentlich reicher Mann und vermehrte ſeine Reichthümer noch durch ſeine Verheirathung, während Kaiſer Ferdinand ihm auch in Schleſien noch bedeutende Beſitzungen und unter andern das Fürſtenthum Sagan übergab.

Zu Sagan reſidirte der gewaltige Kriegsfürſt eben zu der Zeit, als Johannes Kepler den Druck der berühm-

ten Tafeln endlich beendet hatte. Damit war aber zugleich der Urlaub, den er ſich von den öſterreichiſchen Ständen ausgewirkt hatte, abgelaufen, und der Gelehrte hätte ſich alſo genöthigt geſehen, in Ferdinand's Erbſtaaten zurückzukehren, wo eben die Verfolgungen ſeiner Glaubensgenoſſen ihre höchſte Schrecklichkeit erreicht hatten. Deutſchland zu verlaſſen, obſchon ſich ihm die Gelegenheit dazu auf die ehrenhafteſte Weiſe geboten hatte, würde dem deutſchen Herzen Kepler's allzuſchwer geworden ſein; vielleicht auch fürchtete er, daß die großen Forderungen, die er an den Kaiſer hatte, außerhalb Deutſchlands einzutreiben ihm wahrſcheinlich noch weniger möglich ſein würde.

Ernſtlich berieth er ſich daher mit ſeiner Gattin und ſeinen Freunden, wohin ſich zu wenden für ihn wohl rathſam ſein dürfe. Bernecker lud ihn zu ſich nach Straßburg ein, und da Kepler ihm dies abſchlug, weil er beim Eingang dieſer Einladung ſchon anderweitige Entſchlüſſe gefaßt hatte, ſo bat der treue Freund dringend, daß der Vater ihm die holde Margarethe, deren Zeit im pforzheimer Stifte mittlerweile abgelaufen war, übergeben möge. In dieſen liebevollen Vorſchlag willigten Vater und Stiefmutter, und ſo kam denn das junge Mädchen in das Haus eines Mannes, der ihrem trefflichen Vater mit zärtlicher Ehrerbietung

und unerſchütterlicher Freundestreue anhing. Johannes Kepler aber begab ſich mit ſeiner Familie nach Sagan, an den Hof des Fürſten von Friedland.

Kaiſer Ferdinand hatte die Zahlung der Schuld an den Gelehrten, deſſen Kräfte ſeit Rudolf's Regierung der Verherrlichung derſelben gewidmet geweſen, auf die Einkünfte des Herzogthums Mecklenburg gewieſen, und Kepler fing an ſich der Hoffnung hinzugeben, ſein Eigenthum nun endlich zum Beſten ſeiner Familie in ſeine Hände zu bekommen. Er kannte den Grafen Albrecht von Waldſtein aus ſeinen Jugendjahren perſönlich, und einſt hatte die großmüthige Hand deſſelben großen Sorgen, die auf ſeinem Herzen gelegen, ein Ende gemacht. Bis auf den heutigen Tag fühlte ſich der Gelehrte dem Kriegshelden dafür dankbar und trat ſeine Reiſe nach Sagan mit recht heiterem Herzen an.

Es waren im Leben der Kepler'ſchen Familie ſeit dem auch wieder mancherlei Veränderungen vorgegangen. Ludwig Kepler, bei deſſen Geburt der Vater einſt ſeine mit Noth auf der Flucht von Graz geretteten Manuſcripte und ſelbſtgefertigten Inſtrumente verbrannt hatte, um der leidenden Mutter Wärme zu geben, war Student in Tübingen, und wie oft gedachte bei den Briefen des Sohnes der Vater der eigenen glücklichen Jugendzeit, die er an jenem Orte zugebracht hatte. Ludwig ſtudirte

Medicin und hat ſpäter als Arzt in Königsberg in Preußen ruhmvoll gewirkt. Von den ſieben Kindern aus Kepler's zweiter Ehe waren drei geſtorben und nur vier begleiteten daher die Aeltern nach dem neuen Wohnorte.

Auf Veranlaſſung des großen Kriegsmannes, zu dem ſie zogen, fanden die Reiſenden ihre Wege geſichert, obgleich die Spuren des verheerenden Kriegs an vielen Orten mit trauriger Deutlichkeit in den rauchenden Trümmern der Städte und Dörfer ſichtbar waren. In Sagan angekommen, fühlte Frau Suſanne Kepler ſich ſehr freudig überraſcht durch die Vorbereitungen, die ſie zu ihrem und der Ihrigen Empfang mit aller Sorgſamkeit getroffen fand.

Der Reichthum des Fürſten, mit einer angeborenen Generoſität gepaart, machte es ihm möglich, daß er die Familie des Mannes, deſſen Charakter und Wiſſenſchaft er achtete und ſchätzte, mit all dem Comfort überrraſchte, der zu jener Zeit für Geld aufzutreiben war.

Frau Suſanne Kepler hätte kein Weib ſein müſſen, wenn ſie, die ſeit langer Zeit an bittere Armuth Gewöhnte und mit den Laſten derſelben Kämpfende, nicht eine große dankbare Freude gefühlt hätte bei dem Anblick der vielen Sachen, die nun ihr Eigenthum und zu ihrem Gebrauch ſein ſollten.

In der Küche des hübſchen Wohnhauſes, das die Familie gleich bei ihrer Ankunft in Beſitz nahm, fand ſich Alles, was die ſorgſamſte Hausfrau ſich nur an Geräthen für ihre culinariſchen Kunſtwerke wünſchen konnte, Keſſel und Pfannen, Teller und Schüſſeln, ſilberne Gabeln und Meſſer, Küchenbretchen in aller Größe, hölzerne Quirle und Kellen, Waſſereimer, Tonnen und Krüge, auch in einem Speiſekämmerchen aufs zierlichſte geordnet allerlei Vorräthe an Mehl, Speck, Butter, Honig, Eiern und andern nothwendigen und zur Bereitung guter Speiſen nützlichen Dingen. Die glückliche Frau jubelte, aber ihre Freude vermehrte ſich noch bedeutend, als ſie in dem für ihren Gebrauch beſtimmten Zimmer einen Tiſch vorfand, deſſen Schiebfächer ganz angefüllt waren mit allen Apparaten zum Nähen und Ausbeſſern, Scheeren, Nadeln und allen Sorten Zwirn und Nähgarn; ſie erklärte den großen Kriegsfürſten in ihrer Herzensfreude geradezu für den größten Geiſt ſeines Jahrhunderts. „Denn“, ſagte ſie mit glücklichem Lächeln, „ſelbſt Du, mein Johannes, der Du doch eigentlich Alles weißt, würdeſt nicht ſo genau und ordentlich Alles angeben können, was für Näh- und Kocharbeit nützlich und nothwendig iſt.“

„Auch mag er das wohl ſelbſt ſo genau nicht wiſſen, aber ein fürſtlicher Herr hat Diener, die all ſolche Dinge von ihren Frauen, Schweſtern und Schätzchen ſehr

leicht erfahren können. Das Geld, mein Suschen, ist da immer die Hauptsache, und an diesem Artikel kann es dem Herrn von Mecklenburg und Sagan wohl nicht fehlen."

Einen auffallenden Eindruck machten auf die neu-angekommene Familie die vielen Soldaten, die theils in Zelten rings um die Stadt, theils in den Wohnhäusern derselben untergebracht waren und sich überall gar anständig und friedlich betrugen.

Man hörte von ihnen nichts Anderes als eben an verschiedenen Stunden des Tages helle, lustige Musik, nach deren Klängen die stattlichen Truppen einherschritten und für alle, die sie sahen, eine hübsche Augenweide bildeten. „Aber der Fürst ist doch ein großer Geist", sagte Susanne Kepler, daß er das Alles so schön ordentlich und freundlich erhält."

„Schau hier durch dies Fenster", entgegnete ihr Gatte und führte sie in ein Zimmer, von dem aus sie die Wälle des Städtchens übersehen konnte, die hier von einem sandigen Hügel überragt wurden, auf dem ein seltsames dreibeiniges Gerüst stand, an dessen einem weit vorgestreckten Arm eine leblose Menschengestalt sich schaukelte, deren Haare im Winde flatterten. Schaaren von Raben und Krähen umkreisten diesen unheimlichen Gegenstand, und Susanne hielt sich, in den hintersten

Winkel der Stube flüchtend, die Augen mit den Händen zu, um nicht länger ſehen zu müſſen, was ihr das Herz zuſchnürte.

„Faſſe Dich, mein liebes Weib“, ſagte der Gelehrte, die reichen Flechten der Zitternden ſtreichelnd. „Nur die furchtbar ſtrenge Mannszucht, welche der große Kriegsfürſt hält, kann dieſe aus allen Weltenden zuſammengewürfelten Schaaren in Ordnung halten. Hier gilt kein anderes Geſetz als des Friedländers Befehl, und jede Uebertretung oder Nichtbeachtung deſſelben iſt ein Verbrechen, das ſogleich mit dem Tode geſtraft wird. An andern Orten, nach gelieferten Schlachten, in eroberten Städten werden die, welche ſich hier ſo ruhig unter die eiſerne Zuchtruthe ihres Herrn ſchmiegen, eine wilde, zügelloſe Rotte; ſein Auge aber, das Zucken ſeiner Lippe, auf der der Tod ſitzt, hält ſie in Ordnung. Aber ſchau hinaus, was iſt das, welch ein eigenthümlicher Zug bewegt ſich da von der Seite den wüſten Galgenberg hinauf? Nein, mein Suschen, gehe lieber raſch hinaus nach Deinem Stübchen auf der andern Seite. Das hier iſt ſicherlich kein Anblick für die Augen einer Frau.“

Es war unzweifelhaft, daß ſich auf jener traurigen Höhe eine neue Execution vorbereitete, und die Geſtalt des Delinquenten, dem der Profoß bereits den Soldatenrock ausgezogen hatte, ragte durch ſeine ungewöhnliche

Körperlänge ſichtbar unter dem ihn umringenden Haufen ſeiner Kameraden hervor. Ein junger Cornet, faſt bleicher als der Verurtheilte ſelbſt, ſaß auf einem ſtattlichen Rappen und ſchien das Unternehmen zu beaufſichtigen. Suſanne hatte, wie ihr ihr Gatte gerathen, das Fenſter und Zimmer verlaſſen und lag, betend für die Seele desjenigen, der jetzt ſo ſchnell und ſchrecklich den ernſten Schritt ins Jenſeits thun ſollte, vor ihrem Bette auf den Knieen.

Plötzlich ließ ſich ein lautes Geſchrei hören; man vernahm den Ruf: „Haltet ihn! Haltet ihn auf, den Empörer! Einzelne Schüſſe knallten; man hörte Pferdegetrappel, die Thür von Kepler's Wohnhauſe ward heftig aufgeriſſen und einen Moment darauf ſtürzte eine hohe, leichenblaſſe Geſtalt in Hemdsärmeln und mit verwildertem Haar in Suſannens Zimmer und ſchrie, ſich der jungen Frau zu Füßen werfend: „Verſteckt mich, rettet mich! Habt Erbarmen mit mir! Ich bin unſchuldig und ſie wollen mich ſchlachten wie einen wilden Bullen, dem man die Schlinge über den Kopf wirft!“

Suſanne riegelte die Thür, durch welche der Unglückliche ſich zu ihr geflüchtet, von innen ab und ihr Gatte, der von der entgegengeſetzten Seite zu ihr eingetreten, ſchob auch vor dieſe den ſchweren, feſten, eiſernen Riegel, und dann erſt fragte er, wer es ſei, der ein Aſyl in ſeinem Hauſe

auf ſo ungeſtüme Weiſe ſuche und welche Noth und Gefahr ihm drohe.

„Sie haben mich nicht geſehen, oder ſie wollen mich nicht ſehen, meine Kameraden“, ſagte der Entſetzte, indem er vorſichtig durch das Fenſter ſchaute, wo eben der Cornet auf dem Rappen, gefolgt von dem Profoß, den man ſehr gut an dem Strick erkannte, den er über dem Soldatenrock um ſeinen Leib gewickelt trug, vorüberzog. Eine Schaar Soldaten marſchirte mit militäriſcher Feſtigkeit hinter den Beiden her. Schaaren von ſchreienden Knaben folgten ihnen, aus allen Fenſtern der Bürgerhäuſer in den Straßen ſchauten erſchreckte Frauenköpfe, und ein katholiſcher Geiſtlicher im Meßornat, dem ein das Rauchfaß ſchwingender Knabe vortrat, ging dem jungen Offizier und ſeinem ſchrecklichen Begleiter, aus der nahen Kirchenthür tretend, mit feſtem Schritt entgegen.

„Ihr ſeid der Delinquent, den wir, mein Gehülfe Bartſch und ich, ſo eben ſahen, wie er ſich drüben auf dem Galgenberge dicht am Fuße der Leiter von dem Profoß losriß und mitten durch die Schaar der Soldaten hindurch, von den Schüſſen, die ſie ihm nachfeuerten, nicht berührt, in unglaublich kurzer Zeit hierher ſtürzte?“ fragte Kepler.

„Der bin ich“, entgegnete der unheimliche Gaſt,

und mit einer ſehr raſchen Bewegung eine Piſtole ergreifend, die über Kepler's Bett hing und geladen zu ſein ſchien, ſetzte er hinzu: „und ich bin jetzt im Beſitz des Mittels, dem ſchimpflichen Galgen zu entgehen und einen ehrlichen Soldatentod zu ſterben, ehe meine Kameraden, die meine Unſchuld ſehr gut kennen, mich von Euch, wenn Ihr mich ausliefern wollt, in Empfang nehmen."

„Ich bin ein friedlicher Mann und möchte Euch lieber retten als ausliefern, ſelbſt wenn Ihr ein Schuldiger wäret, denn ich weiß ja, der Herr will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er lebe und Buße thue", ſagte der Gelehrte mit milder Stimme.

„Wenn ich Kleider von einem Bürger bekommen könnte, die mir paßten, ſo könnte ich in der Dämmerung des Abends hinüber in das Gotteshaus, deſſen Aſylrecht ſelbſt der Friedländer nicht brechen wird", entgegnete der Geflüchtete.

„Mein Gehülfe Jakob Bartſch wird nicht kleiner ſein als Ihr und Euch ſeine Kleider gern geben, um Eure Rettung möglich zu machen. Wenn Ihr unſchuldig ſeid, ſo fürchte ich ſelbſt des Friedländers Zorn nicht", ſagte mit aller Ruhe ſeines Charakters Johannes Kepler.

„Da ſieht man, daß Ihr ihn nicht kennt", entgegnete jener. „Des Friedländers Zorn iſt ſchrecklich wie der des empörten Meeres, und ich, Hennig Werner,

werde ſeiner und dieſer Stunde gedenken, ſolange meine Augen offen ſind. Geſtern hat er, der Mann von Eiſen, den Befehl ergehen laſſen, daß keiner der Soldaten auch nur eines Pfennigs werth von den Bürgern und Bauern hier herum nehmen ſoll. Bei mir hätte es deſſen nicht bedurft, denn ich bin ein Kind dieſer Stadt, in der heute noch faſt alle meine Blutsfreunde wohnen. Ich war heute in der Morgenſtunde bei einem Bruder von mir, der Hof und Garten nur hundert Schritte vom Galgenberg beſitzt und ein wohlhabender Mann iſt. „Höre, Hennig“, ſagte ſeine Tochter zu mir, denn mein Bruder iſt wohl zwanzig Jahre älter als ich und hat eine hübſche Tochter, die er mir zum Weibe geben würde, wenn ich in ſein Gewerbe, er iſt ein Weinhändler, eintreten könnte. — „Höre, Hennig“, ſagte alſo die liebe Marie, „die Mutter hat mir geſtern Abend erlaubt, Dir den ſchönen Gänſebraten zu geben, den wir geſtern anſchnitten, weil der Herr Dekan uns zum Mittagseſſen nicht die Ehre gab, und — da haſt Du ihn.“ Sie reichte mir den fetten Braten; er ſteht jetzt auf dem Galgenberge, und die Raben werden ihn freſſen, weil ſie mich nicht freſſen können.

Wie ich nun mit dem Braten in den Händen aus der Gartenthür trete, da reitet er, der Schreckliche, juſt vorbei.

„Was haſt Du da, Schurke?“ fragte er mit einer

Stirn, ſo finſter wie eine Gewitterwolke auf dem Blocksberge.

„Einen ſchönen Gänſebraten“, antwortete ich, mit dem Zeigefinger an der Hoſennaht.

„Hängt die Beſtie!“ war ſeine Antwort darauf, und er befiehlt mit einem Augenblinzeln dem Cornet, dem Profoß und den armen Schelmen, die hinter ihm waren, mich fortzubringen.

„Er iſt unſchuldig“, ſagte der Cornet, der ein kühner Mann iſt.

„So hängt ihn unſchuldig, deſto mehr werden die Schuldigen zittern“, war des Fürchterlichen Antwort.

So ward' ich denn weggeſchleppt! 's war ſchier aus mit mir; wie aber der ſchändliche Profoß mir die Kleider abreißt und grinſend den Strick von ſeinem Leibe abwickelt, den er mir um den Hals legen will und mit dem ich ſo die Leiter hinaufklettern ſoll, da packt mich eine fürchterliche Wuth. „Einmal kann ich doch nur ſterben“, ſchrei' ich und reiße mich von den Fäuſten des Schinders los; ich renne den Berg hinab durch meines Bruders Garten und Haus, die Vorderthür iſt nur zwei Schritte von der Euern dort in dem Quergäßchen, und hier bin ich nun. Rettet mich, Herr! Meine Kameraden lechzen nicht nach meinem Blute, und der ſchreckliche Mann, der hier befiehlt, wird bald den

einen Unglücklichen vergeſſen haben, deſſen Tod Niemand etwas nützen kann. Rettet mich! Meine alte Mutter, deren jüngſtgeborener Sohn ich bin, wird Euch ſegnen, aber über Euer Haupt komme mein Blut, wenn Ihr mich denen ausliefert, die, von meiner Unſchuld überzeugt, ſchwer genug an das Henkeramt gingen."

„Ich will thun, was ich kann", ſagte Kepler mitleidig. „Fremd, wie ich bin, und von des Kaiſers Majeſtät ſelbſt der Gnade des Friedländers empfohlen, gelingt mir vielleicht, was jedem Andern unmöglich ſein würde. Ich fürchte des ſtolzen Herzogs Zorn nicht, denn er kann mir nichts Schlimmeres anthun als den Tod."

„Ihr ſeid ein kühner Mann und ein gütiger dazu", ſagte Hennig Werner, Suſanne aber, die unterdeß das Zimmer verlaſſen, trug auf ihren Armen einen vollſtändigen Anzug von Bartſch herein, beſorgte in ein Nebenkämmerchen Kämme, Waſſer und Seife, und vollkommen gehüllt in die ſchwarzen Kleider des gelehrten Gehülfen, trat der junge Landsknecht in das Zimmer ſeiner Wohlthäter zurück, wo er bis zur Abendſtunde verſteckt und mit Speiſe und Trank erquickt wurde. Kepler war unterdeß zu dem Propſt, der Kirche gegenüber, gegangen, und mit ſinkender Dämmerung befand der dem Tode Entronnene ſich in der Sicherheit des Aſyls.

Es war eigentlich die ſeltſamſte Einführung, die Kepler bei dem Herzog finden konnte, daß er ihm von der Empörung, Flucht und völligen Unſchuld des Landsknechts Hennig Werner einen ausführlichen Bericht abſtattete. Als er ſeinen Bericht mit den Worten endete: „Ich glaube, daß des Unglücklichen Flucht geglückt iſt", entgegnete Wallenſtein: „Er iſt alſo davongelaufen? Gut, Herr Magiſter, ſo laſſe man ihn laufen, die Gelegenheit zum Hängen wird ihm ſchwerlich entgehen. Ihr aber ſeid herzlich willkommen bei mir und laßt mich hoffen, daß Ihr mich von Eurer umfaſſenden Gelehrſamkeit einen größern Nutzen ziehen laſſen werdet, als weiland Euern Gebieter, Kaiſer Rudolf II."

„Durchlaucht!" entgegnete Kepler, „ich habe Sr. Majeſtät nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen treu gedient. Die Tafeln ſind trotz der ungünſtigen Umſtände, unter denen zu arbeiten ich gezwungen war, fertig, ſie ſind zum guten Theil auf meine eigenen Koſten gedruckt, und ich hoffe durch dieſelben dem erlauchten Andenken des Kaiſers, der mich ſeiner Gnade würdigte, keine Schande zu machen. Die Rudolfiniſchen Tafeln werden leben, ſolange die Erde um die Sonne kreiſt, und das Andenken des gelehrten und gütigen Kaiſers bis in die fernſten Zeiten erhalten. Zu Ew. Durchlaucht bin ich von Kaiſer Ferdinand geſendet worden,

um endlich durch Dero Großmuth und Huld die Zahlung zu erhalten, die mir für dieſe Arbeit zugebilligt wurde und auf die ich, da bei mir das Alter naht, als auf die einzige Sicherſtellung für meine Wittwe und Waiſen im Fall meines Todes zu hoffen berechtigt bin."

„Gut, gut", entgegnete Wallenſtein; „es hat den Friedland noch Keiner, der ihm gedient, undankbar oder einen Knicker genannt, aber ich erwarte auch Dienſte von Euch, Dienſte von hoher Wichtigkeit, und rechnet darauf, daß die Zeiten der Sorgen und Noth für Euch und die Eurigen vorüber ſein werden, wenn Ihr dem Wallenſtein treu und nach ſeinem Willen dient."

„Ew. Durchlaucht haben einſt durch die Großmuth, mit der dieſelben einen bloßen Scherz belohnten, auf viele Wochen Sorgen und Kummer vom Haupte eines Familienvaters genommen, der nie aufhören wird, Euch dafür warmen Dank zu zollen."

„Hab' ich das?" fragte Wallenſtein mit einem feinen Lächeln. „So hatte die Frau Fürſtin von Lobkowitz, damals Obriſtburggräfin von Roſenberg, doch Recht, als ſie mir ſagte, daß es Euch von Nutzen ſein dürfte, wenn ich meine Schuld an Euch bald berichtigte."

„O Polixena, edle Freundin", dachte Kepler, und ſein Herz wallte auf in herzlicher Dankbarkeit für die

Frau, deren er jetzt nur selten, dann aber nie ohne warme Verehrung gedachte.

„Dienste ähnlicher Art, als ich sie damals von Euch erbat, sind es eben, die ich heute noch von Euch verlange. Zunächst sollt Ihr, großer Sternkundiger, mir die Zeit der nächsten Zusammenkunft von Mars und Jupiter berechnen, die Schlüsse daraus wollen wir dann, so Gott will, nach allen Regeln der edlen Kunst gemeinschaftlich ziehen."

„Ich bin, soweit es diese Berechnung betrifft, zu Ew. Durchlaucht Befehl, was aber die Schlüsse, die daraus zu ziehen sind, anbelangt, so muß ich Ew. Hoheit an Dero Astrologen, Herrn Battist Zeno oder Seni, verweisen; ich bin ein schlichter Mathematikus und Naturforscher und kann und werde mich nie zu Dingen verstehen, die ich für große Thorheit und schädlichen Unsinn halte."

„Sprecht Ihr also geringschätzig von der höchsten Kunst und Weisheit, die, in Urzeiten auf den Ebenen Chaldäa's gefunden, den Menschengeist gewissermaßen zum Herrn des Schicksals macht, da sie ihm Einsicht in dasselbe gibt?" fragte Wallenstein.

„Durchlaucht", entgegnete Kepler, ohne vor dem Stirnrunzeln des Fürsten den klaren Blick zu senken, „ich will Euch nicht erzürnen, aber ich wäre der Ehre, ein Deutscher zu sein, nicht würdig, wenn ich Euch die großen Wahr-

heiten, die ich unter Gottes Beiſtand erkannt habe, verſchweigen und vorenthalten wollte. Die Weisheit der Chaldäer iſt eitel Thorheit! Daran kann Niemand zweifeln, ſeit der große Copernicus den Bewohnern der Erde den Blick in die Regelmäßigkeit des Wandels der ewigen Sterne eröffnete; ich am wenigſten, denn Gott hat mich begnadigt, die Bahnen derſelben genau zu erforſchen. Wohl wäre es mir möglich, aus feiger Furcht Ew. Gnaden zu verſchweigen, was ich weiß, und Dero Wünſchen zu ſchmeicheln durch Anwendung der Regeln jener thörichten Kunſt, durch welche ich mir ſchon einmal Eure Gnade erworben. Damals war ich ein Jüngling; ich bin mir mein Leben lang dieſes Fehlers mit ſchwerem Herzen bewußt geweſen. Jetzt bin ich ein Mann und will dem Greiſenalter, dem Tode, der in jedem Moment über mich kommen kann, nicht mit der niederdrückenden Ueberzeugung entgegentreten, daſſelbe große Unrecht wiederholt zu haben."

„So hatte ich mich denn getäuſcht", entgegnete der Herzog, unruhig im Zimmer auf und abſchreitend, „wenn ich hoffte, in Euch einen Helfer und Gefährten zu finden bei meinem großen Plane, Deutſchland den Frieden und allen Parteien Freiheit des Glaubens zu geben!"

„Gott ſegne Ew. Gnaden großes Herz", ſagte Kepler mit leuchtendem Blick. „Gebietet über alle meine Kräfte,

über mein Leben, ich lege es in Ew. Durchlaucht Hände, aber ich bin ein proteſtantiſcher Chriſt und würde nie nach dem jeſuitiſchen Grundſatz handeln, der eine böſe Handlung erlaubt, wenn ſie zur Förderung des Guten nöthig ſcheint."

„Aber inwiefern könnte es böſe ſein, wenn Ihr zu meinem Nutzen eine Kunſt ausübtet, deren Regeln Ihr verſteht, wenngleich Ihr die Grundlagen derſelben für falſch haltet?" fragte der Fürſt.

„Weil ich durch die Ausübung derſelben Ew. Durchlaucht möglicherweiſe Veranlaſſung geben könnte, Thaten auszuführen, die, folgenſchwer für die Welt und gemeinſchädlich, unterblieben wären, wenn nur Ew. Gnaden erhabener Verſtand und großes Herz, nicht die Ausübung meiner thörichten Kunſt Leiter von Dero Handlungen geweſen."

Friedland warf einen eigenthümlichen Blick auf den in unterthäniger Haltung vor ihm ſtehenden Gelehrten.

„Ihr ſeid ein Mann, Magiſter Kepler, obgleich Euer Auge ſanft und faſt ſchüchtern blickt, wie das eines Weibes. Wohlan, ich will Euch in Roſtock eine Profeſſur geben, dorthin geht und verſucht, wie Ihr es möglich machen werdet, zu Eurem Gelde zu kommen."

„Durchlaucht", entgegnete der Gelehrte, das Haupt um ein Weniges erhebend, „ich weiß, und Euer eigenes Wort

kann mir keinen Zweifel daran einflößen, daß der Herzog von Friedland, der Freund und treueſte Diener ſeines Kaiſers, den Forderungen, die ein ehrlicher Mann an dieſen zu machen hat, zu ihrem Rechte verhelfen wird."

„Wohlan, wenn Ihr dahin nicht wollt, ſo bleibt bei mir als mein Secretär und leiht mir bei Arbeiten, denen ich vielleicht in meiner Rauheit nicht gewachſen bin, Eure gewandte Feder."

Eine Handbewegung des großen Kriegsfürſten benachrichtigte den Gelehrten, daß ſeine Audienz vorüber ſei, und er kehrte zu ſeiner Gattin zurück, der er ſeine Unterredung mit dem Herzog und die Befreiung des armen Hennig Werner mittheilte, der noch während der Anweſenheit der Kepler'ſchen Familie in Sagan ſeine Hochzeit mit der ſchönen Marie Werner feierte, zu welcher Feſtlichkeit auch das Kepler'ſche Ehepaar geladen war.

Kepler arbeitete als Secretarius und Translateur in Wallenſtein's Kriegskanzlei, berechnete auf Kaiſer Ferdinand's Befehl die Ephemeriden bis zum Jahre 1637 und für Wallenſtein die Zuſammenkunft des Jupiter und Mars und ſetzte neben dieſen Arbeiten ſeine mathematiſchen, phyſikaliſchen und ſonſtigen Studien aufs eifrigſte fort.

Unterdeß wütheten die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs in allen Gauen Deutſchlands. Wo Ferdinand's Truppen als Sieger einzogen, und das war faſt

überall, wo Wallenſtein's Feldherrntalent ſie leitete, ward das Reſtitutionsedict gegen die Proteſtanten mit eiſerner Strenge zur Geltung gebracht. Viele Hunderte von proteſtantiſchen Geiſtlichen wurden durch daſſelbe obdach- und brodlos und irrten bettelnd mit ihren Familien durch niedergebrannte Dörfer und Städte. Aber auch die Katholiken hatten viel zu leiden; Wallenſtein's Heere hauſten in den Ländern der deutſchen Reichsfürſten als einziehende Sieger, und von allen Seiten, namentlich von dem Herzog Maximilian von Baiern, ſeinem Studiengenoſſen, wurde Kaiſer Ferdinand beſtürmt, dem Unweſen der Wallenſteiner ein Ende zu machen.

Johannes Kepler hatte unter dem Fürſten mit ſeiner Familie in Frieden gelebt, freilich aber die Zahlung ſeines rückſtändigen Gehalts jetzt ebenſo wenig als früher empfangen.

Seine älteſte Tochter Margarethe lebte noch immer in ſeines Freundes Bernecker Hauſe in Straßburg, und an ihre Heimkehr in den Schooß ihrer Familie konnte in dieſen furchtbaren Kriegszeiten nicht gedacht werden.

Der Gehülfe Kepler's, der wackere Bartſch, hing mit einer wahrhaften Sohnesliebe an dem Gelehrten, der ihm nicht nur ein Quell des Wiſſens, ſondern auch das Vorbild jeder Tugend war. Er gehörte ganz und gar zur

Familie und wurde von den Eheleuten nicht anders gehalten, als es mit dem abweſenden Sohn Ludwig der Fall geweſen wäre. In ſeiner Gegenwart las man laut die Briefe der abweſenden Freunde, Geſchwiſter und Kinder, und er entwarf ſich aus ihnen, unter denen ſich ja auch die eigenen der jugendlichen Margarethe und die ihres Lobes vollen Briefe Bernecker's und der Frau Binder befanden, ein glänzendes Bild der Tochter ſeines väterlichen Freundes, den auch jetzt wieder ein ſchweres Familienunglück betroffen, indem zwei ſeiner Kinder durch eine Seuche dahingerafft plötzlich ſtarben, ſodaß von Suſanna's reichem Kinderſegen nur zwei Töchter übrig blieben, das Herz der Aeltern zu tröſten. Wie ſehr gedachte in dieſen Kummerſtunden Kepler ſeiner lieben, ihm unerreichbaren Margarethe, welchen Troſt würden er und die tief ergriffene Mutter in dem Wiederſehen des ſchönen, heitern Mädchens gefunden haben! „Wenn ich ſie nur paſſend verheirathen und unter dem Schutze eines würdigen Gatten in Deine Vaterarme ſenden könnte", ſchrieb Bernecker dem geliebten Freunde. Auch dieſen Brief hörte der wackere Bartſch vorleſen und er brachte einen Entſchluß bei ihm zur Reife, der ſchon lange in ſeinem Herzen erwogen war.

„Magiſter Kepler, mein väterlicher Freund", ſagte er, raſch von ſeinem Sitze aufſtehend, „Ihr wißt, ich habe

mich um die Stelle des Profeſſors der Mathematik in Straßburg beworben; ich that's, um Eurer Tochter nahe ſein und mich um ihre Gunſt bewerben zu können. Wollt Ihr ſie mir geben und mein wirklicher Vater werden, wenn ich ihr ein genügendes Auskommen werde bieten können?"

„Aber ſie muß Euch doch lieben, und dazu muß ſie Euch kennen lernen", warf Suſanne eifrig ein.

„Ich liebe ſie, ohne ihr Angeſicht geſehen zu haben", entgegnete Bartſch innig, „und wenn die Pocken jetzt ihre ſchöne weiße Haut, von der die Frau Binder ſo oft in ihren Briefen ſpricht, zerſtören würden, meine Liebe könnte dadurch nicht verringert werden."

„Margarethe muß ſelbſt entſcheiden", ſagte Kepler; „mir ſelbſt wäret Ihr, mein lieber Studiengefährte, der liebſte Sohn, den ich mir ausſuchen könnte."

„Eure Hand darauf, mein theurer Vater!" rief Bartſch hoch erfreut.

Seine Berufung zur ſtraßburger Profeſſur kam wenige Tage nach dieſer Unterredung in des wackern jungen Gelehrten Hände, und von Kepler's und deſſen Gattin Segen begleitet, eilte er mitten durch die Kriegsunruhen nach Straßburg. Kepler's Brief an Bernecker, in welchem er dieſem das Amt des Vaters bei der wahrſcheinlichen Verheirathung ſeines Gretchens überträgt

und ſeine Zweifel darüber ausdrückt, ob die Hochzeit, der er doch leider nicht beiwohnen könne, nicht am beſten in Leonberg gefeiert würde, wo er Bürger ſei, iſt ein neuer rührender Beweis der liebevollen Anhänglichkeit des großen Gelehrten an ſeine Heimat. Bernecker lud Kepler's Bruder und Schweſter zu des lieben Gretchen's Hochzeit, die er mit allen Ehren, welche jene Zeit forderte, in ſeinem Hauſe feierte, und auch der ſtattliche Student Ludwig Kepler fehlte nicht dabei.

Der junge Profeſſor Bartſch führte dann ſein ſchönes Weib mitten durch das wilde Kriegsgetümmel dem fernen Vater zu.

Die Druckerpreſſen des großen Gelehrten mußten in Sagan ſtille ſtehen, da kein Buchdrucker ſich wegen der Kriegsunruhen dorthin wagte. So blieben alſo die Ephemeriden ungedruckt, ſowie auch ſeine kleine Schrift, in welcher er der Gelehrtenwelt verkündete, daß im Jahre 1631 die Venus an der Sonnenſcheibe vorübergehen würde, eine Himmelsbegebenheit, die bis dahin noch kein Aſtronom auf der Erde beobachtet habe. Was aber die Jünger der edlen Kunſt Gutenberg's ſich auszuführen nicht getrauten, das gelang dem Muthe der wackern Kinder Kepler's. Mitten durch die Armeen Wallenſtein's reiſend, kamen Bartſch und ſeine Margarethe in Sagan an. Bartſch hatte ſich wohl gehütet, den altern-

den Vater von dieſem überkühnen Unternehmen zu benachrichtigen, und ſo war denn dies Wiederſehen ein ganz unerwartetes.

Das junge Ehepaar brachte einen ganzen Frühling von Glück in das ſtille Aelternhaus, wo noch Trauer wegen des Dahinſcheidens der beiden jüngſten Kinder herrſchte und die ſtete Wehmuth wegen des allgemeinen Unglücks Deutſchlands weſentlich vermehrte.

Mit dem Eintritt des jungen Ehepaars ſchien aber der Geiſt der Freude in die Bruſt des Vaters einzuziehen. Während Bartſch mit Kepler ſich im eifrigen Geſpräch in die Fernen des Himmels verlor und beide ſich an dem Gedanken ergötzten, welche beſeligende Freude die Beobachtung des Vorüberziehens der Venus vor der Sonnenſcheibe ihnen verurſachen würde, und welche neuen Einblicke in die Natur des der Erde ſo nahen Planeten ſie bei dieſer Gelegenheit vielleicht würden gewinnen können, ſaß Gretchen bei Suſannen, ſie über die Gewohnheiten, Anſichten und Lieblingsſpeiſen des von nur wenig ihr gekannten Gatten ausfragend, und immer war es der jungen Frau eine Freude, aus dem Munde der fleißig beobachtenden Mutter zu erfahren, daß der junge Gelehrte wirklich und wahrhaftig mancherlei Eigenthümlichkeiten beſäße, die an den ältern, an den wackern, trefflichen Vater der Familie erinnerten. So verfloſſen trotz

der allgemeinen Noth den Wiedervereinigten einige Wochen heitern Glücks. Sie verfloſſen nur zu ſchnell, und Bartſch, in Straßburg an ſein Amt gebunden, mußte mit ſeinem ſchönen Weibe endlich die keineswegs ungefährliche Rückreiſe antreten. Kepler überwand den Schmerz dieſes Abſchieds mit der Kraft ſeines gottergebenen Heldenmuths und tröſtete ſeine Kinder mit der Hoffnung des Wiederſehens und künftigen Zuſammenlebens in Straßburg, wohin Kepler ſeinen Wohnſitz verlegen wollte, ſobald er von dem, was der Kaiſer ihm ſchuldete, wenigſtens ſo viel gezahlt erhalten würde, um mit ſeiner jetzt ſo klein gewordenen Familie einigermaßen leben zu können. Der Univerſitätsaufenthalt ſeines Sohnes Ludwig war bald beendet; Bernecker hatte bei der Beſtreitung der Koſten deſſelben wacker geholfen, wo das kleine Vermögen, das aus Barbara's Nachlaß für ihre Kinder zweiter Ehe übrig geblieben und bei Margarethe Binder und ihrem Gatten deponirt war, nicht hatte ausreichen wollen, und Kepler konnte ſich mit freudigem Herzen ſagen, daß ſein einziger Sohn ihm nur Freude gemacht habe.

Wallenſtein, nachdem er noch mehr als einen Verſuch gemacht hatte, ſeinen gelehrten Secretarius und Translateur zu bewegen, ſeinen aſtrologiſchen Grillen dienſtbar zu werden, gab dieſen Gedanken endlich auf,

aber mit ihm auch den Mann ſelbſt, der vergebens auf die Erfüllung des kaiſerlichen Befehls harrte, welcher dem Herzog von Friedland auftrug, die Forderungen des kaiſerlichen Mathematikers Magiſter Johannes Kepler mit zwölftauſend Thalern und deren Zinſen aus den Einkünften des Herzogthums Mecklenburg zahlen zu wollen; und wo gab es ein Gericht, bei dem der arme Gelehrte gegen den allmächtigen Kriegsfürſten Klage führen konnte? Was aber wäre dem Muthe Kepler's unmöglich geweſen, wo es galt, das Recht zu vertreten und für die geſicherte Zukunft ſeines Weibes, ſeiner Kleinen zu ſorgen? Wallenſtein hatte dem Gelehrten noch einmal die Stelle eines Profeſſors in Roſtock antragen laſſen und der vor dem Kriegsobern zitternde Senat gehorſam den großen Mathematiker zu derſelben erwählt, aber Kepler war nicht der Mann, der, wo er Recht hatte, ſich daſſelbe aus den Händen winden ließ. Was keiner der Fürſten des deutſchen Reichs, was ſelbſt der Kaiſer nicht wagte, das wagte der körperlich ſo zart organiſirte, jetzt überdies ſchon alternde Gelehrte. Er trat dem ſtolzen, faſt allmächtigen Feldherrn entgegen und erklärte feſt, er werde dieſem Rufe nicht folgen, bevor nicht der Herzog ſelbſt des Kaiſers Genehmigung dazu ausgewirkt und den Rückſtand bezahlt habe.

Solche Sprache war dem Friedländer unbekannt;

er, vor dem ganz Deutſchland bebte, konnte dem ſchlichten Mann nichts antworten; zahlen wollte er noch weniger, denn gerade in jener Zeit war ſeine Stellung zu ſeinem Kaiſer, dem er die größten Dienſte geleiſtet, eine geſpannte. Die katholiſchen Reichsfürſten Deutſchlands, deren Länder ſeine Truppen auf ſeinen Befehl ebenſo ausgeſogen und gebrandſchatzt hatten wie die proteſtantiſchen, beſonders der eben zum Kurfürſten erhobene Herzog von Baiern, hatten ſchwere Klage beim Kaiſer geführt und von ihm mit großem Ernſt gefordert, den Fürchterlichen, deſſen Schwert wie eine Gottesgeißel über allen deutſchen Ländern hing, ſeiner ſchwer gemißbrauchten Macht zu entkleiden.

In dieſer Noth rief Ferdinand II. einen Fürſtentag in Regensburg zuſammen, und Wallenſtein ſollte gehalten ſein, ſich vor demſelben zu verantworten.

Es war ein Entſchluß, wie ihn nur Kepler's kühnes Herz faſſen konnte, daß er zu dieſem Reichstag reiſen und vor Kaiſer und Reich die Eintreibung ſeiner Schuld zu fördern ſuchen wollte, und was er als Recht, als ſeine Pflicht und für das Beſte ſeiner Familie nothwendig erkannt hatte, das führte er aus, obgleich man faſt ſagen könnte, daß eine Welt von Hinderniſſen ſich dieſer Reiſe entgegenſtemmte.

Suſanne wußte nur zu wohl, daß keine Bitten,

keine heißfließenden Frauenthränen etwas über die Willenskraft ihres Gatten vermochten, wenn er zur Erfüllung einer Pflicht einen festen Entschluß gefaßt. Sie drückte daher das schwellende Herz in die Brust zurück, und statt ihm die Beschwerde des Abschieds durch Klagen zu vergrößern, that sie mit Fraueneifer und Klugheit ihr Möglichstes zur Erleichterung der Beschwerden der bevorstehenden gefahr- und mühevollen Reise. Sie mußte zu Pferde gemacht und das Gepäck des Reisenden danach eingerichtet werden. So ward denn die Reisewäsche auf das für Reinlichkeit und Gesundheit Nothwendigste reducirt, denn auf die Wegzehrung mußte bei einer Reise, die durch Gegenden gehen sollte, welche die Schaaren des Friedländers kahl gemacht hatten, die meiste Rücksicht genommen werden.

Da Kepler von Regensburg nicht nach Sagan zurückzukehren, sondern gleich nach Straßburg zu Bernecker und Bartsch zu gehen beabsichtigte, wohin Susanne mit den beiden Töchtern ihm, sobald sich für sie ein sicherer Schutz fände, folgen sollte, so nahm er auch seine neuesten Manuscripte und die Verschreibung über alle an ihn ausstehenden Schulden mit sich; das Alles gab mit dem Gewicht seiner Person ein starkes Gepäck für sein kräftiges Roß. Muth und sein festes Gottvertrauen waren seine einzigen Begleiter auf dem Wege,

und wahrlich, ſie thaten ihm noth bei dem, was er ſehen ſollte und was keine Feder der Wahrheit getreu beſchreiben, keine Phantaſie in ſeiner ganzen Schrecklichkeit ſich ausmalen kann. Durch Feuer zerſtörte Dörfer faßten auf beiden Seiten die Wege ein, auf denen ſein kräftiges Roß dahinſchritt; Herd und Schornſtein waren gewöhnlich das Einzige, was als trübſeliger Reſt von dem übrig geblieben, was einſt die Wohnung einer friedlichen Familie geweſen; nirgends fand ſich ein freundliches Obdach für den ermatteten Reiſenden, der, ſein Pferd auf einem halbzerſtampften Felde anpflöckend, in ſeinen Mantel gewickelt, hinter brandgeſchwärzten Mauern eine Zuflucht gegen die Nacht ſuchte. Schaaren von zerlumpten Kindern, ganze Familien, die ſich ihr Brod zu erbetteln verſuchten, begegneten ihm in der Nähe derjenigen Orte, die noch nicht vollſtändig vom Feuer zerſtört waren. Es war eine furchtbare Reiſe, und doch fand an jeder noch erhaltenen Hütte Kepler, wenn er anklopfte, mitleidige Aufnahme, und mehr als eine Familienmutter theilte ihren letzten Brodreſt mit dem bleichen Reiſenden, der ſo ſanft und ſo traurig ausſah.

Mit Sorgfalt alle Orte vermeidend, von denen man ihm ſagte, daß ſie von Truppen beſetzt ſeien, und lieber in der düſterſten Brandſtätte als in der Nähe der wilden Soldaten nächtigend, gelangte er endlich nach

vierzehntägiger unſaglicher Anſtrengung an das erſehnte Ziel.

Es war das Ziel ſeines Lebens! Die fürchterliche Reiſe hatte den zarten Körper des Gelehrten, das Entſetzliche, was er geſehen und erlebt hatte, ſein weiches Herz aufs äußerſte angegriffen.

Kaum angekommen verſuchte er alle Schritte zu thun, die es ihm möglich machen ſollten, ſeine gerechten Anſprüche durchzuſetzen, aber dieſe vergeblichen Bemühungen brachten ihn um den letzten Reſt ſeiner Kräfte.

Mitten unter ſtockfremden Menſchen, mitten in den berüchtigten Unruhen des tumultuariſchen regensburger Fürſtentags überfiel ihn ein Typhusfieber, das ihm alsbald das Bewußtſein raubte. Aber wie an den Oelberg die Engel kamen, um den mit der Todesangſt ringenden Erlöſer zu ſtärken, ſo kamen an das Bett des einſam ſterbenden Mannes, der ſein Leben lang Gott in ſeinen Werken geſucht hatte, die Fieberträume in lichten Engelsgeſtalten und wehten Frieden, den Frieden, der höher iſt als alle menſchliche Vernunft, um die Stirn unter deren edler Wölbung ſo erhabene Gedanken ihre Seraphsflügel gebreitet hatten. Johannes Kepler ſtarb am 15. November 1630 inmitten der Schrecken des dreißigjährigen Kriegs, fern von ſeinem Weibe, ſeinen Kin-

dern und den vielen Freunden, die ihn mit faſt anbetender Verehrung liebten.

Wer an dieſem Grabe an der Fortdauer des menſchlichen Seins nach jener Veränderung, die wir Tod nennen, zweifeln kann, der muß das ganze Erdendaſein für ein Chaos von Schrecken halten, ausgeſchloſſen von aller Regelung und Gerechtigkeit durch das Walten eines erhabenen Gotteswillens.

Kepler's früher Tod, denn er war erſt neunundfünfzig Jahre alt, war ein Tropfen in dem Meere von Blut und Elend des dreißigjährigen Kriegs.

Die ſterbliche Hülle dieſes unſterblichen Geiſtes ward auf dem Kirchhofe St.-Peter an den Außenwerken der befeſtigten Stadt Regensburg begraben, und lange, ſehr lange gedachten die Deutſchen wenig ſeiner Verdienſte. Noch heute ſpricht man in den Schulen der deutſchen Jugend von dem Gravitationsgeſetze des Briten Newton, ohne hinzuzufügen, daß eines Deutſchen, daß Kepler's große Gedanken, ſeine drei Regeln von der Planetenbewegung der feſte Grundbau deſſelben ſind. Durch den Sturm des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar auf Regensburg im Jahre 1633 wurde Kepler's vergeſſenes Grab von den ſtürzenden Mauern Regensburgs verſchüttet.

Ein katholiſcher Geiſtlicher, Karl von Dalberg, Bi-

ſchof von Regensburg, ſuchte die Stätte zwei Jahrhunderte ſpäter im Jahre 1808 auf und ſetzte ihm ein freundliches Denkmal.

Jetzt, in der Zeit, da ich dieſe Erzählung der Schickſale des großen, trefflichen, edelherzigen Mannes ſchließe, wird ihm von deutſchen Männern in ſeiner Vaterſtadt Weil ein Ehrendenkmal geſetzt.

Möge der Segen einer deutſchen Frau ihnen durch dieſe Blätter zugehen, und wenn es denſelben gelingen ſollte, das Andenken eines der größten Deutſchen, die je den Kampf mit deutſchem Jammer kämpften, ein wenig vom Staube der Vergeſſenheit zu befreien und dem deutſchen Volke zu zeigen, welch ein Recht es hat, ſtolz zu ſein auf den Beſitz des Mannes, den es bis jetzt nur ſo im Vorübergehen aus dem Converſations-Lexikon oder andern Compendien kennen lernte, ſo iſt der Zweck meiner Arbeit erreicht und mit befriedigtem Herzen ſage ich denjenigen meiner Leſer, die mich bis hierher begleiteten, Lebewohl!

Schlußwort.

Der in Romanen eingeführten Ordnung zu genügen, erlaube ich mir, dieſen kleinen Nachtrag beizuſetzen, der die Perſonen betrifft, welche auf das Leben Kepler's von größerem oder geringerem Einfluß waren. Beſold, der am 1. Auguſt 1630 zu Heilbronn heimlich katholiſch geworden war, lieferte, als 1634 nach der nördlinger Schlacht Schwaben von Oeſterreichern beſetzt ward, die würtemberger Archivalacten aus, ward öſterreichiſcher Geheimrath und erntete die Früchte ſeines ſchnöden Verraths in einem angenehmen Leben.

Die arme Suſanne überlebte, mit ſchweren Sorgen kämpfend, ihren Gatten noch um mehrere Jahre; auch die edle Polixena, die ein ſehr hohes Alter erreichte, mag ihn in der Stille ihres Herzens betrauert haben.

Ludwig Kepler ſtarb in Königsberg als hochgeachteter Arzt, und mit ſeinem einzigen Sohne, der kinderlos ſtarb, erloſch der Mannesſtamm des großen Aſtronomen.

Der wackere Bartſch lebte in ſeiner Ehe mit Margarethe Kepler nur vier Jahre; er ſtarb an der Peſt, und die junge Wittwe verheirathete ſich ſpäter mit Martin Heller.

Rabbi Löw war ſeinem Freunde auf dem Wege ins Jenſeit vorangegangen, dagegen überlebte der wackere Bernecker ihn um viele Jahre, da er noch zur Zeit des Weſtfäliſchen Friedens als ein Juriſt von hohem Rufe genannt wird.

Ende.

Am 1. December d. J. erscheint der 1. Band des neuen Jahrgangs vom

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang. — 1866.

24 Bände Octavformat von je 12 bis 15 Druckbogen in eleganter Ausstattung.

Das vorgenannte Unternehmen, welches, nach **zwanzigjährigem** Bestehen, gegenwärtig im Begriff steht, seinen **einundzwanzigsten** Jahrgang zu beginnen, ist das **einzige** derartige in Deutschland, das sich so lange zu behaupten vermochte.

Viele andere ähnliche, die nach ihm entstanden, traten geräuschvoll und pomphaft ins Leben. Man wollte das Außerordentlichste, noch nie Dagewesenes leisten, man wollte Frankreich und England überbieten und den Buchhandel dieser Länder zu dem beschämenden Geständnisse treiben, daß er dergleichen nicht aufzuweisen habe. Doch all diese hochfahrenden Pläne sind gescheitert, während das **„Album"** nicht nur von seinen ersten Anfängen an sich der Gunst des Publicums in ganz besonderer Weise zu erfreuen hatte, sondern auch mit jedem Jahrgange in der Achtung desselben gestiegen ist, wie auch die deutsche Presse jederzeit gern Veranlassung genommen hat, dem Unternehmen die ihm gebührende Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

Auf solchen Grundlagen ruhend, war es möglich, daß das **„Album"** bei einer zweimaligen Verlagsveränderung nichts an der erworbenen Stellung verlor, weil es festen Fuß im literarischen Leben unserer Nation gefaßt und ein Bedürfniß der gebildeten Lesewelt geworden ist.

Dieſen hervorragenden Platz in der deutſchen Unterhaltungsliteratur dem Unternehmen zu erhalten, iſt die beſtändige Sorge der gegenwärtigen Verlagshandlung. Dieſelbe iſt unausgeſetzt darauf bedacht, das „**Album**" zu einem ſtattlich dahinziehenden Unterhaltungsſtrome zu machen, in welchem ſich ganze Zeiten und Völker mit dem Zarteſten und Herrlichſten zugleich, was ſie beſitzen, anmuthig widerſpiegeln. Erſcheinungen der Geſchichte ſowohl wie freien Erfindungen dichteriſcher Geſtaltungskraft iſt Spielraum darin geboten, ſobald nur das, was uns allen heilig iſt, die Familie und Sitte, nicht davon betroffen wird. Hierüber wird der Herausgeber des „**Album**" vorſichtig wachen und einen beſondern Stolz darin ſuchen, das Unternehmen zu den Hütern deutſcher Häuslichkeit gerechnet zu ſehen.

Für eine angenehme Abwechſelung in der Lectüre wird ſtete Sorge getragen werden, und ſoll der Familienroman wie der hiſtoriſche, der heitere wie der ernſte gleiche Berückſichtigung finden. Dem Leben gebührt im Romane vor allem das meiſte Recht. Seinen Verwickelungen, ſeinen Conflicten nach allen Richtungen hin Rechnung zu tragen, wird das „**Album**" bei der Auswahl der Werke, welche es bringt, keinen Anſtand nehmen, dabei aber niemals die auch hier gezogenen Grenzen aus dem Auge verlieren.

Der Scandal- und Enthüllungsliteratur wird die Verlagshandlung zum mindeſten niemals Vorſchub leiſten. Die Erſcheinungen im „**Album**" ſollen die tauſend Verirrungen, Schwächen, Fehler und Laſter des menſchlichen Herzens und der menſchlichen Geſellſchaft wohl ſchildern, aber nicht um dem Publicum darin eine eigene Art von Reiz, eine gewiſſe kitzelnde und prickelnde Genugthuung zu verſchaffen, ſondern um damit den Gemüthern und den ſocialen Verirrungen der Gegenwart ein mahnendes Spiegelbild entgegenzuhalten.

Das „**Album**" iſt, wie man aus dieſen Andeutungen erſehen wird, kein bunter und zufälliger Zuſammenfluß von erzählenden Werken, ſondern es iſt, wenn uns dies zu ſagen er-

laubt ist, eine Encyklopädie der Unterhaltung, ein Unternehmen, welches unter einer Redaction von bestimmten Grundsätzen steht und zum Zweck hat, auch seinerseits für Veredlung und Hebung des deutschen Volkes nach besten Kräften beizutragen.

Der neue **einundzwanzigste** Jahrgang des **„Album"** wird Beiträge von den besten Namen unserer gegenwärtigen Unterhaltungsschriftsteller vereinigen, als:

Armand — Ritter Braun von Braunthal (Jean Charles) — Lucian Herbert — Baron Karl von Kessel — Adolf Mützelburg — Ferdinand Pflug — Josef Rank — Ferdinand Stolle — A. von Winterfeld —

die wir uns gestatten in Folgendem dem geehrten Publicum in Kürze charakterisirend vorzuführen.

Von **Armand**, dem berühmten Verfasser von „Bis in die Wildniß", „An der Indianergrenze", „Ralph Norwood", „Der Sprung vom Niagarafall", „In Mexico" ꝛc., ein Roman, der seinen Schauplatz in Nord- und Südamerika hat und berufen sein wird, in der deutschen Lesewelt Aufsehen zu machen.

Von **Adolf Mützelburg**:

Der Held von Garika.

Roman aus den Ländern des Kaukasus.

Für diesen Roman des so schnell beliebt gewordenen Autors bilden einige Episoden des letzten orientalischen Kriegs und zwar speciell die Ereignisse im Süden des Kaukasus, den geschichtlichen Hintergrund. Die Schicksale eines jungen, in England erzogenen Georgiers, des Enkels eines frühern Königs, der die günstigen Zeitumstände benutzen will, seinem Vaterlande die Unabhängigkeit wiederzugeben, und dessen edle Aufopferung und Begeisterung an der Schwäche und dem Verrath des Bruders und den Verhältnissen scheitern; die Reise eines Engländers, der sich und seine Tochter bei den Kurden und Kaukasiern in die gefährlichsten Situationen verwickelt sieht, die Erlebnisse mehrerer von Schamyl in Gefangenschaft gehaltenen Damen sind zu einem Ganzen verwebt, dessen Reichhaltigkeit sich nicht kurz wiedergeben läßt, das aber um so mehr fesselt, wenn man er-

fährt, daß viele dieser hochromantischen Ereignisse dem Leben entnommen sind. Ueberdies hat der Verfasser die Thatsachen nicht lose verknüpft, sondern künstlerisch derart gruppirt, daß in und an ihnen die Charaktere der handelnden Personen sich folgerecht entwickeln und ihre Herzensangelegenheiten den Leser ebenso sehr interessiren wie ihre außergewöhnlichen äußern Schicksale. Der Roman ist farbenreich und eigenthümlich, wie das Land, in dem er spielt.

Dem schließt sich ein dreibändiger Roman von **Lucian Herbert** an, dessen Titel vorerst noch Geheimniß ist und in welchem der bekannte Verfasser der historisch-biographischen Romane „Louis Napoleon", „Napoleon III." „Carlo Alberto" u. s. w. einen Gegenstand behandeln wird, mit dem sich die ganze gebildete Welt beschäftigt.

Dann folgt:

Aus dem Leben eines Junggesellen.

Komischer Roman in zwei Bänden

von

Karl von Kessel.

Der Verfasser, welcher zu den beliebtesten deutschen belletristischen Schriftstellern gehört, hat auch im gegenwärtigen Werke sein Talent nicht verleugnet. Darf einerseits schon die fließende, jede schleppende Form vermeidende Schreibart, welche dem Werke durchgängig eigen ist, als eine gute Empfehlung für dasselbe gelten, so ist andererseits auch die Gedankenfrische und der gesunde Humor, welcher darin herrscht, ganz dazu geeignet, das Interesse des Lesers dem Buche zuzuwenden. Der Autor hat sich in seiner Arbeit insofern den bessern englischen Schriftstellern angeschlossen, als er, wie diese, die Ereignisse, welche er schildert, und die Personen, die er vorführt, aus dem wirklichen Leben herausgreift, wodurch es ihm natürlich möglich wird, seinen Schilderungen einen um so größern Reiz der Wahrheit und Treue zu verleihen und die Charaktere, mit denen er den Leser bekannt macht, in ihrer vollen Originalität, im Gewande einer anziehenden Komik, welche gegen Albernheiten und Verkehrtheiten ohne Scheu die Geißel schwingt, darzustellen. Dabei hat der Herr Verfasser aber auch darauf Bedacht genommen, dem tiefern Gefühl des Lesers in geeigneter Weise Rechnung zu tragen und den Ernst und die edlern Empfindungen des Herzens da walten zu lassen, wo die Situation solches erfordert.

Von **Ferdinand Stolle**:

Von Wien nach Vilagos.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus den Jahren 1848 und 1849.

Aus den Sälen einer freiheitſtürmenden Aula, aus den Gemächern, wo die Reaction ihre geheimen Fäden ſpinnt, durch wildbewegtes Leben der öſterreichiſchen Hauptſtadt, durch die blutigen Octobertage führt der Verfaſſer den Leſer bis zu den Steppen und Puſzten, wo die Magyaren ihren Heldenkampf kämpfen, durch die von wilden Leidenſchaften durchtobten Lande der Südſlaven bis zu dem ſtillen Thale der bairiſchen Hochalpen, wo die Hauptträger des Romans endlich den erſehnten Frieden finden.

Von **Braun von Braunthal (Jean Charles)**:

Stoff und Geiſt.

Entſprechend der Aufgabe des ſocialen Romans der Gegenwart: die wichtigſten Zeit- und Lebensfragen der heutigen Geſellſchaft zu erörtern und zu beantworten, d. h. in theils wirklichen, theils erfundenen Ereigniſſen und Begebenheiten lebendig darzuſtellen, hat der Verfaſſer des obgenannten Romans eins der wichtigſten Momente im Leben unſerer Tage zur Darſtellung gewählt, nämlich den immer mehr um ſich greifenden Materialismus mit dem ihm folgenden Indifferentismus gegenüber nicht allein der poſitiven Religion, ſondern auch dem Göttlichen, der Idealität überhaupt, und hat in einer Reihe von Lebensbildern nach Vorlagen aus der modernen Zeitgeſchichte verſucht zu zeigen, wohin ſolche Strebungen auf Wegen, die vom Pfade des Ewigwahren abſeits ſich hinziehen, nothwendig führen müſſen.

Sein Roman umfaßt in drei Büchern die das bezeichnete Moment tragenden Hauptfactoren: die Familie — das Geld — das Staatsleben.

Von **A. von Winterfeld**:

Die Ehe-Fabrikanten.

Komiſcher Roman.

Derſelbe behandelt die ernſte Frage der ſocialen Lebensſtellung der Mädchen und der aus derſelben hervorgehenden leichtſinnigen

Schließung der Ehen und wendet sich daher hauptsächlich an die Theilnahme des schönen Geschlechts, das seine verschiedensten Typen mit allen Vorzügen und Mängeln in diesem Roman wiederfinden wird. An den Paaren, die uns der Verfasser vorführt, zeigt er die Ursachen und Folgen wahrer Neigung und speculativer Eheschließung, bald in ernster, bald in heiterer und bald in jener unwiderstehlich komischen Art, die während der Lectüre zu lautem Lachen hinreißt.

Von **Ferdinand Pflug:**

Geglänzt und erloschen.

Mit diesem seinem ersten größern Werke hat der begabte Verfasser einen, wie wir zuversichtlich behaupten können, äußerst glücklichen Wurf gethan. Eine der interessantesten Episoden des dreißigjährigen, dieses furchtbarsten, aber zugleich auch die Theilnahme jedes Lesers in einem Grade wie kaum ein anderer für sich in Anspruch nehmenden Kriegs, der räthselhafte und dunkle Ausgang Herzog Christian's von Braunschweig, des ritterlichen Welfenfürsten und kühnen Partisans, bildet den Inhalt des Buchs, das, reich an pikanten Verwicklungen, reich an fesselnden Charakteren und Scenen, sich noch ganz besonders durch die Lebendigkeit und Treue auszeichnet, mit welcher jenes dunkle Stück deutscher Geschichte geschildert ist.

Von **Josef Rank:**

Johannes Volkh.

Eine kleine, aber überaus spannende und zugleich formgewandte Erzählung, welche sich die Schilderung der Vergeltung zum Vorwurfe genommen hat, die ein Forstwart an einer Bande Wilddiebe übt, welche ihn sammt seinem Söhnchen einer furchtbaren Marter, einem viele Stunden langem Schweben zwischen Tod und Leben unterworfen hatten.

In diesem reichen und mannichfaltigen Inhalte werden die geehrten Abnehmer des „**Album**" für unsere eingangs gemachten Zusicherungen gewiß eine genügende Garantie finden und erlauben wir uns **ganz besonders hervorzuheben,** daß die bei dem jetzt beendigten zwanzigsten Jahrgange sich zu unserem großen Leidwesen für uns geltend gemachte Nö-

thigung eines Abweichens von dem Programme nicht wiederkehren wird, indem uns die Manuſcripte zu ſämmtlichen angezeigten Werken theils bereits vorliegen, theils in der allernächſten Zeit in unſere Hände gelangen.

Der Preis und die Bezugsbedingungen bleiben dieſelben.

Der einundzwanzigſte Jahrgang des „**Album**" erſcheint ebenfalls in **24** Bänden, wovon **allmonatlich regelmäßig zwei** ausgegeben werden.

Jeder Abnehmer erhält mit dem letzten, 24., Bande

gratis als Prämie zum Album 1866

ein beſonders für unſer „**Album**" angefertigtes hiſtoriſches Gemälde:

Maria Stuart's Verhöhnung durch den Edinburgher Pöbel

den 15. Juni 1567.

Gemalt und auf Stein gezeichnet von **Otto Günther.**

Alle Subſcribenten, welche den Betrag für den ganzen Jahrgang nebſt Prämie auf einmal und voraus bezahlen, erhalten dieſes Kunſtblatt in den allererſten, alſo ſchärfſten Abdrücken bereits mit dem 3. Bande gratis.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Leipzig und Wien, im November 1865.

Die Verlagsbuchhandlung von Ernſt Julius Günther.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z160442705

Digitized by Google